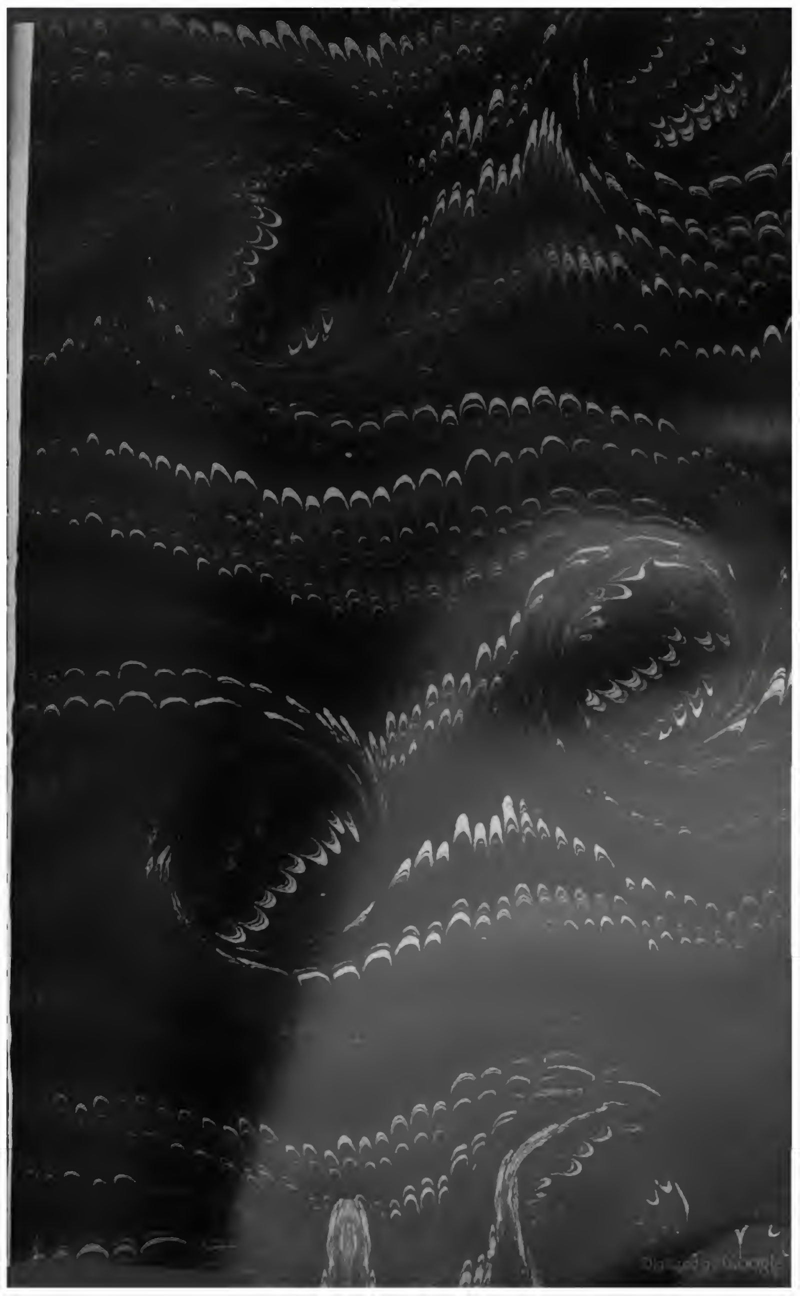
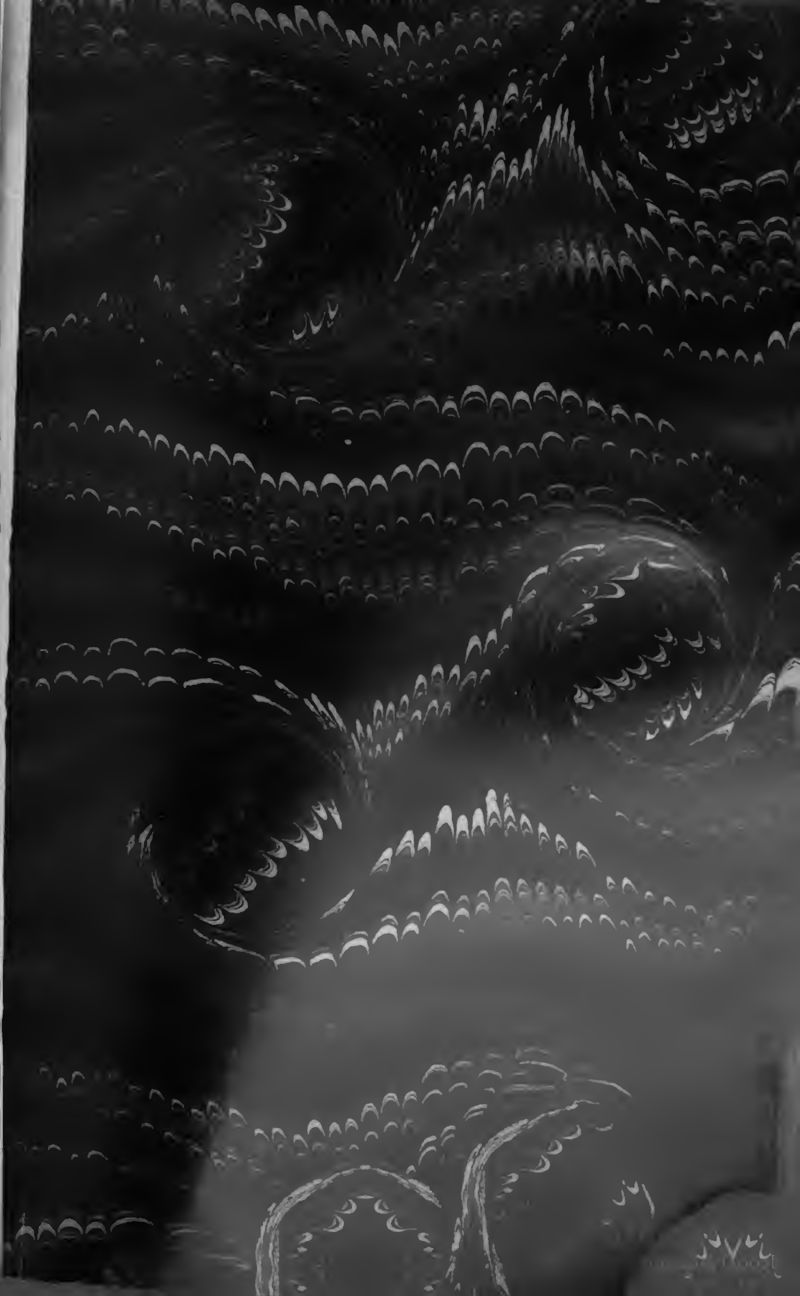
AUS DEN HOCHGEBIRGEN VON GRANADA: NATURSCHILDERUNGEN, ERLEBNISSE...

Moritz Willkomm







Aus den

Hochgebirgen von Granada.

Naturschilderungen, Erlebnisse und Erinnerungen

von

Heinrich Moritz Willkomm.

Nebst granadinischen Volkssagen und Märchen.

Mit zwei Steindrucktafeln.

Wien.

Druck und Verlag von Carl Gerold's Sohn.

1882.

Vorwort.

Wenn ich in den folgenden Blättern Erinnerungen aus meinem Leben wachrufe, welche weit über ein Menschenalter zurückliegen, ja Begebenheiten noch einmal erzähle, über die ich zum Theil schon vor mehr als drei Jahrzehnten berichtet habe, so glaube ich deshalb zu einer Erklärung verpflichtet zu sein. Hier ist sie. Alle Reisewerke, welche, seitdem ich selbst meinen ersten langen Aufenthalt in Andalusien (in den Jahren 1844 und 1845) geschildert habe, über jenen Theil Spaniens, beziehentlich über Granada veröffentlicht worden sind, enthalten zwar ausführliche Beschreibungen der von den Verfassern besuchten Städte, Bauwerke, Kunstdenkmale und Gemäldesammlungen, wohl auch der gesellschaftlichen und politischen Zustände, des Volkes und des Volkslebens: aber in keinem findet man eine Schilderung der Gebirge, ihrer Naturschönheiten und ihrer Bewohner. Alle Touristen, welche nach Granada kommen — und diese Stadt wird, seit sich Spanien mit Eisenbahnen durchzogen hat, alljährlich auch von deutschen Reisenden viel besucht — bewundern die Majestät der Sierra Nevada; aber diese sich näher zu besehen, in ihre romantischen Thäler einzudringen oder ihre erhabenen Gipfel zu erklimmen, fällt keinem ein. Höchstens wird dann und wann eine Besteigung des Picacho de Veleta versucht,

indem diese Partie fast ganz und gar zu Pferde ausgeführt werden kann. Freilich! in den Ortschaften dieses Hochgebirges und der wunderbar schönen Alpujarras, wie anderwärts in den Gebirgsgegenden des ehemaligen Königreichs von Granada gibt es keine fashionablen Hôtels, auf den Berggipfeln, keine wohlversorgten Unterkunftshäuser und Alpenhütten; da existiren keine bequemen, gebahnten Wege, keine Wegweiser, keine geprüften und verpflichteten Führer, kein sorgender Alpenverein: da ist der Reisende auf sich selbst angewiesen und muss mit dem vorlieb nehmen, was die bedürfnisslosen, aber gastfreien Bewohner jener Hochgebirgsregionen ihm zu bieten vermögen: ein Felllager, Brod, Milch, Käse und allenfalls ein Gericht gekochten Ziegenfleisches mit Puffbohnen! Dergleichen Entbehrungen scheuen aber unsere verwöhnten modernen Touristen. Denn dass in den meisten Hochgebirgsgegenden Granada's noch jetzt dieselben Zustände herrschen, wie vor 38 und 37 Jahren, wo ich jene durchwandert habe: dafür bürgen die Berichte der Naturforscher, welche in neuerer und neuester Zeit dort gewesen sind. Naturforscher sind überhaupt die einzigen Reisenden gewesen, welche jene wie andere Hochgebirge Spaniens besucht haben. Da aber deren Schilderungen nur in wissenschaftlichen Zeitschriften und Werken veröffentlicht zu werden pflegen, so sind dieselben nicht zur Kunde des grossen Publicums gelangt und die meinigen, fast die einzigen, welche hierüber in der deutschen Literatur existiren, längst vergessen. Diese Thatsachen haben schon seit geraumer Zeit, namentlich aber seit meiner letzten Anwesenheit in Granada, im Jahre 1873, den Gedanken in mir rege gemacht, die wundervolle und erhabene Natur der Hochgebirge des von Touristen

am meisten besuchten Theiles der Halbinsel noch einmal eingehend zu schildern; doch würde ich ohne eine ganz besondere Veranlassung schwerlich je dazu gekommen sein, dies zu thun. Diese Veranlassung war eine typhöse Krankheit, welche mich vor nunmehr bald einem Jahre Wochen lang an's Bett und noch länger an's Zimmer fesselte und in den ersten vier Wochen durch beinahe völlige Schlaflosigkeit bei vollkommen klarem Bewusstsein charakterisirt war. Dazu kam, dass ich damals eben eine der neuesten Schilderungen Granadas gelesen hatte. Dies bewog mich, meine eigenen über Andalusien veröffentlichten Reiseerinnerungen wieder einmal durchzulesen und meine vergilbten Tagebücher und sonstigen Aufzeichnungen, welche Jahrzehnte lang unbeachtet geruht hatten, hervorzusuchen, und da fand ich, dass ich Vieles, was ich damals gesehen und erlebt, gar nicht erwähnt, das Uebrige meist nur skizzenhaft geschildert hatte. Da fand ich auch längst vergessene Notizen über Volkssagen und Märchen, und um mir die Zeit in den langen schlaflosen und qualvollen Nächten zu vertreiben, arbeitete ich in meinen Gedanken die eine dieser Volkssagen, welche ich an einem Septemberabend des Jahres 1845 im Cortijo de las mimbres (Weidenhofe) skizzirt hatte (die Kastanienquelle), in der Form einer historischen Novellette aus, die ich noch im Bette bei Tage mit der Bleifeder niedergeschrieben habe. Wenn ich dieser Sage Novellenform gegeben, so ist dies deshalb geschehen, weil sie sich in einem Zeitabschnitte abspielt, welcher unstreitig die interessanteste Epoche der Geschichte der Sierra Nevada und Alpujarras umfasst und jenen Gegenden einen unnennbaren Zauber verliehen hat. Während meiner langen Reconvalescenz,

wo mir jede wissenschaftliche Arbeit untersagt war, habe ich dann mehr als die Hälfte des ganzen Buches geschrieben, dessen Plan, ja ganze Abschnitte ich in jenen Nächten ebenfalls im Gedanken entworfen und ausgearbeitet hatte. So ist dies wunderliche Buch entstanden! Möge dasselbe deutsche Reisende, denen es vergönnt ist, die paradiesischen Gefilde Granadas zu betreten, veranlassen, jene Hochgebirge zu besuchen. Gern hätte ich meinem Buche, das namentlich Botanikern als Führer dienen kann, eine von mir selbst auf den Gipfeln der Sierra Nevada und der Alpujarras aufgenommene Specialkarte dieser Gebirgsdistricte beigegeben, um dem Leser das Verständniss der Schilderung der orographischen Verhältnisse jenes reichgegliederten Berglandes und meiner darin unternommenen Excursionen zu erleichtern; indessen musste wegen der beträchtlichen Kosten, welche die Herstellung dieser ziemlich grossen Karte verursacht haben würde, davon abgesehen werden. Dafür hat der Herr Verleger zwei meiner an Ort und Stelle gezeichneten Skizzen aus der Sierra Nevada in wohlgelungenen Lithographien meinem Buche beigegeben, welches ich hiermit dem Wohlwollen des gebildeten Publicums zu empfehlen mir erlaube.

Prag, im Februar 1882.

Der Verfasser.

Einleitung.

Uebersicht der Gebirge des Königreichs Granada.

Das ehemalige arabische Königreich von Granada, welches gegenwärtig in die drei Provinzen von Malaga, Granada und Almeria zerfällt, ist in der Hauptsache ein Hochgebirgsland, und zwar eine sogenannte Bergterrasse, wie deren auf der pyrenäischen Halbinsel noch mehrere andere vorhanden sind. Doch kann sich keine andere Bergterrasse weder der Halbinsel noch Europa's überhaupt mit derjenigen von Granada messen, und zwar sowohl in Bezug auf Höhe, Gestaltung und Romantik ihrer Gebirge, als auch hinsichtlich der geographischen Lage und des Klimas. Die Bergterrasse von Granada, zu der naturgemäss auch der südlichste, ebenfalls von hohen Gebirgen erfüllte Theil der Provinz von Jaen gehört, liegt zwischen 36° 2′ und 38° 9′ n. Br., sowie zwischen 3° 1′ und 8° 4′ westl. Länge von Paris, d. h. im äussersten Westen von Europa, dem Kaiserreich Marocco und Algerien gerade gegenüber. Sie bildet einen kolossalen keilförmigen, sich von ONO. nach WSW. erstreckenden Wall von 64 geogr. Meilen Länge, doch nirgends über 20 geogr. Meilen Breitendurchmesser. Nord- und nordwestwärts fällt

sie theils steil, theils in terrassirten Abdachungen zu dem Bassin des Guadalquivir ab, welches sie von dem mächtigen Gebirgszuge der Sierra Morena scheidet; im Westen erhebt sie sich schroff mit einer steilen, wilden Gebirgskette aus dem Hügellande der Provinz von Cadiz, gegen NO. und O. senkt sie sich zur Hochebene der Provinz von Murcia und zum Bassin des Segura hinab, während sie längs ihres südlichen Randes ihren Fuss in den Fluthen des mittelländischen Meeres badet, hier oft viele Meilen weit mit schroff abstürzenden Sierren bis an die Küste tretend oder dieselbe mit malerischen, wild zerklüfteten Felsenmauern umgürtend. Ihre südlichsten Vorsprünge bilden die wilden, die Meerenge von Gibraltar einfassenden Gebirge von Algeciras; ja auch der Gibraltarfelsen selbst muss als ein isolirter, vorgeschobener Posten dieses Berglandes betrachtet werden

Auf der Oberfläche der granadinischen Bergterrasse, welche in ihrer westlichen Hälfte, in der Gegend von Antequera, eine starke Einschnürung zeigt, breiten sich drei Hochebenen oder Plateaus von sehr verschiedener Grösse und Naturbeschaffenheit aus: im Westen das rauhe, wenig umfangreiche und spärlich bevölkerte Plateau von Ronda, welches im Mittel 812 M. über dem Meeresspiegel gelegen ist; im Centrum die Hochebene von Granada, deren grössten Theil die berühmte, überreich bevölkerte „Vega“ dieser Stadt einnimmt, von 714·5 M. durchschnittlicher absoluter Erhebung; im Osten das grosse, in drei Abtheilungen zerfallende Hochland von Guadix, Baza und Huescar, ein mächtiges Plateau von grosser Ausdehnung,

ostwärts terrassenförmig bis 1137 Met. anschwellend, aber wegen seiner Naturbeschaffenheit grossentheils unbewohnt, indem es ihm an Wasser mangelt und sein Boden vorherrschend aus salzhaltigem Gyps, Thon und Mergel, aus Sandmassen und dürrem Felsgeschiebe besteht. Hier breiten sich baumlose, unabsehbare Steppen und Wüsteneien aus, die alljährlich von den Gluthstrahlen der Sonne versengt werden und an die Wüsten Nordafrika's erinnern.

Von allen Seiten ist die Bergterrasse von Granada von mächtigen Gebirgsketten umwallt, welche man als ihre „Randgebirge" bezeichnen kann, und von denen die meisten schon eine Höhe von 970 bis 1300 Met., einige sogar schon 1970 bis 2275 M. erreichen. Und zwar lassen sich naturgemäss fünf Randgebirge unterscheiden, nämlich: 1. das südliche, längs der Meeresküste sich erhebende, durch die aus dem Innern des Landes kommenden Küstenflüsse in viele Glieder zerspaltene Randgebirge, welches von O. nach W. aus folgenden Gebirgen besteht: Sierra de Alhamilla, S. de la Contraviesa, S. de Lujar, S. de las Almijarras, S. Tejeda, S. de Alhama, S. de Loja, S. de Antequera, S. de Abdelajis, S. de Agua, S. Blanquilla, S. Prieta, S. de Mijas, S. Bermeja, S. Blanca und S. de Estepona; 2. das westliche, aus den Gebirgen von Algeciras, Alcalá de los Gázules, Ubrique und Grazalema gebildete, eine einzige, ununterbrochene wilde Gebirgskette darstellende Randgebirge; 3. das nordwestliche, aus zwei durch das tiefe Thal des Jenil von einander geschiedenen Abtheilungen bestehende Randgebirge, welches unter allen Randgebirgen die unbe-

deutendste Erhebung zeigt und mehr die oberste Krönung des hier breit terrassirten, gegen das Guadalquivirbecken abfallenden Abhanges als ein wirkliches Gebirge bildet; 4. das nördliche Randgebirge, von der einen weiten von WSW. nach ONO. streichenden Bogen beschreibenden Gebirgsgruppe von Jaen gebildet, welches in seinem östlichen Drittheil durch das tiefe Durchbruchsthal des Guadiana menor zerspalten erscheint; endlich 5. das östliche Randgebirge, das von allen vorhergehenden dadurch abweicht, dass es aus einer Anzahl paralleler, von WSW. nach ONO. oder von W. nach O. streichender, fast isolirter Bergketten besteht, die sich auf dem breiten Ostabhang der Terrasse erheben. Aus dieser mächtigen Gebirgsumwallung ragen drei dieselbe an Höhe bedeutend übertreffende Centralgebirge empor, im W. die schwer zugängliche Hochgebirgsgruppe der Serrania de Ronda, im äussersten NO. der kolossale Kegelberg der Sagra Sierra, im Centrum endlich der alle übrigen Gebirge der Terrasse, ja der ganzen Halbinsel an Höhe weit übertreffende Riesenwall der Sierra Nevada, mit welchem nordwärts, östlich von der Hochebene von Granada die kleine, wilde Berggruppe der Montes de Granada innig zusammenhängt. Man kann daher die Bergterrasse von Granada füglich mit einer Krone vergleichen, über deren gezackten Aussenrand eine mit prächtigen Juwelen und Perlen besetzte Kuppel hoch emporragt.

Die Gebirge der granadinischen Bergterrasse sind insgesammt von höchst malerischen Contouren, aber leider der grossen Mehrzahl nach unbewaldet, entweder nur mit niedrigem Gebüsch (monte bajo) be-

deckt oder völlig kahl und nackt. Das ist nicht immer so gewesen. Ueberreste von Laub- und Nadelwäldern beweisen zur Genüge, dass ihre Mehrzahl ehedem mit Wäldern bedeckt gewesen ist, welche durch den Unverstand der Menschen ausgerottet worden sind. Auch deuten die Namen mancher Gebirge darauf hin, dass dieselben ehedem bewaldet waren. So hat die seit Menschengedenken völlig kahle Sierra Tejeda (zu deutsch: „Eibengebirge") offenbar von dem Eibenbaum (*Taxus baccata L.*, spanisch: „tejo"), welcher sich noch gegenwärtig in einzelnen verkrüppelten Exemplaren in ihrer subalpinen Region findet, ihren Namen erhalten und ist jedenfalls dereinst mit Waldbeständen jenes Baumes bedeckt gewesen. Einzelne Gebirgszüge, wie die vielverzweigte Sierra de las Almijarras besitzen noch gegenwärtig ausgedehnte Waldbestände (in dem genannten Gebirge Kiefernwälder) und in den untern Regionen der Sierra Nevada u. a. Gebirge gibt es auch jetzt noch beträchtliche Reste von Kastanien- und Eichenwäldern, die sich in früherer Zeit jedenfalls bedeutend höher hinaufgezogen haben mögen. Prachtvolle Laubwaldung, noch Urwaldbestände einschliessend, bekleidet die inneren schroffen, quellenreichen Bergketten der Gebirge von Algeciras und an den höchsten Hängen der den Centralstock der Serrania de Ronda bildenden Sierra de Yunquera finden sich auch jetzt noch ausgedehnte Bestände einer jenem Berglande eigenthümlichen Tannenart, der bekannten Pinsapotanne (*Abies Pinsapo Boiss.*), welche, seitdem dieselbe durch Boissier 1837 entdeckt und von mir im Winter 1844 reife Samen davon an einige botanische Gärten Deutsch-

lands gesendet worden sind, sich schnell in Mitteleuropa und auch bei uns eingebürgert hat und ein beliebtes Ziergehölz unserer Gärten und Parke geworden ist.

Unter den zahlreichen Gewässern, welche der Bergterrasse von Granada entströmen, nimmt der vom Nordabhang der Sierra Nevada herabkommende Jenil, welcher den westlichen Fuss des Alhambrahügels bespült, den ersten Rang ein. Nach seinem Austritt aus dem Gebirge gen Nordwest strömend, durchbricht derselbe in einem engen, gewundenen, höchst malerischen Thale, wie schon bemerkt, das nordwestliche Randgebirge, den Abhang der Terrasse hier tief durchfurchend, und führt die bei weitem grösste Menge des dem Centrum des granadinischen Hochlandes entquellenden Wassers dem Guadalquivir zu, dessen wichtigsten Nebenfluss er bildet. Doch wird derselbe innerhalb des Königreichs Granada nicht schiffbar, wie überhaupt dieses Land kein einziges schiffbares Gewässer besitzt. Den durch grosse Sterilität ausgezeichneten Gebirgen von Jaen entquellen nur wenige Wasseradern, welche ebenfalls unmittelbar in den Guadalquivir fallen. Dagegen entspringen in der östlichen Hälfte des Nordabhanges der Sierra Nevada viele Bäche, welche im Verein mit den dem nordwestlichen und zum Theil auch östlichen Randgebirge entströmenden Flüssen innerhalb der Hochebene von Guadix einen starken Fluss bilden, der nordwärts strömend, wie schon bemerkt, die Gebirgskette von Jaen durchbricht und unter dem Namen des Guadiano menor zu den stärksten Quellflüssen gehört, aus deren Vereinigung der Guadalquivir

entsteht. Die Parallelketten des östlichen Randgebirges entsenden ausserdem zwei ost- und südwärts dem Meere entgegenströmende Gewässer, den Rio de Almanzora und den Rio de Almeria, während die zahlreichen Bäche, welche dem Südabhange der Sierra Nevada entquellen, sich in zwei Flüsse sammeln, nämlich in den Rio de Adra, dessen breites Thal den nackten Marmorwall der Sierra de Gador von der rebenbedeckten Sierra de la Contraviesa scheidet, und in den Rio Guadalféo, welcher in einer mäandrisch gewundenen Schlucht zwischen glatten thurmhohen Felswänden sich zwischen den Sierren von Lujar und der Almijarras hindurchdrängt, um die paradiesische Ebene von Motril zu bewässern und hierauf bei der maurischen Burg von Salobreña in's Meer zu fallen. Westwärts von diesem Punkte bis zum Golfe von Gibraltar münden noch viele Küstengewässer in das Meer, von denen der Rio de Velez, der R. Guadalhorce, R. Verde und R. Guadiaro die bedeutensten sind. Der bei Malaga sich in das Meer ergiessende Guadalhorce durchbricht das einen gegen Norden zurückweichenden Bogen beschreibende Stück des südlichen Randgebirges, welches die grössere östliche Abtheilung der Terrasse mit der kleineren westlichen verbindet. Durch sein tiefes, wild romantisches Thal ist die von Malaga nach Cordova, beziehentlich nach Granada führende Eisenbahn, beiläufig die einzige, welche bis jetzt in das wilde Bergland der granadinischen Terrasse eingedrungen, mittelst staunenswerther Viaducte, Brücken, Tunnels und anderer Kunstbauten hindurch gelegt worden.

Die geographische Lage, eigenthümliche Configu-

ration der Oberflächengestalt der granadinischen Terrasse und die kolossale Erhebung der Sierra Nevada variiren das Klima dieses Berglandes in solcher Weise, dass sich auf diesem verhältnissmässig kleinen Flecke Erde sämmtliche Klimate des ganzen Europa, ja fast der gesammten nördlichen Hemisphäre repräsentirt finden. Denn während die Küstenebenen von Malaga, Motril u. a. sich eines fast tropischen Klimas erfreuen und daher hier Zuckerrohr, Baumwolle, indische Bataten, Bananen, Chirimoyas und andere Tropengewächse, selbst der Kaffeebaum trefflich gedeihen, erscheinen die höchsten Kämme der Sierra Nevada ununterbrochen von kolossalen Schneemassen bedeckt, zwischen und neben welchen eine zwerghafte Vegetation von Alpenkräutern umhergestreut ist, die nicht allein durch ihren Habitus an die Pflanzenwelt der arktischen Zone erinnern, sondern unter denen es einzelne Arten gibt, welche auch im nördlichsten Europa und in Grönland vorkommen. Zwischen diesen beiden Extremen sind aber in verschiedenen Gebirgshöhen alle Klimate und alle diese charakterisirenden Culturpflanzen Europas vertreten, während die dürren glühendheissen Hochebenen und Thalflächen des Ostens ein Klima besitzen, das mit demjenigen der Wüsten und Steppen Nordafrikas (Algeriens und der Regentschaft Tunis) fast vollkommen identisch ist. Diese grosse Verschiedenheit des Klima bedingt im Verein mit der nicht geringeren Verschiedenheit der Zusammensetzung des Bodens und dem Wasserreichthum der Centralgebirge jenen fabelhaften Pflanzenreichthum, durch den sich das Königreich Granada vor allen übrigen Gegenden der Halb-

insel, ja ganz Europas auszeichnet und welcher dieses wundervolle Gebirgsland schon seit vielen Jahrzehnten zu einen Eldorado der europäischen Botaniker gemacht hat, von denen bisher, selbst in neuester Zeit, noch keiner ohne reiche Ausbeute, ja ohne eine Anzahl noch völlig unbekannter Pflanzen entdeckt zu haben, aus demselben zurückgekehrt ist.

Was endlich die Bevölkerung des Königreichs Granada betrifft, so gehört dieselbe zwar im Allgemeinen jener Race an, welche man als die hochandalusische bezeichnet, ist aber in den einzelnen, oft durch die Terrainbeschaffenheit sehr von einander abgesperrten Districten des Landes aus ganz verschiedenen Volksstämmen zusammengesetzt. In den höchsten Thälern der sogenannten Alpujarras haben sich sogar unvermischte Reste der ehemaligen maurischen Bevölkerung erhalten, deren Vorfahren sich bei der Vertreibung der Mauren unter Philipp III. den Nachforschungen der spanischen Soldaten zu entziehen gewusst haben müssen und noch gegenwärtig als „Moriscos" bezeichnet werden. Aber abgesehen von diesen directen Abkömmlingen der Mauren trägt das Volk von Granada mehr oder weniger den arabischen Typus zur Schau, besonders in manchen Gegenden. Und mehr noch als der orientalische Gesichtsschnitt zeugen viele von den Arabern abstammende Sitten und Gebräuche davon, dass während des langen Zusammenlebens der nach der Eroberung Granadas eingewanderten Spanier mit den Mauren doch eine vielfache Vermischung beider Nationen stattgefunden haben muss, was besonders in der Zeit nach der gewaltsamen Bekehrung der Mauren zum Christenthume vorgekommen

sein mag. Man kann und muss daher die Bevölkerung von Granada, wenigstens theilweis als ein Mischlingsvolk halb occidentaler und halb orientaler Abstammung betrachten, weshalb auf dasselbe jener Vers unseres grossen Dichters Anastasius Grün vollkommen passt, welcher lautet:

„Aug' im Auge lächelnd schlangen
Arm' in Arm einst West und Ost,
Zwillingspaar, das liebumfangen
Noch in einer Wiege kos't".

I.

Die Sierra Nevada.

Die Tausende von Fremden, welche jetzt alljährlich Granada besuchen, dürften mit seltenen Ausnahmen die Eisenbahn wählen, um dahin zu gelangen, da im Eisenbahnwaggon zu reisen für unser verwöhntes Touristenpublicum weit bequemer und comfortabler, auch billiger ist, als im Wagen oder gar — zu Pferde, wie das vor 30 Jahren in Spanien noch allgemein üblich war. Die Eisenbahn nach Granada zweigt sich bei Bobadilla im SW. von Antequera von der Bahnlinie Cordova-Malaga ab und wendet sich, nachdem sie bei Loja aus dem Durchbruchsthal des Jenil hervorgetreten, nordöstlich in weitem Bogen die Ebene von Granada längs der Gebirgsabhänge umkreisend, bis Pinos-Puente, worauf sie die Vega quer durchschneidend über Atarfe fast geradlinig auf Granada zuläuft. Wer bei Tage dort ankommt, der wird sicher bei und schon vor Pinos-Puente durch den Anblick der majestätischen Sierra Nevada sehr überrascht werden. Der von den meisten Reisenden benutzte Eilzug kommt aber des Nachts nach Granada, weshalb solche Reisende weder von der Sierra Nevada, noch von der sich malerisch um die hochragende Alhambra gruppirenden Stadt das Geringste zu sehen bekommen und die Sierra Nevada

erst am folgenden Morgen von der Alhambra aus oder etwa vom Theaterplatze, wo die grosse Fonda del Comercio liegt, erblicken, d. h. ein kleines Stück derselben mit dem Picacho de Veleta. Aber selbst von Pinos-Puente aus — ich kenne diesen Punkt genau — bietet die Sierra Nevada lange nicht jenen grossartigen Anblick dar, wie im Norden Granadas, indem man da nur ihr westliches Drittheil, von ihrem westlichen Fusse bis zum Picacho überschauen kann, dessen breiter Kegel die von ihm aus mehr nach Osten zurückweichende Kette, welche die erhabensten Gipfel besitzt, gänzlich verdeckt. Ganz anders gestaltet sich die Ansicht der Sierra Nevada, wenn man sich auf der alten Heerstrasse, welche von Neucastilien durch die Sierra Morena über Jaen nach Granada führt und vor der Erbauung der Eisenbahnen der Hauptweg für die von Madrid kommenden Reisenden war, der Hauptstadt Hoch-Andalusiens nähert. Fünfunddreissig Jahre sind verflossen, seitdem ich selbst an einem Julitage mit einer von 8 Maulthieren gezogenen Diligence in rasender Eile bei glühender Mittagshitze, von Staubwolken umwirbelt der Stadt meiner Sehnsucht entgegen flog, und dennoch ist der Eindruck, den der erste Anblick der Sierra Nevada und eine Stunde später derjenige der Vega mit Granada und der Alhambra auf den damals 24jährigen Jüngling gemacht hat, ein so bleibender und unvergesslicher gewesen, dass ich noch heute, denke ich daran, glauben möchte, es wäre erst gestern geschehen. Im offenen Coupé neben dem Mayoral sitzend, brannte mein Herz, nachdem sich schon einmal flüchtig die Schneepyramide des Picacho über den öden Kamm der Sierra del Anar auftauchend gezeigt hatte, von Ungeduld, Granada und sein Schneegebirge zu er-

blicken. Da plötzlich, kaum dass die Diligence die Passhöhe des genannten Gebirges erreicht hatte, entrollt sich auf einmal, wie mit einem Zauberschlag, vor meinen trunkenen Blicken die Kette der Sierra Nevada, von der Nachmittagssonne in warme gelbe und blaue Tinten getaucht, mit ihrem noch tief hinab mit Schnee bedeckten Kämmen und Gipfeln hoch über die anderen kahlen in die glühendsten Farbentöne gebetteten Gebirge gleich einem silbernen Riesendiadem in den ätherreinen, azurblauen Himmel emporragend! Zwar erschaut man auch von jener Stelle aus nicht die ganze Kette, wohl aber deren ganze westliche Hälfte, welche die grösste Höhe erreicht. Da lagen sie in einer Reihe, mit ihren glänzenden Eiskronen, scharf umschrieben und doch unendlich zart auf den blauen Himmelsgrund hingehaucht, über dem hohen, von tiefen in duftiges Blauviolett gebetteten Thälern durchfurchten Walle thronend, neben einander, vom Cerro de Vacares im Osten bis zum Cerro del Caballo im Westen, aus dem gezackten Kamme aufragend, die gewaltigen culminirenden Riesenhäupter, der dreizackige massige Alcazaba, die hoch emporragende abgestutzte Pyramide des Mulahacén und der umgestürzte Kegel des Picacho de Veleta mit dem dunkeln sich gegen Osten öffnenden grausigen Gletscherschlunde des Corral de Veleta! — Ein anderes Bild bietet die Sierra Nevada dar, wenn man zur See reisend von Almeria nach Malaga fährt. Sobald das Schiff die Punta de las Sentinas, den südlichsten Vorsprung des gewaltigen 1950 Meter hohen Marmorwalles der Sierra de Gador passirt hat, zeigt sich die Sierra Nevada hoch über die vielkuppige goldgrüne Sierra de la Contraviesa und die kahlen weissen Felsenhäupter der viel höheren Sierra

de Lujar emporragend, welche ihren Fuss zu bilden scheinen, als eine langgestreckte, blendend weisse, zackige Bergmasse; allein die genannten Glieder des südlichen Randgebirges und die dahinter aufsteigenden Bergketten der Alpujarras verdecken den grössten Theil des Südabhanges des Hochgebirges, den Einblick in die weiten tiefen Thäler verhindernd, welche sich gerade am Südabhange der Sierra Nevada eröffnen, und nur deren oberste schneebedeckte Region freilassend. Einen noch andern Anblick gewährt die Nevada im äussersten Südwesten des Königreichs, auf den Hochgipfeln der Gebirge von Algeciras. Dort erscheint sie nämlich am nordöstlichen Horizont als eine breite weisse Pyramide, welche gleich einer Haufwolke über den wilden, vielgipfligen Sierren der Serrania de Ronde und der Gebirge von Malaga thront, indem man sie von dort aus en profil erblickt. Mag man aber die Sierra Nevada sehen, von welcher Seite es sei, immer wird sie sich als die eigentliche Krone der Bergterrasse von Granada darstellen und daher stets einen gewaltigen Eindruck auf jeden gefühlvollen Reisenden machen.

Die Sierra Nevada imponirt weniger durch ihre Ausdehnung, als durch ihre colossale Höhe, indem ihre culminirenden Gipfel diejenigen der Pyrenäen um ein Beträchtliches überragen, weshalb dieses Gebirge nächst den Alpen das höchste Europas ist. Seine gewaltige Erhebung ist Ursache, dass trotz seiner südlichen Lage in einem während des Sommers glühend heissen Klima der Schnee auf seinen Gipfeln und Kämmen niemals völlig schmilzt, ja die ganze Kette bis Ende Juni und oft schon wieder von Ende September an bis tief hinab in ein blendend weisses Gewand gehüllt erscheint, weshalb das andalusische Volk

ihm par excellence den Namen des „Schneegebirges“ gegeben hat. Die Längenausdehnung der Sierra Nevada, eines vollendeten Kettengebirges, beträgt keine 14, ihre grösste Breite höchstens 6 geogr. Meilen, ihr Areal etwa 40 Quadratmeilen. Innerhalb dieses engen Rahmens findet man aber eine solche Fülle von Romantik und erhabenen Naturschönheiten zusammengedrängt, wie kaum in einem anderen Hochgebirge Europas.

Die Sierra Nevada bildet einen mächtigen Wall, der sich im Allgemeinen von WSW. nach ONO. erstreckt, jedoch während seines Verlaufes mannigfache Krümmungen erkennen lässt und fast rings herum isolirt erscheint. Schroff und unvermittelt erhebt sich dieses Gebirge mit seinen Vorbergen am südlichen Rande der Vega von Granada und der Hochebene von Guadix. Zwischen beiden scheint dasselbe mit der ihm nördlich vorgelagerten Berggruppe der Montes de Granada zusammenzuhängen, indessen ist es auch hier durch die tiefen Thäler des Darro und Rio Anchurón fast ganz geschieden und hängt nur durch einen niedrigen Sattel zwischen jenen beiden Flussthälern mit dem genannten Berglande zusammen. Ein breites ödes Plateau, die östliche Fortsetzung der Hochebene von Guadix, in das der Fluss von Almeria eine weite Thalmulde gegraben hat, scheidet den östlichsten Theil der Sierra Nevada von dem dieser gegenüber sich erhebenden Hochgebirge der Sierra de Filabres, während die ganze östliche Hälfte des Schneegebirges südwärts durch die weiten tief eingesenkten, unter sich zusammenhängenden Thalbecken von Canjayar und Ujijar, welche ostwärts sich breit und unmerklich in die Thalebene des genannten Flusses öffnen, von den östlichen Gliedern des südlichen Randgebirges, der Sierra de Gador und

Contraviesa geschieden wird. Ebenso erscheint die ganze westliche Hälfte der Sierra Nevada südwärts durch die Längenthäler von Notáez (im Osten) und des Val de Lecrin (im Westen), sowie durch das weite Thalbecken von Orgiva, in welchem beide Thäler zusammenfliessen, von der Contraviesa, der Sierra de Lujar und der waldigen Sierra de las Almijarras vollkommen isolirt. Nur ein zwischen dem Thalkessel von Ujijar und dem obern Theil des Thales von Notáez in nordsüdlicher Richtung sich erstreckender, niedriger Bergrücken, die Loma de Yator, setzt hier die südlichsten Vorsprünge der Sierra Nevada mit der Contraviesa in Verbindung. Das reich bevölkerte und fruchtbare Thal von Lecrin setzt sich nordostwärts in die breite öde Hochebene von Padúl fort, durch welche der westlichste Vorsprung der Sierra Nevada von dem Almijarrasgebirge geschieden wird und die jenseits Padúl sich abwärts senkend unmerklich in die Hochebene von Granada übergeht. Hier, eine halbe Legua oberhalb Padúls, liegt am Wege nach Granada jener weltberühmte Punkt, welcher den Namen „el ultimo sospiro del Moro“ (der letzte Seufzer des Mauren) führt, jener Punkt, von wo aus man aus dem Val de Lecrin kommend auf einmal die herrliche Vega sammt der Stadt Granada und der hochgethürmten Alhambra erblickt, dort, wo am 2. Januar 1492 der entthronte in die Alpujarras flüchtende Boabdil sein Pferd anhaltend und einen letzten Abschiedsblick auf das für ihn auf ewig verlorene Paradies werfend in Thränen ausbrach und rief: „Allah akbar! Wann gab es je ein Geschick, das dem meinen gleicht!“ — Seitdem nannten die Mauren jenen Punkt „Fez Allah akbar“; erst später haben die Spanier demselben die oben angeführte poe-

tische Bezeichnung gegeben. Vor 35 Jahren standen an jener Stelle einige Ventorillos (Weinkneipen), welche an die vorüberziehenden Arrieros und an die wenigen Fremden, die bisweilen von Granada aus jenen schönen Aussichtspunkt besuchten, Wein und Erfrischungen verkauften. Jetzt, wo eine schöne Kunststrasse bei dem Sospiro vorüber nach dem Badeorte Lanjarón führt, mag dort vielleicht ein fashionables Hôtel stehen, damit die Herren Engländer, welche seit der Eröffnung der Eisenbahn jeden Sommer Granada überschwemmen, mit ihrem Golde die Preise vertheuern und das Volk demoralisiren, es hübsch bequem haben, um den „letzten Seufzer“ und die Aussicht zu bewundern![1])

Der Wall der Sierra Nevada erhebt sich von der Hochebene von Padúl und Granada aus mit steiler Lehne, so dass er schon nach wenigen Stunden im Cerro del Cavallo eine absolute Höhe von 3248 Meter

---

[1]) Also auf dem Plateau von Padúl, an der alten Hauptstrasse nach den Alpujarras ist jene denkwürdige Stelle gelegen, wo der entthronte König von Granada von seiner Residenz Abschied nahm, und nicht, wie neuerdings unwissende Fremdenführer Granadas leichtgläubigen und in der Geschichte jenes Landes nicht bewanderten Fremden weiss zu machen scheinen, am Gipfel der über den Generalife' emporragenden „Silla del Moro“. Es ist auch geradezu unbegreiflich, was Boabdil, dem von den katholischen Königen das Schloss Purchena im Almanzorathal als vorläufiger Aufenthalt angewiesen worden war, auf jenem steilen Hügel gemacht haben sollte, über den kein Weg nach den Alpujarras führt, noch dazu mitten im Winter, wo die Pässe der Sierra Nevada ganz unzugänglich sind. Zu meiner Zeit, wo der alte, in der Geschichte Granadas wohl bewanderte Mateo Jimenez, „el hijo de la Alhambra“, wie denselben Washington Irving genannt hat, der hauptsächlichste Fremdenführer Granadas war, würden dergleichen Albernheiten den Fremden nicht aufgebunden worden sein.

erreicht. Derselbe ist in der Hauptsache aus Glimmerschiefer zusammengesetzt, welcher an vielen Punkten in Chloritschiefer übergeht und von Diorytgängen durchbrochen ist, und dessen Lagerungsverhältnisse die eigenthümliche Gestaltung des Hochgebirges erklären. Die Schichten jenes Gesteines sind nämlich gegen Norden hoch aufgerichtet und hier abgebrochen, während sie in der entgegengesetzten Richtung einfallen. Daher kommt es, dass der Schieferwall der ‚Sierra Nevada längs seines Nordrandes überaus schroff, ja zwischen dem Picacho de Veleta und dem Alcazaba in fürchterlich zerklüfteten, bis 1000 Meter hohen Felsenmauern abstürzt, während südwärts von seinen Hochgipfeln aus sich lange, parallel laufende, durch breite tiefe Thäler geschiedene Kämme (lomas) ziemlich sanft geneigt abwärts erstrecken, weshalb von Süden her alle Hochgipfel gefahrlos erklommen werden können. Im Profil würde daher die Sierra Nevada einem umgestürzten Kegel gleichen, dessen Grundfläche gegen Norden aufgerichtet läge, und in der That besitzen alle ihre Hochgipfel, en profil gesehen, diese Gestalt. Der Nordabhang der Sierra ist in seiner westlichen und östlichen Hälfte wesentlich verschieden gestaltet. Die in der westlichen Hälfte ebenfalls von den Hochgipfeln oder von deren Basis entspringenden langgestreckten Gebirgsäste, welche die parallel laufenden Flussthäler scheiden und von denen ein jeder eine ansehnliche Kette darstellt, gehen nämlich nicht rechtwinkelig von der Hauptkette aus, sondern erstrecken sich westwärts, so dass z. B. der hohe Gebirgsrücken, welcher die beiden westlichsten Thäler, diejenigen der Flüsse Monachil und Dilar scheidet, mit dem westlichsten Stücke der Hauptkette, vom Cerro del Cavallo bis zum Cerro de Dilar, vollkommen pa-

rallel läuft. Dasselbe gilt von der östlichsten, überaus langen Secundärkette, welche aus der Gegend des Passes von Vacares westwärts sich erstreckend die bereits zum Hochbecken von Guadix gehörigen Plateaus des Marquisats von Zenete (vulgo „el Marquesado“ genannt) von dem Thale der „Weissen Gewässer“ (des Rio de Aguas blancas und bezüglich dessen unteren Verlauf nordwärts vom Darrothale scheidet, und sich gegen Norden an die Montes de Granada anlehnt. Zwischen diesen beiden extremsten Secundärketten der westlichen Sierrahälfte ist den Flanken des Schiefergebirges eine mächtige Formation von stellenweise in Dolomit übergehenden Jurakalk aufgelagert, welche, von den Thälern der dem Schiefer-Hochgebirge entquellenden Flüsse durchspalten, ein überaus wildes, unzugängliches, von zahllosen dürren Schluchten (barrancos) zerrissenes, von steilen felsigen Kegeln und Hörnern überragtes, aber höchst malerisches und hochromantisches Bergland darstellt, dessen nördlicher Rand die unterste Schwelle der Sierra bildet und die Vega von Granada mit einer Reihe vielgestaltiger Berge umfasst, dessen innere Ketten aber, da deren Gipfel bis 2274 Meter absolute Höhe erreichen, füglich als die „Kalkalpen“ der Sierra Nevada bezeichnet werden können.

Die Thäler von vier am Nordabhange des Hochgebirges entspringenden Flüssen durchfurchen dieses wilde, schroffe Kalkgebirge. Unter denselben ist dasjenige des Jenil das längste und bedeutendste. Dieser Fluss bildet sich in der Hauptsache aus zwei dem erhabensten und unzugänglichsten Theile der Hochgebirgskette entströmenden Alpenbächen, dem von Osten her von den Wiesen von Vacares in zahllosen Wasseradern herabrieselnden Flusse des tiefen Barranco del

Real und dem von Südwesten her aus den Corral de Veleta, einem grandiosen den Kegel des Picacho an dessen Nordseite kraterförmig spaltenden Felsenkessels, welcher den einzigen Gletscher der Sierra Nevada (den Veletagletscher) beherbergt, durch das prachtvolle Alpenhochthal des Barranco de Gualnón herabtobenden Veletabache. Beide Gewässer vereinigen sich in dem engen Barranco de Veleta, wie das oberste spaltenartige Stück des Jenilthales heisst. Von da an strömt der Fluss im Allgemeinen gerade gen West und tritt bei Granada, am südlichen Fusse des Alhambrahügels in die Vega hinaus, während seines langen Laufes durch das Gebirge ausser zahlreichen Bächen noch vier starke Gewässer aufnehmend, nämlich von links her den durch den weiten mit dem Gualnónthale ziemlich parallelen Barranco de S. Juan herabschäumenden Alpenbach, von rechts her aber den Rio de Vacares, Rio de Maydena und endlich den schon genannten Rio de Aguas blancas, welche alle drei an einem mit dem erhabensten Theile der Hauptkette parallel streichenden, von dieser durch die Prados de Vacares und den Barranco del Real geschiedenen Querjoche entspringen. Der Monachil und Dilar entquellen den unterhalb des breiten nördlichen Fusses des Veletakegels sich ausbreitenden Alpenmatten, welche unter dem Namen der Borreguiles von S. Gerónimo und Dilar bekannt sind. Beide treten nach verhältnissmässig kurzem Laufe durch tiefe romantische Thäler in die Vega hinaus, innerhalb deren sie in den Jenil fallen und während der heissen Jahreszeit gleich diesem ihr meistes Wasser in die zahllosen Canäle abgeben, welche von den Mauren gebaut noch jetzt die weite Ebene von Granada bewässern, wodurch dieselbe zu einen grossen, sich

der üppigsten Fruchtbarkeit erfreuenden Garten geworden ist.

Der äusserste Abfall des die Thäler des Jenil und Darro trennenden Gebirgsjoches bildet den steil über dem Generalife emporragenden Abhang der Silla del Moro (Sitz des Mauren), welcher unterhalb des genannten Lustgartens der ehemaligen Königinnen von Granada auf einem niedrigeren, gegen die Stadt steil abstürzenden Vorsprunge die Alhambra trägt, so dass man mit Recht sagen kann, dieselbe stehe an der Schwelle der Nevada. — Die Hochgipfel der Kalkalpen bilden eine von Nord nach Süd gerichtete Reihe. Der nördlichste ist der Cerro Calal (1868 M.) bei Guejar-Sierra zwischen den Thälern des Jenil und Aguas blancas. Dann folgen der Dornajo (2114 M.) zwischen den Thälern des Jenil und Monachil, endlich der fast ebenso hohe Cerro del Tesoro und der zuckerhutförmige Pik des Cerro Trevenque (2274 M.) zwischen den Thälern des Monachil und Dilar.

Eine ganz andere Configuration zeigt der viel kürzere Nordabhang der östlichen Sierrahälfte. Derselbe erscheint von einer grossen Anzahl fast rechtwinkelig von der Hauptkette ausgehender Thäler durchfurcht, welche nur von unbedeutenden Bächen durchrauscht sind, deren Mehrzahl ihr Wasser dem am östlichen Vorsprunge der Sierra entspringenden Flusse von Guadix zuführt. Nahe bei den Quellen des letzteren, am Nordabhange des Puerto del Lobo (Wolfspasses) entspringen noch einige Quellbäche des südwärts dem Meer entgegenfliessenden Rio de Almeria.

Eine ebenso verschiedene Gestaltung wie die beiden Flanken des Nordabhanges zeigt auch die aus Glimmerschiefer zusammengesetzte Hauptkette der

Sierra Nevada in ihrer westlichen und östlichen Hälfte. In der westlichen ist der Kamm, dessen absolute Höhe hier durchschnittlich 3086 M. beträgt, schmal, ja zwischen den höchsten Gipfeln erscheint derselbe als ein kaum zugänglicher, mehr oder weniger vergletscherter, dachförmiger Felsengrat. Es liegen hier nahe bei einander: der Picacho de Veleta (3485 M.), Cerro de los Machos (3460 M.), Cerro de Tajos altos (3288 M.), Cerro oder Cumbre de Mulahacén, der culminirende Gipfel (3638 M.), Cerro de la Caldera, Cerro de Alcazaba (beide etwa 3410 M.) und der Cerro de Vacares (3249 M.). Nur die drei mächtigsten Gipfel der Picacho, Mulahacén und Alcazaba bilden hoch aufragende, gewaltige Kegel oder Pyramiden, die dazwischen gelegenen nur unbedeutende, von ferne gar nicht in die Augen fallende Zacken, die beiden Endpunkte, der C. del Cavallo und C. de Vacares, sanft ansteigende Kegel. Von dem noch 3077 M. abs. Höhe besitzenden Passe von Vacares nimmt der Kamm der Sierra rasch an Höhe ab, sich zugleich bedeutend verbreiternd, bis er in der Nähe der Puertos von Jerez und del Lobo zu einem 2—3 Wegstunden breiten, fast ebenen Plateau wird, welches von Schiefergerölle überschüttet ist und auf dem nur unbedeutende warzenförmige Kuppen umhergestreut liegen. Die höchste, der Picon de Jerez besitzt blos noch 3086 M., der östlichste, der Cerro Záyme kaum noch 2436 M. absolute Höhe. Von hier aus senkt sich der Schieferwall steil zur Thalfläche des Rio de Almeria hinab.

Der langgestreckte Südabhang des mittleren und erhabensten Stückes der Sierra Nevada ist von drei weiten Parallelthälern tief durchfurcht, deren sie trennende Bergjoche, die unmittelbaren Verlängerungen

oder Abdachungen der Hochgipfel, fast rechtwinkelig von jenem Theile des Schieferwalles entspringen. Diese drei Thäler sind von Ost nach West der Barranco de Alcazaba, Barr. de la Caldera und Barr. de Poqueyra. Letzterer besitzt die grösste Länge und Breite und ist ein prachtvolles, von colossalen Bergmassen eingefasstes Hochalpenthal. Die starken, diese drei Thäler durchrauschenden Gewässer ergiessen sich sämmtlich in den Rio de Trevélez, einem nahe beim Passe von Vacares entspringenden und mehrere Bäche des Südabhanges der östlichen Sierrahälfte aufnehmenden Flusse, welcher durch ein hochromantisches, sehr felsiges Längenthal in südwestlicher Richtung strömt. Nicht weit von dem Dorfe Ferreirola nimmt der Fluss von Trevélez auch das starke, aus dem Poqueyragrunde kommende Wasser auf und bildet von hier an den noch ein gutes Stück weiter westwärts strömenden Rio Poqueyra. Das ganze Längenthal des Rio de Trevélez und seiner Verlängerung, des Poqueyraflusses wird südostwärts von einer sehr hohen vielkuppigen vom Puerto del Lobo entspringenden Gebirgskette eingefasst und durch dieselbe zugleich von dem ziemlich parallelen, aber südlicheren Längenthal von Cadiar und Notáez geschieden, welches ebenfalls am Puerto del Lobo entspringend ostwärts von der viel niedrigeren Loma de Yator begrenzt erscheint, die, wie schon bemerkt, den östlichen Theil der Sierra Nevada mit der Sierra de la Contraviesa in Verbindung setzt. Beide Längenthäler vereinigen sich eine Legua östlich von Órgiva, wo der Fluss von Notáez in den Rio Poqueyra mündet. Der vereinigte, genau westwärts strömende, sehr wasserreiche Fluss, welcher nunmehr den Namen Rio grande annimmt, bewässert

das reizende Thalbecken von Órgiva, durch welches die gegen Südwest sich noch verzweigende, vom Picacho de Veleta herabkommende, das Poqueyrathal gegen Westen begrenzende Loma del Picacho von dem gegenüber aufragenden hohen Gebirgswalle der Sierra de Lujar geschieden wird. Der Rio grande empfängt während seines Laufes sämmtliche aus den Seitenthälern der Loma del Picacho herabrieselnde Bäche, wie auch die wenigen den Barrancos des Nordabhanges der Sierra de Lujar entströmenden Wasseradern, und vereinigt sich im Süden des berühmten Badeortes Lanjarón mit dem von Westen herbeiströmenden, das Val de Lecrin bewässernden Flusse, der ebenfalls Rio grande genannt wird, aber viel schwächer als der Fluss von Órgiva ist und die dem westlichsten Stücke der Sierra Nevada (von Cerro del Cavallo bis zum Cerro de Dilar) entquellenden Gewässer aufnimmt. Durch die Vereinigung beider Flüsse entsteht der wasserreiche Guadalféo (auch Rio de Velezillo und R. de Motril genannt), welcher, wie schon bemerkt, zwischen der Sierra de Lujar und der Almiajarras durch eine tiefe Felsenschlucht sich hindurchdrängend in die lachende Ebene von Motril hinaustritt.

Der labyrinthische Complex von Thälern und Gebirgsketten, welcher den weiten Raum zwischen dem Hauptwall der Sierra Nevada und den Küstengebirgen (dem südlichen Randgebirge) erfüllt, bildet den berühmten District der Alpujarras, den bevölkertsten und fruchtbarsten und zugleich historisch berühmtesten Theil der Provinz von Granada. Die Alpujarras sind also nicht, wie so häufig behauptet wird, ein Gebirge, sondern ein Complex von Thälern. Derselbe wird durch die Loma de Yator in zwei sehr ungleiche Abtheilungen

geschieden, nämlich in die östlichen Alpujarras, welche die Thalbecken von Ujijar und Canjáyar umfassen, und in die westlichen oder hohen Alpujarras. Während erstere mit breiter Mündung in die Thalebene des Flusses von Almeria übergehen, sind letztere blos durch das Thal von Lecrin, mittelst der Pässe der Loma de Yator und durch die Thalschlucht des Guadalféo zugänglich. Dieser Umstand erklärt die hohe strategische Bedeutung der westlichen Alpujarras, die sich in allen Kriegen, besonders aber während der grossen Rebellion der Moriscos (1568—1571) geltend gemacht hat. Denn während damals die östlichen Alpujarras bald von den spanischen Truppen erobert und besetzt werden konnten, vermochten dieselben nur sehr schwer in die westlichen Alpujarras einzudringen und erst Don Juan de Austria gelang es unter Strömen von Blut dieses wilde, schwer zugängliche Gebirgsland zu pacificiren.

Die Sierra Nevada lässt sich bezüglich ihrer Vegetationsverhältnisse in vier Regionen eintheilen. Die untere oder warme, sich etwa bis 1300 M. aufwärts erstreckende Region umfasst sämmtliche bewohnten Ebenen und Thäler und beherbergt namentlich in den weiten Thälern der Alpujarras eine zahlreiche Bevölkerung. An den Thalgehängen breiten sich hier stellenweise schöne Kastanienwälder und Eichenhaine aus. Ueberall gedeihen der Weinstock, Feigen, Maulbeer- und Mandelbaum, alle unsere Obstbäume, wie auch die Olive, weshalb man diese die lieblichsten Gegenden enthaltende Region auch als die Region des Oelbaumes und des Weinstockes bezeichnen kann. Selbstverständlich werden hier auch Weizen und Gerste, besonders aber Mais, sowie alle Gemüse und Gartenfrüchte des Südens in üppigster Fülle erzeugt. An

diese Region schliesst sich die Bergregion an, welche sich bis gegen 2275 M. hinanzieht und in eine untere und obere eingetheilt werden kann. Die untere Hälfte enthält zwar, einige Dörfer der hohen Alpujarras ausgenommen, keine Ortschaften mehr, wohl aber eine grosse Anzahl einzeln liegender Bauernhöfe, sogenannter „Cortijos", die übrigens auch schon in der unteren Region in grosser Anzahl vorhanden sind. Die Besitzer dieser Höfe, von denen ein jeder einen bestimmten Namen führt, treiben vorzugsweise Viehzucht, indem der Ackerbau nicht mehr genügenden Ertrag abwirft. Dennoch wächst in dieser Region bis ca. 1800 M. noch der schönste Weizen, ja Roggenfelder, welche überhaupt erst in der Bergregion auftreten, finden sich am Nordabhange bis 2275, am Südabhange sogar bis 2600 M. hinauf. Auch in dieser Region giebt es noch Reste von Wäldern, meist aus vielerlei Holzarten zusammengesetzte Laubgehölze; nur innerhalb der Kalkalpen in der Nähe des Trevenque bemerkt man Ueberbleibsel eines früher jedenfalls sehr ausgedehnten Kieferwaldes. Sonst sind die Kämme, Kuppen und Abhänge der Bergregion meist mit Gesträuch (monte bajo) bedeckt, über das man überall bequem hinwegsehen kann. Es folgt nun die alpine Region, welche unmerklich in die Schneeregion übergeht, als deren untere Grenze man etwa eine Höhe von 2800 M. annehmen kann. Auch die alpine Region ist nicht ganz unbewohnt. Es finden sich hier nämlich mehr als in der oberen Bergregion ausgedehnte Alpenwiesen oder Almen, sowie Weidetriften, die sich sogar bis in die Schneeregion, bis gegen 2950 M. hinanziehen, wie die schon erwähnten „Borreguiles" (d. s. Weiden für Lämmer) und die Wiesen von Vacares. Deshalb findet man durch

die ganze alpine Region, wie auch schon in der obern Bergregion, einzelne Hirtenstationen umhergestreut, sogenannte „Hatos", welche etwa den Sennhütten der Alpen entsprechen. Natürlich können diese Hirtenstationen nur während der heissen Jahreszeit, wo die Almen und Weidetriften vom Schnee entblösst und mit Gras- und Kräuterwuchs bedeckt sind, ausgebeutet werden. Die Hirten treiben daher ihre Herden, je nach der Höhe, wo die Hatos sich befinden, im Mai oder Juni hinauf und bleiben höchstens bis Ende des Septembers im Hochgebirge. Dann brechen sie mit ihren Herden wieder auf, kehren aber nicht in ihre Heimatsdörfer oder nach den Cortijos, zu denen sie gehören, zurück, sondern begeben sich vielmehr nach weit entfernten, in den warmen Küstengebirgen gelegenen Weideplätzen, wo sie den Winter zubringen. Jeder Hof, jedes Dorf der Sierra Nevada und der Alpujarras hat seine bestimmten Winterweideplätze und ist das Umherwandern der Herden, die Benützung der einzuschlagenden Wege und das Abweiden jener Weideplätze durch eine uralte, von den Mauren herrührende Gesetzsammlung geregelt, welche den Namen „Código de la Mesta" führt und wohl noch gegenwärtig, wie vor 35 Jahren, in voller Giltigkeit sein dürfte. Innerhalb der alpinen Region giebt es wohl auch noch Sträucher, aber Baumwuchs findet sich nirgends mehr, ist auch sicher niemals vorhanden gewesen.

Die Schneeregion ist selbstverständlich von Holzwuchs gänzlich entblösst; immerhin wachsen in ihren unteren Partien viele kleine Halbsträucher, ja Alpenkräuter und Alpengräser finden sich an den schneefreien Stellen in grosser Anzahl umhergestreut, sogar noch auf den höchsten Gipfeln.

Die obere Alpenregion und die untere Hälfte der Schneeregion, wo sich die schon erwähnten Weidetriften ausbreiten, bildet zugleich die Region der Quellen. Zahllose Wässerchen entspringen an den meist steil geneigten Grastriften und auch aus dem grauen glitzernden Schiefergerölle brechen überall Wasseradern hervor. Ausserdem liegen hier oben, in kesselförmigen Ausweitungen, mit denen meist die Thäler der aus den zahlreichen Bächen sich bildenden Flüsse beginnen, viele Alpenseen oder Teiche, sogenannte „Lagunen", mehrere von angeblich unergründlicher Tiefe, alle gefüllt mit eiskaltem, krystallhellem, blaugrünem Schneewasser, manche von bedeutender Grösse. Diese Lagunen, welche als die Hauptquellen der Flüsse betrachtet werden müssen, indem sie deren natürliche Wasserreservoirs bilden, befinden sich insgesammt zwischen 2760 und 3090 M. Höhe, d. h. so hoch, dass sie nur wenige Monate des Jahres völlig eisfrei sind. Die höchsten habe ich noch Mitte Juli grossentheils mit einer festen Eisdecke überzogen gefunden.

In der Schneeregion ist natürlich keine Spur mehr vom Dasein des Menschen zu bemerken. Dafür leben dort der Lämmergeier (*Gypaëtus barbatus*), der braune Geier (*Vultur fulvus*) und der Steinadler (*Aquila chrysaetos*), welche vorzüglich in Klüften der unzugänglichen Felsenmauern des Nordabhanges hausen, in unumschränkter Freiheit. Ausser diesen grossen Raubvögeln lebt aber in der Alpen- und unteren Schneeregion ein Thier in grosser Menge, welches lange Zeit für eine verwilderte Ziege gegolten hat und von den Bewohnern der Sierra „Montesa" (Bergziege) genannt und von den Jägern, gleich den Gemsen der Alpen gejagt wird. Dieses Thier, von dem ich oft aus der

Ferne ganze Rudel in flüchtigem Laufe an den Geröllehängen bemerkt, aber nur ein einziges Mal ein geschossenes Exemplar, dem leider bereits die Hörner abgeschlagen worden waren, gesehen habe, ist, wie einige Jahre später der Zoologe Schimper erkannt hat, eine der Sierra Nevada und anderen Hochgebirgen Spaniens eigenthümliche Steinbockart, der spanische Steinbock (*Capra hispanica*). Die Entdeckung einer ganz neuen Steinbockart, von welcher der vom Professor Rosenhauer in Erlangen 1849 nach Spanien gesandte Präparator Will 10 Exemplare in Bälgen mitgebracht hat [1]), erregte begreiflicherweise ungeheures Aufsehen unter den Zoologen Europas. Die Montesas und die Ziegenherden liefern auch den Wölfen reichliche Nahrung, welche leider in grosser Anzahl die Berg- und Alpenregion unsicher machen. Während des Sommers, wo diese meist braun gefärbten Bestien reichliche Beute haben, hat der Mensch von ihnen nichts zu fürchten. Im Gegentheil fliehen sie in eiligem Laufe vor dem Menschen, wenn sie zufällig aufgescheucht werden, wie mir das selbst einige Male passirt ist. Dagegen kommen die Wölfe im Winter, von Hunger getrieben, oft rudelweise bis in die Dörfer der untersten Thäler hinab, dann auch des Menschen nicht verschonend. Aber auch im Sommer thun sie den Hirten grossen Schaden, indem sie bei Nacht häufig ihre Herden überfallen. Deshalb sind die Hirten der Sierra Nevada insgesammt mit „Escopetas", langen Percussionsflinten, bewaffnet, weshalb der Unkundige diese meist sehr verwildert aussehenden, aber braven und ehr-

[1]) Vgl. Rosenhauer. Die Thiere Andalusiens. Erlangen 1856, woselbst dieser Steinbock auf 2 Tafeln abgebildet ist.

lichen Burschen leicht für Banditen halten dürfte. Zu ihrem Beistande haben sie Wolfshunde, eine eigenthümliche Hunderace, die ich nur in der Sierra Nevada gesehen habe. Es sind grosse, sehr stark gebaute Hunde von der Gestalt eines Spitzes, mit dickem, glattem Fell, glatthaariger Ruthe, kurzen spitzen Ohren und breiter stumpfer, mit einem furchtbaren Gebiss bewehrter Schnauze. Sie sind meist graubraun, selten weiss, sehr rasch und gewandt, dabei intelligent und gelehrig, und so stark, dass sie es mit einem Wolfe schon aufnehmen können.

Nach dieser allgemeinen Schilderung der Sierra Nevada will ich nun meine Leser in deren Wildnisse einführen und ihnen meine Excursionen, Erlebnisse und Abenteuer während eines mehrmonatlichen Aufenthaltes daselbst in zwei aufeinander folgenden Sommern erzählen, in der Hoffnung, dass diese Schilderungen, wenn sich dieselben auch auf vor 35 Jahren Erlebtes beziehen, deshalb kein geringeres Interesse bieten werden als wie aus neuester Zeit datirende Reiseerlebnisse.

1.
Erste Orientirungstour in die Sierra Nevada.
Besteigung des Picacho de Veleta.

Am 11. Juli 1844 kam ich nach Granada und bezog am anderen Morgen eine Wohnung, welche mir Mateo Jimenez innerhalb der Ringmauern der Alhambra selbst in einem neben dem ehemaligen Franziskanerkloster de Sante Isabel im südlichsten Winkel der Festung gelegenen Hause ausgesucht hatte. Ich habe diese stille abgelegene Wohnung, welche mir zwei

Sommer hintereinander als Standquartier gedient, und das idyllische Leben, welches ich dort führte, in meinem ersten Reisewerke über Spanien ausführlich beschrieben [1]). Als ich 28 Jahre später, 1873, wieder nach Granada kam, war mein erster Ausgang am folgenden Morgen nach der Alhambra. Ich fand dieselbe äusserlich wenig verändert, nur hatten manche Gebäude neumodische Namen bekommen, z. B. die ehemalige Casa del Arco, ich weiss nicht wozu und weshalb den Namen Puerta del vino. Rasch eilte ich beim Palast Kaiser Carls V. und bei der Pfarrkirche vorüber die enge Gasse hinan nach dem Franziskanerkloster. Ja, da stand es noch immer, das kleine Haus mit den beiden schmalen Balcons und dem weinlaubenbedeckten Gärtchen, aber es war keine „Casa de pupilos“ mehr und seine Bewohner wussten mir keine Auskunft zu geben, was aus dem ehrlichen Asturianer geworden sein mochte, welcher vor 28 Jahren in diesem Hause die bescheidene „Fonda de la Alhambra“ etablirt hatte, deren einziger Gast ich zwei Sommer hinter einander gewesen war! — Dass Mateo gestorben war, wusste ich, aber sein Sohn Mariano, in meinem Alter stehend, konnte noch leben, war auch, wie mir bekannt, nach seines Vaters Tode lange Zeit erster Fremdenführer von Granada gewesen. Aber wie seines Vaters Häuschen, nach dem ich mich vergeblich umsah, verschwunden war, so schien auch der Sohn verschollen zu sein. Ein junger Fremdenführer, der sich mir aufdrängte, wollte zwar von ihm gehört haben, versprach mir auch, sich nach ihm zu er-

[1]) Zwei Jahre in Spanien und Portugal. Dresden und Leipzig, 1847. Bd. II, Cap. 1.

kundigen, brachte mir aber dennoch keine Kunde, da er aus naheliegenden Gründen jene Erkundigungen wohl unterlassen hatte. Auch von meinen übrigen ehemaligen Freunden und Bekannten traf ich keinen einzigen an. Der eine war gestorben, ein anderer weggezogen, ein dritter verschollen! Ich fühlte, dass ein Zeitabschnitt von beinahe einem Menschenalter ein zu langer sei, um alte Erinnerungen aufzufrischen, alte Bekannte wiederzufinden!

Wenn mich auch diese Enttäuschungen schmerzlich berührten, sie hätten mir doch Granada nicht verleiden können, wäre das Volk und das Volksleben noch dasselbe gewesen, wie ehedem. Aber was war mittlerweile aus dem Volke Granadas geworden? Wo war die Volkspoesie von ehedem hingekommen? Wo waren die malerischen Nationalcostüme, wo die abendlichen, anmuthigen Tanzaufführungen, auf welche ich meine mich begleitende Tochter so neugierig gemacht hatte? — Während vor 28 Jahren selbst die jungen reichen Cavaliere das malerische andalusische Costüme trugen, z. B. im Theater nie anders als in solchem erschienen, ja jeden Sonntag gegen Abend auf prachtvoll aufgezäumten Rossen in buntester reichster Majotracht in langen Reihen die schattige Alameda auf und nieder ritten, bemerkte ich jetzt nur dann und wann einen Gitano (Zigeuner), welcher noch den zierlichen coqueten „Sombrero calañes“, die kurze buntgestickte Tuch- oder Sammtjacke mit aufgeschlitzten Aermeln, die buntgestreiften „Bombachos“ (kurze Beinkleider) und die mit reicher erhabener Stickerei verzierten „Botines“ (lederne naturfarbene, steife Gamaschen) trug, eine Tracht, in welcher früher alle Männer des Bürgerstandes, sowie die Bauern der Vega erschienen.

Damals fiel die gewöhnliche europäische Kleidung in Granada so auf, dass ich selbst gleich in den ersten Tagen die meinige mit dem Nationalcostüme vertauschte, um nicht bei jedem Ausgange die Zielscheibe des Spottes der Gassenjugend zu werden. Und mit der Volkstracht ist auch die Volkspoesie verschwunden. Vergebens sah ich mich des Abends auf der Alhambra und in deren Umgebungen, sowie in den Vorstädten nach unter weinbelaubten Verandas tanzenden Paaren um, nirgends mehr ertönten die schwermüthigen Klänge des Fandango und der Gesang improvisirter „coplas“ (Couplets), welche stets allabendlich und überall nach diesen Melodien von jungen Leuten gesungen wurden. Die Volkstänze seien längst aus der Mode gekommen, wurde mir gesagt. Wollten Fremde solche sehen, so müssten sie sich an die Besitzer der im Alhambrapark gelegenen Hôtels wenden. Diese liessen dann Zigeuner oder gelernte Tänzer und Tänzerinnen kommen, welche gegen Geld die andalusischen Volkstänze aufführten. Die Zigeunertänze, das Lasciveste, was man sich denken kann, waren mir von früher her bekannt und die theatralisch zugeschnittenen und verschnörkelten sogenannten Volkstänze, von phantastich oder gar modern gekleideten Tänzern und Tänzerinnen ausgeführt, mochte ich nicht sehen. Nach Allem, was ich von Fremden darüber erzählen hörte, erinnern diese Tänze nicht im Entferntesten an die alten, einfachen und doch so graziösen und feurigen Volkstänze. Nein, zum frivolen Cancan hat man letztere herabgewürdigt! Dem jetzigen fashionablen Touristenpublicum, welches das Washingtonhôtel und andere neumodische Gasthäuser in Granada selbst bewohnt, mag das gefallen; ich mochte diese Tänze

nicht sehen! Und wie nüchtern, wie eigennützig, wie berechnend, wie blos auf die Ausbeutung der Fremden bedacht war das einst so freimüthige, sorglose, harmlos-fröhliche Volk geworden! Wo sind die Zeiten hingekommen, dass ein granadischer Bursche einen Fremden auf dessen Frage gassenweit, Viertelstunden lang begleitete, um ihm den Weg zu zeigen und dann verächtlich, ja beleidigt jede Belohnung zurückwies? Du lieber Gott! Jetzt kann sich der Fremde der Dienstbeflissenen gar nicht mehr erwehren, die aber auch für die kleinste Dienstleistung reichlich belohnt sein wollen. Diese Wahrnehmungen verstimmten mich dermassen, dass ich schon am vierten Tage Granada trotz seiner zauberischen, damals im vollsten Schmuck des Frühlings prangenden Alhambra wieder verliess, ohne den Wunsch zu hegen, jemals wieder dahin zurückzukehren. Die Enttäuschungen waren für mich zu bitter!

Ich bin jedoch überzeugt, dass, wenn auch die Alles nivellirenden Eisenbahnen und der grosse Fremdenstrom, welchen sie alljährlich nach Andalusien führen, in den grossen Städten, wie Sevilla und Granada, die Volkspoesie von ehedem für immer zerstört haben, dennoch fern von den Weltverkehrsstrassen das alte andalusische Volksleben mit all' seiner Poesie in den kleinen Städten und in den Dörfern noch intact sich erhalten haben wird, so auch in den unzugänglichen und vom Fremdenverkehr kaum berührten Thälern der Sierra Nevada und Alpujarras. Diese wiederzusehen, wo ich als junger Mann, zwar unter Mühe und Arbeit, Strapazen und Entbehrungen, aber umgeben von einer prachtvoll grossartigen Natur, durchdrungen von der Freude des Forschens und Entdeckens und inmitten

eines zwar rohen, aber unverdorbenen und durch und durch poetischen Volkes die zwei glücklichsten Sommer meiner Jugendzeit verlebt habe, diese Gegenden wiederzusehen, ist noch heute, wo ich an der Schwelle des Greisenalters stehe, mein heissester Wunsch! Wie tauchen sie auf in meiner Erinnerung, vor meinen geistigen Augen, jene Scenen und Erlebnisse, die ich selbst längst vergessen wähnte, wenn ich an jene Tage zurückdenke! Und da solche Erlebnisse in jenen glücklichen, dem Weltverkehr entrückten Hochgebirgen noch heutzutage vorkommen können, so dürfte deren Schilderung, auch wenn sie um mehr als ein Menschenalter zurückliegen, auch für die Zeitgenossen der Gegenwart nicht ohne Interesse sein.

Die Schneepyramide des Picacho, welche über der schattigen zwischen duftig blauen Bergen gebetteten Schlucht des Monachilthales jeden Nachmittag so verführerisch in mein Zimmer hineinschaute, lockte mich so unwiderstehlich nach der Sierra, welche ja auch den Schauplatz meiner botanischen Thätigkeit bis zum Herbst bilden sollte, dass ich die erste sich mir darbietende Gelegenheit benutzte, um mich zunächst über dieses so unbekannte Hochgebirge zu orientiren, bevor ich dort einen bleibenden Aufenthalt nähme. Auf die Kunde hin, die mir Mateo brachte, dass drei Fremde, ein Amerikaner und zwei Franzosen, am 18. Juli den Picacho unter seiner Führung zu besteigen beabsichtigen, erklärte ich sofort, mich bei dieser Partie zu betheiligen. Da diese Expedition, natürlich zu Pferde, hin und zurück an einem Tage ausgeführt werden sollte, — beiläufig eine nicht zu empfehlende, höchst ermüdende Hetzpartie — so musste noch vor dem Morgengrauen aufgebrochen werden. Gleich nach Mitternacht holte

mich Mateo ab und schweigend wanderten wir beim Sternenlicht durch den dunklen Alhambrapark in die schlafende Stadt hinab. Die Stille der warmen, ruhigen Sommernacht wurde in dem herrlichen Park nur durch das Rauschen der Springbrunnen, durch das leise melodische Murmeln des in den Bewässerungsrinnen hinabrieselnden Wassers und durch die in gemessenen Zwischenräumen vom höchsten Thurme der Alhambra herabtönenden Glockenschläge der Campana la Vela unterbrochen, welche den in der Vega mit der Bewässerung der Felder beschäftigten Arbeitern während der Nacht Zeit und Stunde verkündigen [1]). Vor

---

[1]) Die höchst complicirte, von den Mauren herrührende Bewässerung der Vega wird durch ein Gesetz geregelt, welches unter Philipp II. im J. 1571 erlassen worden ist und noch gegenwärtig in voller Kraft besteht (Vgl. Llauradó, Tratado de aguas y riegos. Madrid, 1878. p. 492). Seit jener Zeit verkündet auch die auf jenem Thurm à jour aufgehängte Campana la Vela (die Wachtglocke) während des Sommers, u. zwar vom 1. April bis 1. October in jeder Nacht von 10 Uhr Abends bis 4 Uhr Morgens den in der Vega beschäftigten Bauern die Stunde, damit ein Jeder zu jeder Zeit wisse, wann er das Wasser an seinen Nachbar abzulassen habe. Und zwar ist die Nacht, wie ich dies bereits in meinem ersten Reisewerke (Bd. II, S. 31) erzählt habe, in zwei „velas“ (Wachen) eingetheilt, von denen die erste die Zeit von 10 bis 12 Uhr, die zweite die Zeit von Mitternacht bis früh 4 Uhr umfasst. In regelmässigen Zwischenräumen von 5 Minuten wird von 10 bis 11 Uhr zweimal, von 11 bis 12 Uhr dreimal an die Glocke geschlagen. Von 12 bis 1 Uhr erschallen nur ein, von 1 bis 2 Uhr zwei, von 2 bis 3 Uhr drei, von 3 bis 4 Uhr vier Glockenschläge. Punkt 4 Uhr wird Ave Maria geläutet. In stillen Nächten hört man diese Glockenschläge fast durch die ganze Vega bis auf 2 Stunden und mehr Entfernung. Wer im ersten Frühlinge oder im October Granada besucht, bekommt diese Glocke freilich nicht zu hören und dann mögen auch die Fremden deren eigentliche Bestimmung

der Fonda del Comercio am Theaterplatze standen bereits fünf gesattelte Pferde, sowie ein Packesel bereit, welcher den erforderlichen Proviant trug. Bald erschienen auch meine Reisegefährten, von denen die beiden Franzosen noch ganz schlaftrunken waren. Wir vier und Mateo bestiegen die Reitpferde, ein Verwandter meines Wirthes, Vicente, den ich wenige Tage später als Diener für die ganze Dauer meines Aufenthaltes in Andalusien engagirte, schwang sich auf den Packesel. Um 3 Uhr brach die Cavalcade auf und langsam ritten wir durch die damals noch der Gasbeleuchtung entbehrende, von den hohen Ulmen in tiefes Dunkel gehüllte Alameda nach dem über den Jenil führenden Puente verde (der grünen Brücke), um in die noch in nächtliche Dämmerung gehüllte Vega zu gelangen. Auf einem breiten, sanft aufsteigenden Saumpfade kamen wir bei Tagesanbruch an den Fuss der Vorberge. Zur Linken öffnete sich die breite Mulde des Jenilthales, aus deren üppig grüner Thalsohle hier und da der Wasserspiegel des Flusses hervorblitzte, rechts zeigte sich in geringer Entfernung das freundliche, bereits ziemlich hoch gelegene, von mir oft besuchte Dorf Huetor-Vega, welches eine prächtige Aussicht auf

---

nicht erfahren und zufrieden sein, wenn ihnen ein Cicerone erzählt, dass nach einer alten Sitte an jedem 2. Januar (dem Gedenktage der Uebergabe Granadas an die katholischen Könige) die jungen Mädchen aus dem Volke sich nach dem Velathurme drängen, um jene Glocke zu läuten, weil es heisst, dass jedes Mädchen, welches an jenem Tage diese Glocke läutet, in demselben Jahre sicher einen Mann bekommt! — Noch sei bemerkt, dass die Araber diese Glocke niemals geläutet haben, weil dieselbe zur Zeit ihrer Herrschaft noch gar nicht existirte, ausserdem aber die Araber keine Glocken besassen.

Granada und über die Vega darbietet. Bald versenkte sich der Saumpfad in eine Schlucht, durch welche er sich zwischen steilen kahlen Höhen, die uns alle Aussicht benahmen, emporwand. Dieser Saumpfad führt, immer dem zwischen dem Jenil- und Monachilthale sich erhebenden Gebirgsrücken folgend, bald auf dessen Kamm, bald an dessen Flanken hinlaufend, bis in die Schneeregion und bis in die Nähe des Veletakegels hinan. Er ist ein uralter Saumpfad und unter dem Namen des „Schneeweges“ (camino de la nieve oder de los neveros) bekannt, weil er von den Arrieros benutzt wird, welche während der heissen Jahreszeit die Conditoreien und Bierkeller Granadas mit Eis versehen, das sie aus der Schneeregion der Sierra herabholen. Mit langen Zügen von Maulthieren und Eseln, welche je zwei grosse Körbe tragen, ziehen diese Arrieros zeitig aufbrechend fast jeden Tag bis in die Schneeregion hinauf, füllen dort die leeren Körbe mit Eis und kehren während der Nacht nach Granada zurück, wo sie noch vor Sonnenaufgang einzutreffen pflegen. Der Schneeweg ist daher belebter als jeder andere in die Sierra führende Saumpfad, aber eben deshalb auch sehr ausgetreten, holprig und steinig, weshalb auf demselben nur im Schritt geritten werden kann. Meine Begleiter, insbesondere die beiden Franzosen, edle Commis voyageurs, fluchten nicht wenig über seine schlechte Beschaffeneit und Schattenlosigkeit, während meine Aufmerksamkeit durch die mit jedem Schritte reicher und interessanter werdende Vegetation bald gänzlich absorbirt wurde.

Nach etwa einstündigem Emporklimmen zwischen immer höher ansteigenden, mit aromatischen Halbsträuchern bestreuten Kalkbergen gelangten wir an den

Rand einer langen, sich südostwärts hinanziehenden, sehr steinigen und fast völlig pflanzenleeren Lehne, welche uns den Anblick des Hochgebirges entzog und nur nach rechts und links einige Einblicke in die Thäler des Jenil und Monachil gestattete. Rückwärts aber eröffnete sich an dem unteren Rande eine prächtige Aussicht, indem man wieder — zum letzten Male — Granada mit der Alhambra tief zu seinen Füssen und ausserdem die ganze Vega mit den sie umringenden Gebirgen überschaut. Hier sprudelt in einer sumpfigen Mulde, welche sich nach dem Jenilthale hinabzieht, dicht am Wege eine spärliche Quelle, deren Wasser in einem dünnen Strahl aus einer hölzernen Rinne herabfliesst, die Kastanienquelle genannt. An diese knüpft sich, wie uns Mateo flüchtig erzählte, eine schaurige Sage aus der Zeit der grossen Rebellion der Moriscos[1]), doch hörten meine Begleiter, die wenig oder gar kein Spanisch verstanden, nicht auf seine Rede, sondern weideten sich indessen an dem herrlichen Landschaftsbilde, was vor uns ausgebreitet dalag. In der That war dasselbe unbeschreiblich schön, da die prächtige Landschaft eben von der aufgehenden Sonne beleuchtet und in warme Farbentöne gehüllt wurde. Nach kurzer Rast und längerem Emporreiten an jener einförmigen Lehne, erreichten wir ein mit grossen Felsblöcken bestreutes, schon etwa 1100 M. über dem Meere gelegenes Plateau, el Puche genannt. Hier wurden wir durch den plötzlichen Anblick der wilden Kalkalpen und der hoch über dieselben emporragenden noch mit mächtigen Schneefeldern bedeckten Hauptkette der Sierra nicht wenig überrascht. Ein

[1]) Vgl. Anhang Nr. 1.

wahres Labyrinth von nackten, phantastisch zerrissenen Felsenbergen, von schlangenförmig gewundenen, wasserlosen Schluchten durchzogen, aber in den duftigsten Nuancen von Hellblau bis Dunkelviolett prangend, mit rosig von der Morgensonne angehauchten Felsenstirnen lag zu unserer Rechten und hoch ragte im SO. jenseits der tiefen dunkeln Schlucht des Monachilthales der steile, von der Sonne bereits grell beleuchtete Kegel des Trevenque aus diesem Chaos hervor, während gerade vor uns gegen Osten, die von hier aus einem umgestürzten Kegel gleichende, an ihrem Nordrande ebenfalls hell beleuchtete Felsenkuppe des Dornajo sich emporthürmte und scheinbar unmittelbar hinter derselben der hohe, fast ganz weisse Kegel des Picacho. Gegen das Ende des an und für sich öden Plateaus theilt sich der Saumpfad in zwei. Der linke ist die Verlängerung des Schneewegs, der rechte führt nach verschiedenen Cortijos, zunächst nach einem schon sichtbaren, am oberen Hange des Monachilthales gelegenen, von Weidenbäumen umgebenen und daher Weidenhof (cortijo de las mimbres) genannten Gehöfte. Den nun bald steil ansteigenden Schneeweg verfolgend kamen wir an den nördlichen Fuss des hier in wild zerklüfteten Felsenmauern abstürzenden Dornajo, woselbst eine wasserreiche Quelle zwischen Kalkblöcken hervorsprudelt, die Fuente del Dornajo, die letzte am Schneewege gelegene Quelle. Bis hierher waren die uns umgebenden Kämme und Berge mit einer üppigen, aus sehr verschiedenen, zum Theil im buntesten Blumenschmuck prangenden Büschen zusammengesetzten Strauchvegetation bedeckt gewesen; oberhalb der Quelle hörte aber dieselbe bald auf und begannen sich die ersten Alpenkräuter zu zeigen. Steil schlang sich nun der

immer schlechter werdende Saumpfad um den felsigen Fuss des breiten Dornajo, der die Aussicht nach dem Monachilthale gänzlich verdeckte, während zur Linken die felsigen Kämme der Dehesa de la Vibora auch jeden Einblick in das Jenilthal verhinderten, bis zum oberen östlichen Hange des Dornajo hinan, wo unser eine grossartige Aussicht harrte. Wir befanden uns in einer Höhe von etwa 2500 Meter, am Beginn der Schieferformation. Zur Rechten, südwärts, eröffnete sich das tiefe, im Grunde waldige Monachilthal, dessen diesseitigen Abhang hochbegraste, prächtig grüne Alpenwiesen, auf welchen Gruppen von Pferden, Maulthieren und Eseln weideten, die Prados de las Yéguas, bekleideten, während tief unten über der dunkeln Thalschlucht ein einsames Gehöft, der Cortijo de S. Gerónimo sich zeigte. Gerade gegenüber, jenseits des Monachilthales, das wir aufwärts seiner ganzen Ausdehnung nach überschauen konnten bis zu den unterhalb des gegen OSO. majestätisch thronenden Picacho de Veleta sich ausbreitenden Hochalpentriften des Borreguil de S. Gerónimo, ragte ein langer schneebedeckter Bergrücken empor, dessen nach unten hin bewaldeter Abhang von zahllosen in duftigem Schatten gebetteten Gründen und Schluchten durchfurcht und oberhalb der Waldregion bis zu den mächtigen Schneefeldern hinan gänzlich mit hellgrünen Alpenweiden bedeckt erschien: die pflanzenreiche Dehesa de S. Gerónimo. Sie ist der Nordabhang des oberen Drittheils des die vom Monachil und Dilar durchbrausten Thäler scheidenden Gebirgsjoches, welches am westlichen Fusse des Veletakegels zwischen den Borreguiles von S. Gerónimo und von Dilar beginnt. Gerade vor uns, links vom Picacho, ragten die schwarzen, phantastisch geformten Schiefermassen

des Peñon de S. Francisco (2580 M.) empor, sich scharf am dunkelblauen Himmel abzeichnend. Auf einem schmalen mit Schiefergerölle überschütteten Kamme, welcher reizende Ausblicke nach dem oberen Jenilthale und auf die jenseits sich erhebenden Querkämme des Gebirges gestattete, fortwährend bergan reitend erreichten wir, den Peñon de S. Francisco links lassend, um 10 Uhr Vormittags die Estancia de los neveros, wo der Schneeweg aufhört.

Es ist dies ein geräumiger, etwa 2800 M. über dem Meere gelegener Platz innerhalb einer felsigen Schlucht, in dessen Nähe grosse „ventisquieros“ (Schneefelder) von bedeutender Mächtigkeit lagen, die ersten Schneemassen, auf welche wir stiessen. Trotz der hohen Lage und der Nähe dieser Schneemassen brannte die Sonne furchtbar heiss vom Himmel hernieder, so dass wir uns rasch in den Schatten einer Felswand flüchteten, um hier eine Weile zu rasten und uns durch ein reichliches Frühstück zur Ersteigung des nicht mehr fernen Veletakegels zu stärken. Vicente breitete eine wollene Decke aus, welche als Tischtuch dienen sollte und legte darauf die in den Tragkörben des Esels befindlich gewesenen Victualien nebst einer „bota“ (Lederschlauch) mit granadinischem Rothwein. Wir lagerten uns, so gut es gehen wollte, auf Schieferblöcken um diesen improvisirten Tisch, in Ermangelung von Quellwasser das unter den Gluthstrahlen der Sonne aus der nächsten Schneemasse herabsickernde und sich in grossen Pfützen sammelnde Schneewasser zur Verdünnung des schweren Weines benutzend.

Nachdem wir gefrühstückt hatten und noch eine halbe Stunde weit durch das glitzernde Schiefergerölle an der steilen Lehne hinangeritten waren, sassen wir

ab und begannen, die Pferde unter Vicente's Obhut im Schatten eines Felsens zurücklassend, unter Mateo's Führung zu Fuss die Ersteigung des Veletakegels, an dessen Fusse wir uns bereits befanden. Diese ist zwar nicht gefährlich, aber anstrengend und mühsam, weil der grössere Theil des Kegels aus lauter übereinander geschobenen Glimmerschieferplatten (beiläufig bemerkt von Millionen von Granaten durchspickt) besteht, welche vom Schneewasser nass und sehr schlüpfrig sind. Wir besassen weder nägelbeschlagene Alpenschuhe, welche übrigens in der Sierra Nevada ganz unbekannt und in Granada nirgends zu haben sind (ebensowenig als Bergstöcke, Steigeisen und Eispickel, ohne welche in den Alpen kein Bergsteiger fortkommen zu können vermeint), noch die sehr praktischen, von den Gebirgsbewohnern getragenen „alpargatas", d. s. Hanfschuhe oder Sandalen mit zolldicken aus Hanfstricken gefertigten Sohlen, welche mittelst starker Bänder um die Knöchel befestigt werden und mit denen man auf Felsboden, besonders auf trocknen, einen ganz festen und sicheren Schritt hat und an Felsabstürzen sicher, ohne auszurutschen, gleich einer Ziege emporklettern kann, sondern nur unser gewöhnliches Schuhwerk und rutschten daher häufig auf den schlüpfrigen Steinplatten aus. Dazu kam, dass sich von etwa 3000 M. an, infolge der dünner werdenden Luft, allmälig immer grössere Athembeschwerden einstellten, welche uns nöthigten, sehr oft kurze Zeit zu rasten. In der halben Höhe des Kegels gelangten wir an den Rand des schauerlichen Corral de Veleta, an welchem nun der Weg bis zum Gipfel hinanführt. Dieser Theil des Kegels besteht aus festem Gesteine und gleicht die Felsenkante, welche man als Weg benützt, gewissermassen einer Treppe.

Wer aber zum Schwindel geneigt ist, darf kaum wagen, hier emporzuklimmen, da man den fürchterlichen Abgrund des Corral, welcher hier von fast senkrechten 7—800 M. hohen Felsenwänden eingefasst ist, fortwährend zur Linken hat. Solchen Personen bleibt nichts übrig, als über das ungeheuer lange, an jene Felsenkante angrenzende, unter etwa 30° geneigte Schneefeld, welches den Kegel bedeckt, hinanzusteigen, was aber, da im Sommer die Oberfläche der Schneefelder gefroren zu sein pflegt, ohne eingehauene Stufen ein mühsames Stück Arbeit ist. Die beiden Franzosen, welche nicht wagten, in den Corral hinabzuschauen, in dessen Grunde sich eine prächtig grüne, hell von der Sonne beschienene Matte mit einem kleinen blauen Alpensee ausbreitete (der Veletagletscher ist von oben nicht zu sehen) waren gezwungen, den Weg über die Schneelehne zu wählen und fluchten nicht wenig, wenn sie einmal über das andere ausglitten und eine Strecke weit wieder hinabrutschten. Ich war allen voran und erreichte gerade um 12 Uhr den ziemlich geräumigen Gipfel. Bald kam auch Mateo mit dem Amerikaner, während die Franzosen erst eine Viertelstunde später eintrafen.

Wir alle, besonders aber meine Begleiter, hatten uns auf den Anblick des Meeres und der Küste von Afrika gefreut, allein der ganze südliche Horizont war von Wolkenmassen verhüllt, die Aussicht überhaupt schlecht, indem die um Mitte Juli alljährlich beginnende „calina“, ein Hitznebel, alle Fernen verschleierte. Mir war das ziemlich gleichgiltig, denn einmal wusste ich, dass ich nicht zum letzten Male auf dem Picacho gewesen sein würde, und sodann lag mir vor Allem daran, mich über die Gliederung des Hochgebirges zu orien-

tiren, wozu der Picacho, wenigstens bezüglich der westlichen Hälfte der Sierra, eine vortreffliche Gelegenheit bietet. Denn gegen Osten entzieht allerdings die anderthalb hundert Meter höhere, breit abgestutzte Pyramide des Mulahacén den Anblick der Sierra vollständig. Zwischen beiden Bergriesen liegen südostwärts zwei durch einen Felsengrat geschiedene Thalkessel, welche weiterhin in das breite und tiefe Poqueirathal zusammenfliessen. In dem schmäleren am südlichen Fusse des Picachokegels erblickt man die Laguna del Picacho, in dem grösseren, gegen den Mulahacén hin die Laguna larga, den grössten Alpensee der Sierra, westwärts dagegen am Nordabhange der Hauptkette die Laguna de Dilar, die Hauptquelle des gleichnamigen Flusses. Nordwestwärts überschaut man die ganzen Kalkalpen mit den sie durchschneidenden, parallel verlaufenden Flussthälern. Ich notirte mir rasch alle besuchenswerthe Punkte und erkundigte mich bei Mateo nach der Lage und den Namen der weit umhergestreuten sichtbaren Cortijos und Hatos, konnte aber von ihm wenig erfahren, da auch er nur den Schneeweg und die in dessen unmittelbarer Nähe gelegenen Gehöfte kannte. Unheimlich war und ist überall in jener Hochlage der Ueberblick und das Ansehen der Schneeregion. Wohin das Auge sieht, erblickt es nur gewaltige, mit grauem Schiefergerölle bedeckte Kämme und Kuppen, scheinbar ohne eine Spur organischen Lebens, grosse, oft stundenlange Schneefelder, schwarze Schieferfelsen und grausige Abgründe und die ganze grossartig-wilde Scenerie ist überwölbt von einem fast schwarzblauen Himmel, von dem die Sonne mit bleichem Glanze herniederstrahlt. Gern hätte ich trotz des eisig kalten Ost-

windes noch länger auf dem Gipfel des Picacho geweilt, um die selbst hier überall zwischen dem Schiefergerölle umhergestreuten, in voller Blüte stehenden Alpenpflanzen zu sammeln, von denen die meisten der Sierra Nevada eigenthümlich sind, aber Mateo drängte zur Eile, und so konnte ich nur schnell mit dem, was ich in nächster Nähe zusammenraffte, meine Büchse füllen. Der Abstieg ging rasch von statten; die Franzosen zogen es vor, die lange Schneelehne hinabzurutschen. Unten angelangt, bestiegen wir sogleich die Pferde wieder und ritten, ohne anzuhalten, bis zur Dornajoquelle, wo wir unser Mittagsmahl verzehrten. Dennoch war bereits acht Uhr vorüber, als wir nach Granada zurückkehrten.

Ohne mich aufzuhalten, stieg ich mit Mateo zur Alhambra hinauf, denn ich war von dem langen ungewohnten Ritte todtmüde und verlangte nach Ruhe. Da aber aus Mateo's Häuschen, unter dessen vor der Thür befindlicher Weinlaube ich schon mehrere Abende zugebracht hatte, um Unterhaltung und Gebräuche des Volkes kennen zu lernen und mich an die Laute des andalusischen Dialectes zu gewöhnen, Guitarrenklänge und heiteres Gelächter von Mädchenstimmen erschallten, so konnte ich der Einladung Mateos, doch noch ein Stündchen bei ihm auszuruhen und mit ihm ein Glas Wein zu trinken, nicht widerstehen. Wie fast an allen Abenden, so hatte sich auch an diesem eine Anzahl junger Burschen und Mädchen aus der Alhambra zu einer sogenannten „Tertulia de confianza“ (vertraulichen Abendgesellschaft) zusammengefunden. Eben sang einer der jungen Männer eine alte maurische Romanze, dieselbe mit schwermüthigen Accorden auf der Guitarre begleitend. Der mit vier Dochten in

seinen vier Schnäbeln brennende „Velon“ (antik geformte Messingöllampe) verbreitete ein helles Licht durch das offene Vorhaus und über den weinrebenumrankten Vorplatz und beleuchtete grell die hier sitzenden schwarzäugigen Mädchen, welche alle die kleidsame schwarze „basquina“ (einen kurzen, kaum bis an die Knöchel reichenden mit Fransen besetzten Rock), das eng anschliessende, vorne offene Mieder mit halblangen spitzenbesetzten Aermeln trugen und sich die glänzend schwarzen Haare theils mit dunkelrothen Nelken, theils mit gelben Rosen geschmückt hatten, sowie die schlanken kräftigen, in das malerische bunte Nationalcostüm gekleideten Burschen mit der hochrothen seidenen „Faja“ (Leibbinde) und dem zierlichen Sombrero, unter dem ein buntseidenes um den Kopf gebundenes Taschentuch in zwei Zipfeln auf den Nacken hinabfiel. Alle erhoben sich, um uns zu begrüssen und reichten auch mir, den sie kaum flüchtig einmal gesehen hatten, wie einem alten Bekannten zutraulich die Hand. Sofort bemächtigte sich Vicente, der ein geübter Guitarrespieler war, der Laute und riss nach andalusischer Sitte mit allen fünf Fingern der rechten Hand schlagend durch die Saiten, während er mit dem Daumen der linken Hand auf dem Resonnanzboden herumtrommelte. Nach einem wilden Präludium stimmte er die schwermüthige, mit einer langgezogenen Cadence endigende Melodie des Fandango an und begann mit eben nicht angenehmer, sondern näselnder Stimme eine improvisirte Copla zu singen, worin er mich pries und als kühnen Bergsteiger verherrlichte. Ueblicherweise antwortete darauf einer der jungen Leute mit einer zweiten improvisirten Copla und so ging es fort, bis alle, manche zwei-, dreimal, Coplas improvisirt

hatten, welche sich theils auf die überstandene Gebirgspartie, theils auf Mateo, theils auf die Mädchen bezogen. Nur ich war natürlich nicht in der Lage, eine Copla zu improvisiren, welches Talent fast jeder Andalusier besitzt. Als nun aber Vicente die feurigen Klänge der Jota aragonesa durch die Saiten rauschen liess, da erhoben sich die jungen Leute, um die graziösen Schönen, denen die Tanzlust aus den grossen sammetschwarzen Augen leuchtete, zum Tanz aufzufordern. Bald stand ein Paar einander gegenüber, denn die andalusischen Tänze werden in der Regel nur von einem Paare getanzt, um in graziösen Stellungen oder behend sich umkreisend, aber kaum mit den Fingerspitzen sich berührend, und mit dem ganzen Oberkörper und dem Kopfe ausdrucksvolle Bewegungen machend jenen schönen decenten Tanz aufzuführen, der nichts anderes als eine pantomimische Liebeserklärung ist. Dabei begleiteten die Tänzer den Takt der Musik mit den Castagnetten, welche sie in beiden Händen hielten, während alle Anwesenden ebenfalls taktmässig in die Hände klatschten und die Tänzerin mit den üblichen Zurufen: „ole! alza, salero! alza, chiquita“ zu immer feurigerem Tanzen aufforderten. So tanzten nach einander alle Mädchen. Hatte ein Tanz geendet, so ging, während der mit Wein gefüllte „jarillo“ (vierschnauziger irdener, meist schön verzierter Krug) unter den Männern kreiste, die Tänzerin im Kreise herum, vor jeden der anwesenden Männer einen graziösen Knicks machend, um sich den „abracito“ (eine flüchtige leichte Umarmung) als Dankbezeigung zu holen. Das war ein echter andalusischer Volkstanz und ein Stück poetischen Volkslebens, wie man das jetzt in Granada nirgends mehr findet! Schon ver-

kündete die Campana la Vela die eilfte Stunde, als ich in meine nahe gelegene Wohnung zurückkehrte, wo das für mich bereitete Abendbrod in dem sauberen kühlen Comedor auf dem reinlichen, mit einem frischen Blumenstrauss geschmückten Tische schon längst für mich angerichtet worden war.

2.

Der Cortijo de S. Gerónimo. Das Monachilthal.

Hirtenleben.

Ich hatte nun die Sierra kennen gelernt und es litt mich nicht länger in Granada. Nach reiflicher Ueberlegung beschloss ich, den Cortijo de S. Gerónimo zum ersten Standquartier für einen längeren Aufenthalt zu wählen. Hatte doch auch M. Boissier vor 7 Jahren dort mehrere Wochen zugebracht. In der That kann es für die botanische Erforschung des südlich vom Jenilthal gelegenen Theiles der Sierra keine bessere Station geben. Denn einestheils ist der genannte Cortijo das am höchsten gelegene und zugleich grösste Gehöft jenes Gebirgstheiles, anderntheils liegt derselbe ungemein bequem für den Besuch der Kalkalpen und der vom Picacho aus sich erstreckenden Secundärketten und Flussthäler des Schiefergebirges. Nachdem alle für einen längeren Aufenthalt in der Sierra erforderlichen Vorkehrungen getroffen waren, verliess ich am frühen Morgen des 23. Juli in Mateo's und Vicente's Begleitung die Alhambra mit einem Maulthier, welches in seinen „serones“ (aus Esparte geflochtenen Tragkörben) die nöthigen Papierballen, Bücher und Instrumente, sowie Lebensmittel und eine hübsch grosse Bota mit „vino

seco“ (einen sogenannten „weissen“, d. h. hellbraunen, maderaartigen Wein, welcher in Granada gewonnen wird) enthielt und mir zugleich als Reitthier diente, indem ich über den Körben auf zusammengelegten Mantas wie auf einem Sattel Platz nahm. Denn es galt damals (wie wohl auch noch jetzt!) für einen „caballero“ für eine Schande, zu Fuss zu gehen. Auch Mateo hatte im stolzen Gefühl seiner Abkunft von Christen „de sangre pura“ ein Reitthier bestiegen, wenn auch nur ein bescheidenes langohriges Grauchen. Aber immerhin! Es galt für nobler, die elendeste Schindmähre zu reiten, als zu Fusse zu gehen. Nur Vicente, als Diener, musste sich zu letzterem wenn auch nur widerwillig entschliessen, wobei er nicht verfehlte, sobald es bergan ging, sich an den Schweif meines Maulthieres anzuhalten und sich so den ansteigenden Weg emporziehen zu lassen. Das Wetter war, wie immer, prächtig, nur heiss. Wir schlugen abermals den Schneeweg ein.

Sowie wir Huetor-Vega im Rücken hatten und in die Vorberge eingetreten waren, sprang ich von meinem Maulthiere hinab, meinen Platz gern an meinen Diener abtretend, denn ich wollte heute zu Fuss gehen um am Wege tüchtig zu botanisiren. Freilich brannten die Strahlen der Julisonne heiss auf mich hernieder, aber ich achtete nicht der Hitze noch der grossen Schweisstropfen welche mir unaufhörlich über die Stirne herabrollten, denn ich schwelgte in den Reizen der mich umgebenden, mir grossentheils neuen und fremdartigen Pflanzenwelt und der grossartigen Naturscenerie. Bei der Wegtheilung auf der Hochebene el Puche wählten wir diesmal den rechten Saumpfad, der uns bald nach dem am Ufer eines vom Dornajo herabrauschenden Baches gelegenen Weidenhof brachte, wo

wir im Schatten eines alten Weidenbaumes frühstückten. Nun ging es bergauf, bergab über steile felsige Kalkhügel, die prachtvolle Einblicke in die zur Rechten sich aufthuenden Gründe und groteskzerrissenen Felsenkuppen der Kalkalpen darboten, längs der dunkeln Schlucht des tief unten brausenden Monachil, bei dem Cortijo de Echa vorbei nach dem Hieronymushofe, wo wir um eilf Uhr eintrafen.

Welches Aufsehen in diesem einsam gelegenen Gebirgshofe das plötzliche Erscheinen eines „estrangero“ mit einem Maulthier, dessen Körbe mit allerhand seltsamen Dingen vollgepackt waren, unter den anwesenden Bewohnern erregte; wie die „ama“ (Hausfrau), die Sñra. Feliciana, eine robuste Frau von brutalem Aussehen uns unfreundlich aufnahm und mir mit schlecht verhehltem Misstrauen erklärte, in ihrem Hause sei für mich kein Unterkommen; wie dann eine Stunde später ihr aus dem Gebirge zurückkehrender Gatte, der blondhaarige und blauäugige Tomas die Angelegenheit zu meinem Gunsten entschied und mich seinen mittlerweile heimgekehrten Knechten, welche vor dem Hause auf niedrigen Korksesseln sich um die ihr Mittagsessen enthaltenden Kessel gruppirt hatten, mit den Worten vorstellte: „Este caballero es desde hoy mi amigo y huesped“ (dieser Herr ist von heute an mein Freund und Gast); wie hierauf die wilden Gesellen sich erhoben und mir freundlich ihre schwielige Rechte reichten; wie ich durch jene einfachen Worte eine gegen jeden Schimpf, jeden Spott, jede Unbill gefeite Person geworden war, indem die Verletzung des Gastrechtes bei jenen Gebirgsbewohnern wie bei ihren arabischen Vorfahren für eine Todsünde gilt; wie sodann die leider nicht hübsche, etwas verwachsene Mariana, des Hausherrn Tochter,

auf einen Wink ihrer Mutter ein Jarillo mit Rothwein füllte und es mir kredenzte, worauf der Krug die Runde unter allen Anwesenden machte und Jeder mir zutrank: das Alles habe ich in meinem ersten Reisewerke ausführlich geschildert, wie auch das eigenthümliche Gemach, welches mir im obern Stockwerk als Schlafstätte und Arbeitszimmer angewiesen wurde [1]). Gleich nach dem Mittagsessen brachen Mateo und Vicente wieder auf, um nach Granada zurückzukehren, letzterer um mein in meiner Wohnung zurückgelassenes Gepäck, welches auf meinem Maulthier nicht Platz hatte finden können und verschiedene andere noch nöthige Dinge herbeizuholen. Tomas gab ihm deshalb einen Esel mit, damit er in Granada nicht wieder ein Packthier zu miethen brauche. So war ich nun mutterseelen allein in dem einsam gelegenen Gebirgshofe unter wildfremden Menschen, aber ich hatte von den Knechten, die mich sammt den Kindern des Hauses, vier munteren Knaben, neugierig umstanden, während ich auf dem mit Glimmerschieferplatten belegten Platz vor der Hausthür knieend die im Übermass gesammelten Pflanzen einlegte, keine Furcht, denn die Gutmüthigkeit selbst leuchtete aus ihren schwarzen, dolchartig blitzenden Augen. Lachend theilten sie sich laut ihre Bemerkungen mit, wenn ich eine nach ihrer Meinung ganz gemeine nichtsnutzige „mata“ (Staude, Strauch) aus meiner Botanisirbüchse zog, oder fragten mich auch wohl, wozu diese oder jene Pflanze „gut“ sei, da sie in ihrer Einfalt nicht begreifen konnten, dass ein Fremder andere Kräuter, als „yerbas medicinales“ sammeln könne. Bald mussten aber die Knechte wieder

---

[1]) Bd. II. S. 80. ff.

ihren Geschäften nachgehen, der Hof entleerte sich, und nachdem ich die Pflanzenpackete an einem geschützten Platz mit Schieferplatten beschwert hatte, zog ich mich in mein Gemach zurück um eine kurze Siesta zu halten.

Nach einstündiger Rast begab ich mich wieder hinab, um mir die Lage meines Standquartiers und dessen Umgebungen genauer zu betrachten. Der Cortijo de S. Gerónimo liegt nach M. Boissier's barometrischer Messung 5064 Par. F. (= 1645 M.) über dem Spiegel des mittelländischen Meeres, am rechten untern Abhange des Monachilthales, welcher sich ziemlich steil zu dem nordwestlichen Fusse des rückwärts vom Hofe hoch emporragenden, hier tafelförmig erscheinenden Dolomitwalle des Dornajo hinanzieht. Ein munterer, am Fusse dieses gewaltigen Kalkalpengipfels entspringender Bach, aus einer dicht hinter dem Hause sich öffnenden Felsenschlucht hervorströmend, rauscht hart neben der westlichen Seite des Hauses vorbei nach der dunklen Tiefe des Monachilthales hinab. Jenseits dieser waldigen Schlucht starren, dem Cortijo gerade gegenüber, die senkrechten Marmorwände des oben abgerundeten Cerro Tesoro empor, neben welchem südostwärts der hohe, in seinem unteren Drittheil bewaldete Wall der Dehesa de S. Gerónimo mit seinen düsteren Felsenschluchten, seinen smaragdenen Alpenwiesen und seinen leuchtenden Schneefeldern sich emporwölbt und ostwärts über der dunklen Schlucht des oberen Monachilthales ragt die riesige Schneepyramide des Picacho hoch in den blauen Himmel empor. Westwärts aber schaut man weit in das untere Monachilthal und in das wilde Chaos der dürren Kalkalpenberge hinein. Vor dem Hause breiteten sich an dem

nach dem Flussthal sich hinabsenkenden Hange prächtige Weizenfelder, fast schon in reifen Aehren stehend, sowie Maispflanzungen, von üppigen Brombeerhecken und Gebüschen, sowie einigen Kopfweiden umgeben aus, links vor dem Hause stand eine alte Ulme, mit ihrer breiten Krone einen grossen Theil des Vorplatzes beschattend.

Der Cortijo selbst besteht aus einem grossen, steinernen Gebäude mit einem niedrigen Dache grauer Hohlziegeln, auf dessen Firste in der Mitte ein eisernes Doppelkreuz prangt. Durch die weit offenstehende Hausthür tritt man, wie bei allen granadinischen Bauernhäusern, in ein geräumiges, die ganze linke Hälfte des unteren Stockwerkes einnehmendes Gemach, welches gleichzeitig als Küche und Wohnzimmer dient und mit grossen Glimmerschieferplatten belegt ist. Links im hintern Winkel liegt unter dem weiten Rauchfange der Herd, eine nur wenige Zoll über den Boden hervorragende Feuerstätte, über der ein eiserner Dreifuss steht, an welchem der Kessel aufgehängt wird, worin die Mahlzeiten bereitet zu werden pflegen. Niedrige, viereckige, mit Espartogeflecht bedeckte und mit dergleichen Lehnen versehene Holzsessel stehen um den Herd herum, denn diese geheiligte Stätte bildet zugleich den Ehrenplatz für den Hausherrn und seine Gäste. Breite an den Wänden hinlaufende Bänke können als Lagerstatt für die Nacht benutzt werden. Einige niedrige Tische und Kästen vollenden das einfache Ameublement des etwas düsteren, ausser durch die Thür nur noch durch ein kleines Fenster erleuchteten Raumes. An der dem Eingange gegenüber befindlichen Wand, nahe bei dem Herde, ruhen in Mauernischen in schiefer Stellung drei grosse amphorenartige Steinkrüge, welche das

Trink- und Kochwasser enthalten; daneben steht, halb in den Boden eingesenkt, eine „tinaja“, eines jener kolossal grossen, tonnenartigen, aus gebranntem Thon bestehenden Gefässe, welche vorzugsweise in der Mancha fabricirt werden, mit einem ebenfalls thönernen Deckel geschlossen, worin der Hausherr seinen Wein aufbewahrt. Auf dem breiten Gesims des glockenförmigen Rauchfanges, sowie auf einem Gestell an der Wand prangen in sauberer Ordnung die blitzblank gescheuerten, durchgängig kupfernen Kochgeschirre, nebst einer Anzahl hölzerner, irdener und aus Fayence bestehender Teller, Schüsseln und Tassen. In der linken Ecke, dem Herd gegenüber, hängt ein vergilbtes, von den Fliegen beschmutztes Bild des heil. Hieronymus, des Schutzpatrones des Hofes, vor welchem eine kleine Oellampe brennt. Dem Wohnraum gegenüber, die rechte Seite des Erdgeschosses einnehmend, liegt ein Getreidespeicher, hier führt auch eine steile hühnersteigenartige Treppe nach dem oberen Stockwerk hinauf, wo mir ein kleines, zugleich als Hauscapelle dienendes Gemach zur Schlafstätte angewiesen war. Hinter dem Hause liegt ein geräumiger, von hohen Mauern umgebener „corrál“ (Hofraum, Viehhof), welcher dem Hause gegenüber durch ein langes Stallgebäude geschlossen erscheint, worin zahlreiche Pferde, Maulthiere und Esel Platz finden können.

Um halb sechs Uhr, wo die grösste Hitze vorüber war — ich hatte mich eben neben den Herd gesetzt und an einer glühenden Kohle, welche mir Juanita, eine wie es schien als eine höhere Magd oder Aufseherin fungirende Verwandte der Hausfrau mit der Feuerzange dargereicht hatte, eine Cigarette angezündet — trat Tomas in den Wohnraum und fragte mich,

ob ich ihn auf einem Gange nach einem an der Dehesa gelegenen Felde begleiten wolle. Hocherfreut nahm ich das Anerbieten an, Tomas warf seine Flinte über die Schulter, pfiff einem Wolfshund und schritt mit mir zur Thüre hinaus. Da erhob sich ein alter weisser Wolfshund, welcher das Gnadenbrod zu bekommen schien und dessen Kopf und Seiten breite Narben trug, die Spuren von mit Wölfen bestandenen Kämpfen, von seinem Lager am Herde und folgte uns. Das schöne Thier hatte gleich vom Anfange an sich an mich attachirt. Der Bauer erlaubte ihm mitzulaufen und seitdem war dieser Hund mein steter Begleiter, wenn ich allein den Cortijo verliess. Wir schritten nun selbander zwischen üppigem Gebüsch und malerischen Felsmassen den ziemlich steil sich abwärts senkenden Weg nach der walderfüllten Schlucht des Monachil hinab, dessen dumpfes Brausen bis zu dem Cortijo hinaufdringt. Nach einer halben Stunde erreichten wir das Bett des starken hier über wild durch einander gewürfelte Marmorblöcke dahin brausenden Alpenbaches, dessen durchsichtig blaugrünes Wasser sich zwischen den Felsmassen in milchweissen Schaum auflöst. Auf schlüpfrigem Pfade stiegen wir nun am rechten Ufer, welches wie auch das linke von üppigstem Kräuterwuchs eingefasst war, unter dessen Pflanzen sich zwei wildwachsende Resedaarten bemerkbar machten, eine grosse Strecke weit aufwärts. Das Monachilthal ist hier eine prächtige Waldschlucht. Ziemlich hohe Bäume von Weiden, Ulmen und filzblättrigen Eichen (*Quercus Tozza*), untermengt mit kleineren Bäumen und grossen Sträuchern derselben Holzarten, sowie des Mehlbirnenbaums (Sorbus Aria), des granadinischen Weissdorns (*Crataegus granatensis Boiss.*), der granadinischen

Bergmispel (*Cotoneaster granatensis Boiss.*), der in der Sierra Nevada und seltsamerweise auch in Kleinasien vorkommenden baumartigen Heckenkirsche (*Lonicera arborea Boiss.*), eines dichtbeblätterten Ahorn (*Acer opulifolium*) erfüllen im Verein mit einer grossen Menge verschiedener Straucharten die Sohle und die Abhänge des Thales zwischen den überall aus der grünen Umrahmung hervorleuchtenden malerischen Marmorfelsen, welche noch zur Formation des eine Strecke abwärts sich erhebenden Cerro Tesoro gehören, aber bald Felsgruppen von dunkelfarbigem Schiefer Platz machen. Ueppige Gewinde der in allen Thälern der Sierra verwilderten Weinrebe schlingen sich an den Baumstämmen empor und in malerischen Festons von einer Baumkrone zur andern, hängen wohl auch aus letzteren in langen parallelen Guirlanden bis fast zum Wasserspiegel hinab. Hier und da zeigten sich inmitten des grünen Laubwerks die leuchtend gelbrothen, süssduftenden Blütendolden des immergrünen, grossblumigen Nevada-Gaisblattes (*Lonicera splendida Boiss.*), dessen biegsame mit blaugrünen Blattpaaren besetzte Stengel sich im Verein mit anderen verbreiteteren Gaisblättern (*L. hispanica* und *L. implexa*) durch das dichte Gebüsch emporrankten und über und durch die zusammen sich neigenden Baumkronen schimmerte der azurblaue Himmel oder dann und wann ein von der tief stehenden Sonne bereits rosig beleuchtetes Schneefeld des Hochgebirges. Endlich gelangten wir an eine Stelle, wo eine Reihe von Steinblöcken in dem hier ruhig und breit dahinströmenden Flusse einen Uebergang über denselben gestattete, denn Stege oder Brücken gibt es in der Bergregion der Sierra nirgends, und bogen nun in ein dem Cortijo fast gegenüber liegendes weites und tiefes,

höchst romantisches Felsenthal der Dehesa ein, durch das ein starker munterer Bach in schäumenden Kaskaden herabtobte. Dieses in seinem unteren Theil ebenfalls von üppiger Laubwaldung erfüllte, an seinen schroffen Hängen mit malerischen Schieferfelsengruppen geschmückte Thal, das längste und bedeutendste der Dehesa, durch das sich ein sehr betretener Saumpfad emporwindet, führt den Namen Barranco de Benalcaza. Der Sage nach soll dieses schöne Thal, wie überhaupt der untere Hang der Dehesa, zur Zeit der maurischen Herrschaft von einem Araberstamme, den Beni Al-kazar, bewohnt gewesen sein, woher sein Name; doch findet man nirgends Trümmer oder Reste von Gebäuden. Wohl aber sollen im oberen sich bedeutend erweiternden Theile des Grundes Spuren ehemaliger Bewässerungswerke aufgefunden worden sein, wie mir Tomas erzählte. So viel ist gewiss, dass die Thäler der Sierra Nevada zur Zeit der arabischen Herrschaft viel reicher und weiter hinauf bevölkert gewesen sind, als heutzutage. Im oberen, vom Gebüsch bereits ziemlich entblössten Theile dieses Barranco, den ich später noch mehrmals besucht habe, fiel mir zuerst eine der Sierra Nevada eigenthümliche und durch deren obere Bergregion verbreitete Holzart auf, welche bald als Strauch, bald als ein kleiner Baum auftritt und ein höchst phantastisches Ansehen hat. Der meist gerundete Stamm sammt den älteren Aesten ist nämlich über und über mit lang herabhängenden, band- oder riemenartigen Streifen der von selbst sich ablösenden Rinde bekleidet. Die eine sparrige Krone bildenden Zweige sind mit seidenglänzenden kleinen Kleeblättern dicht belaubt. Diese zur Familie der Schmetterlingsblütler gehörende Holzart, *Adenocarpus decorticans*, von Boissier zuerst

aufgefunden, besass damals schon weit entwickelte, mit dunkelrothen Drüsen bedeckte Hülsen, im folgenden Jahre, im Juni, habe ich denselben an anderen Punkten der Sierra blühend angetroffen. Er sieht dann mit seinen straussförmig angeordneten goldgelben Blumen sehr hübsch aus. Im mittleren, sich schon sehr ausweitenden und verflachenden Theile des Barranco de Benalcaza, etwa bei 1950 M. Höhe, beginnen Roggenfelder, welche sich weit aufwärts bis an die von oben auf uns herabschauenden Alpenwiesen emporziehen, über denen die Schneefelder des Kammes im Scheine der untergehenden Sonne zu glühen begannen. Hier waren einige Knechte mit Bewässerungsarbeiten beschäftigt, welche Tomas inspiciren wollte. Nachdem derselbe seine Anordnungen getroffen hatte, führte er mich auf einem andern den Barranco umgehenden Wege, blos einem schmalen, durch die Waldung sich hinabschlängelnden Fusssteig wieder zum Monachil hinab, den wir an einer anderen, tiefer gelegenen Stelle, welche ich mir sofort zum Badeplatz ausersah, überschritten. Die Sonne war schon untergegangen, nur die Schneefelder des Picacho erglühten noch von Purpurgluth übergossen, als wir, ich sehr ermüdet, den Cortijo erreichten, wo unterdessen die Hausfrau das aus in Oel gebratenen Spiegeleiern, denen eine Knoblauchzehe beigefügt war und am Feuer geröstetem, daher ziemlich schwarz aussehendem Ziegenfleisch bestehende Abendessen für mich bereitet hatte, welches mir nach der anstrengenden Wanderung — verwöhnte Touristen würden es natürlich für ungeniessbar erklärt haben! — trefflich mundete. Auf der ganzen Wanderung hatte mich Tomas mit freundlichem Gespräch unterhalten, mich nach meinem Vaterlande, nach meinen Eltern und Geschwistern und nach dem Zwecke meiner

Reise befragend, und hatte ich dabei Gelegenheit gefunden, den Takt und Anstand zu bewundern, den dieser einfache Bauer dabei an den Tag legte, und welcher eine grössere Bildung zu verrathen schien, als ich ihm zutrauen konnte. Aber Tomas war in dieser Beziehung keine vereinzelte Erscheinung, denn dieser feine Takt, dieses cavaliermässige Benehmen ist jedem andalusischen Bauer eigen, auch solchen, die weder lesen, noch schreiben können.

Während ich mein Abendbrod beim Licht eines auf dem Tisch stehenden Velon verzehrte, kamen auch die aus dem Gebirge zurückkehrenden Knechte herein und schaarten sich in der entgegengesetzten Hälfte des Wohnraumes auf niedrigen Sesseln um die beiden Kessel, welche ihr aus in Salzwasser gekochten und mit spanischem Pfeffer (Paprika) gewürzten Puffbohnen bestehendes Abendbrod enthielten. Nachdem der Oberknecht ein langes Gebet hergesagt hatte, in welches stellenweise sämmtliche Knechte im Chor einfielen, zog ein jeder einen kurzen aus Horn oder Holz verfertigten Löffel aus seiner Leibbinde, welche bei den granadischen Bauern oft ein wahres Magazin aller möglichen Gegenstände enthält, und alle fuhren nun damit in den dampfenden Brei, um denselben zum Munde zu führen. Nach beendeter Mahlzeit wischte jeder seinen Löffel mit irgend einem Lappen ab und steckte ihn wieder in seine Faja. Dann erhoben sich die Knechte und verliessen, mir und dem Hausherrn ein treuherziges „Bonas noches“ wünschend, das Haus. Auch ich begab mich nun in mein Gemach hinauf, wohin mir Juanita mit einem „candil“ (einer einschnäbligen kleinen Blechlampe, welche aufgehängt werden kann), das sie oben liess, voranleuchtete und streckte mich auf mein

ärmliches Lager, wo ich trotz der sich sehr bald bemerkbar machenden Flöhe (anderes Ungeziefer habe ich in den Cortijos und Hatos nie gefunden) binnen Kurzem in tiefen Schlaf versank. Allein nach einiger Zeit wachte ich wieder auf, geweckt durch eigenthümliche Töne. Was war das? Es klang fast, als ob ein kleines Kind weinte und ertönten die klagenden Stimmen bald hier bald da in der Nähe des Hauses, bald ferner, bald näher. Es waren im Cortijo keine kleinen Kinder, was nur das sein mochte? Wäre ich abergläubisch gewesen, so hätte ich mich fürchten können. Ich blickte durch die Oeffnung der Wand, welche meinem Gemache als Fenster diente, auf den Vorplatz des Hauses hinaus. Es war beim falben Licht der hell am Himmel erglänzenden Sterne nichts zu sehen, alles regungslos und still um das Haus. Da ertönten plötzlich dieselben Klagetöne, diesmal ganz nahe am Hause. Gleichzeitig schlugen die Hunde an und ein Schuss krachte durch die stille Nacht, ein tausendfaches Echo in den Gründen des Gebirges wachrufend. Dann wurde wieder alles still und die Nachtruhe nicht weiter unterbrochen. Auch ich schlief bald wieder ein. Als ich mich am folgenden Morgen erkundigte, was in der Nacht vorgefallen wäre, erwiderte Tomas lachend: „Daran müssen Sie sich bei uns gewöhnen, Caballero! Die Klagetöne kommen von den Wölfen her, welche fast jede Nacht den Hof umschleichen, um Lämmer zu stehlen. Aber diese Bestien kommen nie dazu. Denn rings um den Hof sind meine Wolfshunde gelagert und immer ein paar wachthabende Knechte postirt, welche, wenn die Wölfe nahe kommen, ihnen eins auf den Pelz brennen.“ — Und so geschah es fortan fast alle Nächte. Bald

gewöhnte ich mich an das Geheul der Wölfe und hörte es gar nicht mehr.

Vor dem „Desayuno“, der Morgen-Chocolade, welche auch in jedem Bauernhause ganz vorzüglich zubereitet wird, und zu der ich über dem Feuer geröstete Schnitte von Weizenbrod als Zukost erhielt, begab ich mich hinter das Haus an den schäumenden eiskalten Bach, um mich zu waschen, denn von Waschgeschirr ist in einem solchen Cortijo keine Rede, so wenig, wie von anderen uns unentbehrlich erscheinenden Geschirren und Einrichtungen, die überall fehlen. Es gibt ja in den Umgebungen solcher Gehöfte genug lauschige Plätzchen! Um zehn Uhr kam Vicente zurück. Ich war den ganzen Tag mit dem Ein- und Umlegen der Pflanzen beschäftigt, welche ich Tags zuvor und am Morgen in den Umgebungen des Hofes gesammelt hatte, sowie mit der Führung meines Tagebuches. Da auf den folgenden Tag, den 25. Juli, das Fest St. Jacobi (Santiago), des Schutzpatrons von Spanien, fiel, eines der grössten Kirchenfeste Spaniens, und der Vorabend, die Vispera de Santiago, vom Volk bei allerhand Belustigungen festlich begangen zu werden pflegt, so liess ich aus dem Dorfe Monachil zwei grosse mit Wein gefüllte Schläuche kommen, die fabelhaft wenig kosteten, um den Knechten und Hirten, welche gegen Abend aus dem Gebirge nach dem Hofe kamen und für welche Wein ein sehr seltenes, aber immer hoch erfreuliches Genussmittel ist, eine Freude zu machen. Das Bacchanale, das sich infolge davon am Abend vor dem Hause im Scheine eines grossen Wachtfeuers entwickelte und, mit Tanz und Gesang begleitet — denn Vicente hatte nicht vergessen, seine Guitarre mitzubringen — bis tief in die Nacht

währte und inmitten jener grossartigen Gebirgsnatur reizende Genrebilder darbot, habe ich in meinem mehrfach erwähnten Buche (Bd. II., S. 35 ff.) ausführlich beschrieben. Ich will aber hieran einige Bemerkungen über das Leben und Treiben der Bewohner dieser hochgelegenen Cortijos beifügen.

Wie schon bemerkt, leben die Besitzer jener Cortijos mehr von Viehzucht, als von Ackerbau. Sie halten aber nur Ziegen und Schafe, kein Rindvieh. Tomas besass über 3000 Stück Ziegen, welche in drei Heerden vertheilt waren, von denen zwei auf den Almen der Dehesa, die dritte hoch oben unterhalb des Picacho auf dem Borreguil de S. Gerónimo weideten. Ausserdem war er im Besitz von c. 500 Schafen, die in den Umgebungen des Cortijo und an den untern Hängen des Dornajo hinreichendes Futter fanden und jeden Abend in den Corral getrieben wurden, um sie vor den Wölfen zu schützen. Die Ziegen der Sierra Nevada sind eine überaus schöne Race. Sie sind gross und schlank, theils ganz weiss, theils rehfarben mit schwarzem Rückenstreif, mit langen schön geschweiften Hörnern und klugen Augen begabt, überaus behend und graziös. Ihre fette Milch, das gewöhnliche Getränk der Gebirgsbewohner, die auch bald mein tägliches Getränk wurde, wird zur Bereitung eines wohlschmeckenden Käses benutzt, welcher in rundliche Brode geformt, an der Luft getrocknet und dann auf Maulthieren und Eseln nach Granada an die Händler abgeliefert wird. Die Käserei ist sehr bedeutend und die Haupteinnahmequelle der Hofbesitzer und Gebirgsbauern überhaupt. Zu jeder im Hochgebirge weidenden Heerde gehört ein „Hato“. Eine solche Hirtenstation ähnelt den Sennhütten unserer Alpen nicht im Entferntesten und hat höchstens das

mit diesen gemein, dass ihre nächsten vom Vieh ganz zertretenen Umgebungen in der Regel überaus schmutzig sind. Gewöhnlich besteht ein Hato aus einem Zelte, welches innerhalb einer niedrigen, aus lose übereinander gethürmten Steinen errichteten Mauer aufgeschlagen ist und vor welchem sich eine Feuerstätte befindet; selten ist eine höhere kreisförmige Mauer aufgeführt und der dadurch gebildete Raum von oben mit einer Art von Dach aus Baumästen und Maisstroh bedeckt, wo dann ein solches Hato in seinem Inneren mehr einer Höhle gleicht. Ja, selbst wirkliche Felsenhöhlen werden als Hatos benutzt. Selbstverständlich muss in der unmittelbaren Nähe jedes Hato ein Quell oder Bach vorhanden sein. In den Umgebungen jedes Hato befinden sich weite, aus Espartogeflecht verfertigte Hürden oder Umzäunungen aufgestellt, in welche Abends die auf den umliegenden Almen oder Triften weidenden Heerden hineingetrieben werden. Dann wird ein Feuer angezündet und die ganze Nacht hindurch unterhalten, neben welchem einer der Hirten, die scharf geladene Flinte im Schoss, Wache hält, um bei etwaiger Annäherung von Wölfen sofort die im Hato schlafenden Gefährten wecken zu können. Wenn man in einem hochgelegenen Hato übernachtet, wie ich das oft habe thun müssen, so bieten die an vielen Punkten an den weithin gestreckten Gebirgskämmen und Thalgehängen auflodernden Hirtenwachtfeuer einen interessanten Anblick dar. Zu jeder Heerde gehört eine bestimmte Anzahl von Hirtenknechten die unter dem Befehl eines „Mayoral“ oder Oberhirten stehen. Alle Hirten der Sierra Nevada sind vom Kopf bis zum Fuss in rothbraunes Leder gekleidet und gleichen mit ihrer meist blutrothen Faja, aus welcher gewöhnlich eine lang-

klingige „Navaja“ (dolchartiges Einschlagmesser) hervorlugt, mit ihrer unterhalb der Faja um die Taille geschnallten „Ganana“, einer die Form einer Geldkatze besitzenden Patrontasche welche vorn zwanzig aufrecht lederne Cylinder für ebenso viele Patronen trägt, und von der ein Pulverhorn oder eine Pulverflasche und ein Lederbeutelchen mit Zündhütchen herabhängt, ihren langen Flinten und dem spitzen Filzhute auf dem schwarzen lockigen Kopfe, dessen dunkelgebräuntes Gesicht von einem struppigen Vollbart umrahmt zu sein pflegt, in der That mehr Banditen als harmlosen Hirten. Jeder besitzt entweder einen alten Tuchmantel oder eine gestreifte Manta (dicke schafwollene Decke mit Troddeln an dem einen Rande), ein zum Schutz gegen Wind und Wetter unentbehrliches Kleidungsstück, welches am Tage bei heiterem stillen Wetter malerisch um die Schultern drapirt getragen wird. Die Unterschenkel pflegen in Ermangelung von Strümpfen mit ungegerbten Ziegenfellen umwickelt und mit Espartostricken umschnürt zu sein. Die nackten Füsse stecken entweder in plumpen selbstgefertigten Espartosandalen oder sind mit den schon beschriebenen Alpargatas bekleidet, von denen mir Vicente auch einige Paar von Granada mitgebracht hatte. Zu jedem Hato gehört ausser den Hirten eine Anzahl von Wolfshunden. Innerhalb der Einfriedigung des Hato sind die Milchgefässe sowie die übrigen für die Käsebereitung erforderlichen Geräthschaften aufgestellt und die fertigen Käse in Espartogeflechten aufgeschichtet.

3.
Besuch des Corral de Veleta.

Mittlerweile war die Zeit herangenaht, wo, wie ich aus Boissier's Berichten wusste, die Vegetation des Corral de Veleta, einer der pflanzenreichsten Oertlichkeiten der Sierra Nevada, vollkommen entwickelt sein und in vollem Blühen sich befinden musste. Ich beschloss daher, diesem kolossalen in die Schneeregion eingesenkten Felsenkessel und dem darin befindlichen Veletagletscher einen Besuch abzustatten und benutzte dazu den 26. Juli, wo der Herr des Hieronymushofes sich nach dem Borreguil de S. Gerónimo zur Inspection seiner dort weidenden Heerde begeben wollte. Tomas war so freundlich, meinetwegen einen bedeutenden Umweg machen und mich bis an den Rand des Corral, bis zu der Stelle, wo ein Fusspfad, der einzige Zugang von oben, in denselben hinabführt, bringen zu wollen. An dem genannten Tage brachen wir um 6 Uhr Morgens auf. Tomas hatte sich ein Pferd satteln lassen und bot mir dasselbe an, um bis zum Corral hinauf zu reiten, doch machte ich nur streckenweise, wenn keine bemerkenswerthen Pflanzen zu finden waren, von diesem freundlichen Anerbieten Gebrauch. Vicente trug eine „Alforja" (ein Stück hänfenes Zeug mit zwei grossen Taschen an beiden Enden, welches entweder über den Sattel eines Packthieres gelegt oder über die Schulter geschlagen getragen wird), deren Taschen mit Lebensmitteln und Wein für den ganzen Tag und mit Fliesspapier zum Pflanzeneinlegen gefüllt waren, denn ich wollte eine grosse Excursion unternehmen, von der ich erst am Abend zurückkehren konnte. Und so geschah es auch.

Es war ein herrlicher, thaufrischer Morgen, die Luft überaus frisch, rein und erquickend. Ein betretener, nur sehr nasser und schmutziger Saumpfad führte uns an dem rechten, wie schon angegeben, fast gänzlich mit fruchtbaren Alpenwiesen bedeckten Abhange des Monachilthales empor, fortwährend prachtvolle Aussichten auf die gegenüberliegende, von der Morgensonne hell beschienene Dehesa und auf den majestätischen Picacho darbietend. Wir kamen zuerst auf die Prados del Ayre und dann auf die weit ausgedehnten, quellenreichen, mit hohem Gras- und längs der Bäche und quelligen Stellen mit üppigem Kräuter- und Staudenwuchs bedeckten Prados de las Yéguas, deren Vegetation mich längere Zeit fesselte. Auf diese herrlichen Alpenmatten treiben die Besitzer der im Monachilthal umhergestreuten Cortijos, sowie die Bauern des am Ausgange dieses Thales gelegenen Dorfes Monachil alle Pferde, Maulthiere und Esel, die sie entbehren können, welche hier, unter der Aufsicht von Hirten, den ganzen Sommer über bleiben und die fetten Grasstrecken abweiden. Es war ein interessanter und prächtiger Anblick, die vom Halfter und Zügel befreiten Pferde, meist schöne Thiere von echt andalusischer Race, sich in voller Freiheit herumtummeln, die muthigen Hengste bergauf bergab galoppiren und die zahlreichen Stuten (yéguas, daher der Name der Wiesen), umsprungen von muthwilligen Fohlen, weiden zu sehen. Doch gab es fast noch mehr Maulthiere und Esel, welche getrennt von den Pferden weideten. Unter den Eseln, die in Andalusien eine viel bedeutendere Grösse erreichen als bei uns, bemerkte ich mehrere von ganz weisser Farbe, also Schimmel. Diese gelten für die besten und kräftigsten und werden

daher fast ebenso theuer bezahlt, wie Maulthiere, welche letztere die Grösse von Pferden erreichen und im Allgemeinen höher im Preise stehen, als gewöhnliche Arbeitspferde, weil sie vielmehr Strapazen aushalten können. Als Reitthiere werden aber auch in den Hochgebirgen die Pferde entschieden vorgezogen, weil sie nicht so boshaft und launenhaft sind, wie die Maulthiere. Auch haben die im Gebirge selbst erzogenen Pferde, welche schon als Fohlen sich daran gewöhnen, an steilen Felsgehängen herumzuklettern, einen ebenso sicheren Tritt wie die Maulthiere. — Beim Peñon de S. Francisco erreichten wir den Schneeweg, dem wir nun bis zur Estancia de los neveros folgten, wo Tomas einen unscheinbaren, links abgehenden Pfad einschlug, der durch graues Schiefergerölle zwischen Schneefeldern sich emporwindend uns nach halbstündiger Wanderung an den Rand des Corral brachte. Hier — es war zehn Uhr — wurde noch gemeinschaftlich gefrühstückt, worauf Tomas sich von uns verabschiedete, sein Pferd bestieg und südwestwärts nach dem Borreguil de S. Gerónimo hinabtrabte.

Wir befanden uns bereits etwas unterhalb des eigentlichen Corral, da wo derselbe in den Barranco de Gualnón übergeht, immerhin aber noch in einer absoluten Höhe von ca. 3250 M. Hart am Rande des schwindelnden Abgrundes stehend, überschaute ich prüfend das kolossale gegen Süden sich hinziehende Circusthal, in dessen hinterstem Winkel gerade unter den himmelhohen Felsabstürzen des hoch in den Himmel emporragenden Picacho der in den Strahlen der Sonne glänzende Veletagletscher sich deutlich von dem schwarzen Felsengrunde abhob. Er bildet eine breite steilgeneigte Lehne, aus deren tiefen in blauen, violetten,

röthlichen und grünlichen Farbentönen schimmernden Spalten und Klüften zahlreiche Wasseradern hervorquellen, die als kleine Bäche über die stark geneigte, von der Gletschermoräne eingefasste Sohle hinabschäumen, sich schliesslich in wenige Bäche vereinigend, welche sich in jenen kleinen, auf der schönen grünen, gerade zu unseren Füssen sich ausbreitenden Matte gelegenen Alpenteich ergiessen, den ich schon vom Gipfel des Picacho aus erblickt hatte. Dem entgegengesetzten Ende des Teiches entströmt ein starker Bach, der Veletabach, welcher sich in die dunkle Tiefe des Gualnongrundes hinabstürzt. Oberhalb des Veletagletschers zeigte sich noch ein steil geneigtes ungeheueres Schneefeld, welches bis an die fast 500 M. hohe tiefzerklüftete Felsenwand hinanreichte, mit der hier der Kegel des Picacho gegen den Corral hin umgürtet ist. Zu unserer Rechten und gegenüber war der weite Kessel von ähnlichen Felsenmauern eingefasst, welche nach oben in scharfe Zacken und Hörner auslaufen und mit einzelnen kleinen Schneefeldern und Eismassen bestreut erschienen.

Nachdem ich mich gehörig orientirt hatte, begannen wir vorsichtig auf dem schmalen schlüpfrigen Pfade über den jähen Absturz hinabzusteigen. Wir trugen natürlich Beide Alpargatas an den Füssen, denn ohne solche hätten wir hier keinen sicheren Tritt gehabt. Mit diesen versehen ist für schwindelfreie Personen keine Gefahr vorhanden; der Pfad erinnerte mich einigermassen an jenen Weg, welcher im Riesengebirge über den zwischen der grossen und kleinen Schneegrube befindlichen Felsensattel in jene Felsenschlünde hinabführt, nur ist der Corral de Veleta mindestens zwanzigmal so weit und viel tiefer, als die

grosse Schneegrube. Vorsicht ist immerhin nöthig, denn ein einziger Fehltritt kann einen Sturz in die Tiefe zur Folge haben. Der Pfad geleitet bald an senkrechten, ja überhängenden Felswänden vorbei, bald über steile, sumpfige Graslehnen, bald über kleine Schneefelder und zwischen Eismassen hindurch; fast immer gähnen zur Rechten tiefe, schauerliche, mit hochragenden, wunderlichen schwarzen Felszacken gespickte Abgründe. Der reiche, alle vom Schneewasser triefenden Felsspalten auskleidende Pflanzenwuchs, wo eine Menge Alpenkräuter, z. B. weissblühende, in dicken Polstern wachsende Steinbrecharten, blaue Enziane, ein gelber, grossblumiger, wohlriechender Alpenkohl (*Brassica Cheiranthus*), eine Hauswurz und Sedumarten, Alpen-Ehrenpreis und andere Kräuter und zierliche Gräser, sowie üppige, schwellende Moospolster in grosser Menge wuchsen, hielt mich bei diesem Hinabsteigen so lange auf, dass schon die Mittagsstunde herangekommen war, als wir die schöne hochbegraste Alpenmatte und das Ufer der klaren, blaugrünen Lagune erreichten, welche von einem breiten, silberweissen, mit blauen Blumen gestickten Bande, wie mit einem kolossalen Teppichbeete eingefasst war. Hier wächst nämlich in fabelhafter Anzahl ein blos in der Schneeregion der Sierra Nevada vorkommender Wegebreit mit dem Boden angedrückten silberweiss-wollhaarigen Blättern (*Plantago nivalis Boiss.*) durchspickt von den grünen Blattrosetten und den bis über zwei Zoll langen azurblauen Glockenblumen des auch in den Alpen häufigen stengellosen Enzians (*Gentiana acaulis*) und anderen blaublüthigen Enzianarten. Beide Pflanzen sind charakteristisch für die Lagunen der Sierra und namentlich diejenigen des Südabhanges von denselben in noch viel grösserer Anzahl wie hier umgeben.

Die fast senkrecht vom Himmel herabschiessenden Sonnenstrahlen, welche von den Felsenwänden wie von Brennspiegeln zurückgeworfen wurden, erzeigten hier, trotzdem dass der Teich mindestens noch 2500 Meter hoch liegt, eine wahre Treibhaustemperatur, weshalb wir uns, obwohl vergeblich, nach einem schattigen Plätzchen umsahen, um da auszuruhen und durch einen Imbiss uns stärken zu können. Der schöne Graswuchs der Wiese und die hier überall an den minder steilen Felsenlehnen bemerkbaren grünen Plätze schienen wie gemacht zur Unterhaltung einer Ziegenherde und wunderte ich mich, dass diese Localität dazu gar nicht benutzt werde. Doch Halt! am entgegengesetzten Abhang kletterten wirklich einige Ziegen herum. Anfangs hielt ich dieselben für Montesas, aber bald überzeugte ich mich, dass es Ziegen sein mussten, da einige Stücke weiss waren und diese Farbe die Montesas niemals besitzen. Der Gedanke lag nahe, dass da auch Hirten in der Nähe sein müssten. Ich zog daher eine meiner Pistolen, welche ich in einem Ledergürtel bei mir trug, heraus und feuerte sie gerade in der Richtung des Veletagletschers ab. Der Schuss weckte ein prachtvolles, lang rollendes Echo. Gleich darauf erscholl in einiger Entfernung Hundegebell. Wir gingen der Richtung nach über die sich abwärts senkende Wiese hinab und erblickten auch bald einen Hirten, welcher, seine Escopeta schussfertig in der rechten Hand tragend, von zwei Wolfshunden begleitet, uns entgegenkam. Sowie die Hunde uns erblickten, stürzten sie mit wüthendem Gebell auf uns zu, wurden aber durch ein barsches „fuera!“ zurückgerufen. Da der Hirt sofort erkennen mochte, dass er von uns nichts zu besorgen habe, so blieb er auf seine Flinte gelehnt stehen. Ich

begrüsste ihn freundlich und fragte ihn, ob von hier ein Pfad durch den Barranco de Gualnón in das Jenilthal hinabführe.

„Nein, Herr“ — erwiderte zögernd der Hirt, welcher, wie ich nun bemerkte, noch ein blutjunger Bursche war — „hier gibt es gar keine Wege. Ziegen und Menschen können aber bis zur Mitte des Barranco hinabklettern, wo ein Sumpfpfad beginnt, welcher über verschiedene Hatos nach Guejar-Sierra führt. Bis dahin heute zu kommen, ist es aber schon viel zu spät. Sie werden schon im nächsten Hato übernachten müssen oder höchstens die Cabaña vieja erreichen.“

Nachdem ich bemerkt hatte, dass es nicht in meiner Absicht läge, mich nach Guejar zu begeben, und ich mich blos deshalb nach einem Wege erkundigt habe, weil ich später von Guejar aus noch einmal durch den Barranco de Gualnón zum Corral emporzusteigen gedenke, dass ich vielmehr heute wieder nach dem Cortijo de S. Gerónimo zurückkehren wolle, wo ich wohne, wurde der Hirt zutraulicher und fragte er nun auch, was mich in den Corral geführt und weshalb ich einen Schuss abgefeuert habe. Ich gab ihm die gewünschte Auskunft, ihm zugleich eine Cigarre anbietend, die er mit sichtlicher Freude annahm. Wie es die granadinischen Bauern zu thun pflegen, die fast niemals „cigarros puros“ rauchen, zog er sein Messer hervor, schnitt ein Stückchen von der Cigarre ab, den Rest sorgsam in seiner Faja bergend, zerschnitt es fein, holte ein „papelito“ aus seiner Leibbinde und drehte sich eine Cigarette, die er an der meinigen, artig um „lumbre“ (Feuer) bittend, anzündete. „Ach, lieber Herr, rief er aus, Sie verschaffen mir einen grossen Genuss, denn ich habe seit mehreren Tagen schon nicht mehr rauchen

können, weil mir der Tabak ausgegangen ist. Mil gracias, Caballero!"

„Seid Ihr schon lange in dieser Einöde?" fragte ich theilnehmend.

„Schon seit vierzehn Tagen und werde auch noch einmal so lange hier bleiben, bis die mir anvertraute Ziegenherde, 200 Stück, die hier herum befindlichen Grasplätze abgeweidet hat, worauf ich zu meinem Herrn zurückkehren muss."

„Und wer ist Euer Herr und seid Ihr hier ganz allein?"

„Ganz allein, Caballero, für eine so kleine Herde genügt ein Hirt. Mein Herr ist José Ramos, der reichste „proprietário" (Grundbesitzer) von Guejar, dem alle im oberen Jenilthal befindlichen Hatos gehören; übrigens ein sehr braver Herr."

Da ich begierig war, mehr Erkundigungen von dem gutmüthigen Burschen einzuziehen, so winkte ich Vicente, welcher hierauf ein ganzes Päckchen Tabak hervorzog, das ich dem Hirten nebst einigen Büchelchen Cigarettenpapier gab. Seine Freude war unbeschreiblich, er wusste gar nicht, wie er seinen Dank ausdrücken sollte. Auf Befragen, ob nicht in der Nähe ein schattiger Platz sei, wo ich etwas ausruhen könnte, sagte er rasch:

„Folgen Sie mir, Caballero, meine Wohnung ist ganz nahe; da finden sie den besten Schatten!"

Und die Flinte über die Schulter werfend, schritt er rasch voran und führte uns nach einer etwa eine Viertelstunde tiefer gelegenen Felsenkluft, welche ihm sowohl als Nachtlager, als zur Aufbewahrung der Milchkrüge und der zur Käsebereitung erforderlichen Utensilien diente. Der Hirt holte sofort eine reinliche

Holzschüssel, legte ein paar Stücke frischer „requesones“ (Quark) hinein, übergoss dieselben mit frischer süsser Ziegenmilch und bat mich, die einzige Erfrischung, die er uns bieten könne, uns schmecken zu lassen. Wir liessen uns auch nicht lange bitten und langten tüchtig zu, denn wir waren durstig und hungrig. Und in der That ist das geschilderte Gericht eine sehr wohlschmeckende und erfrischende Speise.

Ich hatte meine, mit Percussion versehenen Pistolen neben mich gelegt, welche der Hirt mit grosser Aufmerksamkeit betrachtete. Auf meine Frage, ob es hier auch Wölfe gebe, sagte er, einen traurigen Blick auf seine Flinte werfend:

„Jawohl, Herr, doch kommen diese Bestien blos von unten herauf, denn über die Felsen des Corral herunter wagen sie sich nicht. Glücklicherweise ist mir bisher keiner zu Gesichte gekommen. Es wäre das sehr schlimm, denn ich kann nicht mehr schiessen, da ich keine Zündhütchen mehr besitze.“

„Da kann ich Rath schaffen“, erwiderte ich schnell und befahl meinem Diener, etwa 50 Stück Zündhütchen in das leere Beutelchen des Hirten zu thun, nachdem wir uns überzeugt hatten, dass dieselben auf den Piston seiner Flinte passten. Nun aber kannte die Freude und Dankbarkeit des armen Burschen keine Grenzen mehr.

„In Ihnen, Herr“ — rief er aus — „ist ein Engel vom Himmel zu mir herniedergestiegen. Gott und die heilige Jungfrau vergelte es Ihnen tausendmal und geleite sie wohlbehalten auf allen Ihren Wegen. Das werde ich meinem Herrn zu rühmen wissen und können Sie darauf rechnen, wenn Sie nach Guejar kommen, bei José Ramos eine gute Aufnahme zu finden!“

Es war nun höchste Zeit wieder aufzubrechen, denn schon zeigte meine Uhr halb zwei Uhr und ich hatte noch eine grosse Tour oben in der Schneeregion vor. Bis zum Veletagletscher vorzudringen und diesen zu untersuchen, musste ich aufgeben, da dies mindestens noch drei Stunden Zeit erfordert haben würde. Der Hirt begleitete mich noch bis zu der Stelle, wo sich der Pfad emporzuwinden beginnt, mich unterwegs noch an einige kräuterreiche Punkte führend, wo ich auch manche schöne Pflanze fand, und schied dann mit biederem Händedruck, mir nochmals herzlich dankend, von uns. Rasch, ohne uns aufzuhalten, kletterten wir den schwindelnden Pfad wieder hinan; übrigens ging, wie gewöhnlich, der Aufstieg viel besser, wie der Abstieg. Um 3 Uhr waren wir wieder oben, wo wir am Rande eines Schneefeldes die zähen, gerösteten Ziegenfleischstücke und die hartgesottenen Eier, welche die Frau Feliciana uns mitgegeben hatte, als Mittagsbrod verzehrten. Dann legte ich noch die im Corral gesammelten Pflanzen ein, um meine Büchse zu leeren, worauf wir um vier Uhr unsere Schritte nordostwärts richteten, nach dem Borreguil de S. Juan. So heissen die eine weite beckenförmige Aushöhlung auskleidenden quellenreichen Alpentriften, mit denen der tiefe Barranco de S. Juan in der Alpenregion beginnt und welcher sich gleich dem Gualnónthale in das sich vor uns eröffnende tiefe Jenilthal hinabzieht. Jenseits dieses hier spaltenartigen Thales, welches als Barranco de Veleta bezeichnet wird, blickten wir gerade in ein tiefes Querthal hinein, begrenzt von hohen Bergrücken, wie ich später erfuhr, in den Barranco de Vacares. Ueber eine steil geneigte Geröllelehne kletterten wir nun in ein niedriges, von felsigen Hängen umschlossenes, gegen Norden sich weit

öffnendes Becken hinab, wo zwei kleine Alpenteiche nahe bei einander liegen, denen starke Wasseradern entquellen. Da die Vegetation in ihren Umgebungen nichts Neues bot, auf die tiefer gelegenen Wiesen des eigentlichen Borreguil, wo ich eine grosse Anzahl weidender Ziegen erblickte, hinabzusteigen aber die vorgerückte Zeit nicht mehr erlaubte, so kehrten wir um und kletterten in der Richtung nach dem Picacho zum Schneeweg hinan, den wir um halb sieben Uhr nicht weit von der Estancia de los neveros erreichten. Ohne zu rasten, gingen wir auf dem Schneewege bis zum Peñon de S. Francisco hinab, dessen Schieferklippen ich flüchtig untersuchte und auf dessen höchster, leicht zu ersteigender Kuppe ich eine kurze Zeit verweilte, um mich an der herrlichen, in die warmen Tinten der schon sehr tief stehenden Sonne getauchten Landschaft zu weiden. Westwärts überschaute ich das weite malerische Jenilthal, jenseits dessen im NW. ein hoher abgerundeter, mit steilem Felsabsturz gegen das Thal abgeschnittener Kalkberg sich sehr bemerklich machte, der Cerro Calal bei dem Dorfe Guejar, dessen Lage auch einige am Fusse jenes Berges sichtbar werdende Felder verriethen. Südostwärts aber entrollte sich die Hochgebirgskette vom Cerro del Caballo bis zum Mulahacén in ihrer ganzen imponirenden Pracht, von der Abendsonne schon mit röthlichem Glanz übergossen.

Wir beeilten nun unsere Schritte, dennoch war aber die Sonne bereits untergegangen, als wir die Prados de las Yeguas betraten. Bei vollkommener Dämmerung trafen wir um 8 Uhr sehr ermüdet wieder im Cortijo ein, wo ich schnell das bereit gehaltene Abendessen verzehrte und dann sofort mein Lager suchte.

4.

Excursionen nach dem Dornajo und nach der Dehesa de S. Gerónimo.

Unter den hervorragendsten Gipfeln der Kalkalpen nimmt der Dornajo[1]) hinsichtlich seines Umfanges den ersten Rang ein, indem derselbe einen mächtigen Felsenwall bildet, dessen von ONO. nach WSW. sich erstreckender Kamm $^1/_2$ Legua ($^3/_4$ Wegstunden) in der Länge misst. Von S. Gerónimo aus erscheint dieser zweithöchste Gipfel der Kalkalpen als ein hochaufragender Berg von beinahe sargförmiger Gestalt und sein gegen das Monachilthal zwar steil abfallender und sehr felsiger, aber dennoch leicht zugänglicher Hang von vielen Barrancos durchfurcht, welche gegen die Mitte des einen flachen nordwärts gerichteten Bogen bildenden Walles in einander fliessen. Diese Gründe können jedoch, weil sie zum Theil von schroffen Felsen eingefasste schwer zugängliche Schluchten bilden, nicht zum Aufstieg benutzt werden. Am westlichen Ende erhebt sich eine abgerundete, gegen Süd weit vorspringende Kuppe, doch erreicht der schmale, fast geradlinige Kamm erst am östlichen Ende in einer zackigen Felsenmasse seine höchste Erhebung. Sehr in die Augen fallen von S. Gerónimo aus zwei grosse, unter der westlichen Kuppe etwa in halber Höhe gelegene ganz gleiche Felsenkegel, welche wie ein

[1]) Sein Name ist mir nicht recht verständlich. Dornajo bedeutet Kübel oder Gelte zum Melken. Vielleicht haben die Hirten dem Berge deshalb diesen Namen gegeben, weil die seinen Südabhang durchfurchenden Gründe von seiner westlichen Kuppe aus betrachtet gegen das Centrum convergiren und hier eine weite Mulde bilden.

paar Zwillingsbrüder auf breitem steil ansteigendem Fusse über einem sich westwärts erstreckenden Barranco stehen, in den die oberen Schluchten einmünden, doch scheinen diese Felsmassen keinen besonderen Namen zu haben.

Obwohl der Dornajo leicht zu ersteigen ist und dem Cortijo de S. Gerónimo so nahe liegt, dass man von da die westliche Kuppe in drei Viertelstunden erklimmen kann, so kam ich doch in den ersten Tagen meines Aufenthaltes in jenem Hofe nicht dazu, diesem Berge einen Besuch abzustatten. Erst am 29. Juli, wo mein Diener nach Granada geritten war, um die getrockneten Pflanzen nach meiner Wohnung zu schaffen und neues Papier zum Pflanzeneinlegen zu holen, machte ich mich Nachmittags allein auf den Weg, um durch die erwähnte hinter dem Hause sich öffnende Schlucht, aus welcher der Bach hervorströmt, zum Dornajo emporzusteigen, wurde aber durch ein Gewitter bald zur Umkehr genöthigt. Tags darauf aber unternahm ich Vor- und Nachmittags Excursionen nach dem Dornajo, indem ich Vormittags durch jene Thalschlucht bis zu einem in geringer Höhe gelegenen Sumpfe, in dessen Nähe sich eine hübsche kleine Höhle befindet, empordrang, ohne den Bach bis an seine hoch oben unter dem östlichen Gipfel befindliche Quelle zu verfolgen, Nachmittags dagegen auf zwei hinter einander unternommenen Ausflügen zuerst die beiden Felsenkegel besuchte und später den westlichen Gipfel erstieg. Nirgends führt ein Fussweg zum Kamm des Berges empor, man kann aber leicht an den mit festen und lockeren Felsblöcken und Gerölle bedeckten Hängen und über die zwischen den Barrancos befindlichen Kämme bis zu dem Hauptkamme und

seinen beiden Gipfeln ohne alle Gefahr hinaufklettern. Der ganze Berg ist, mit Ausnahme seines untersten dem Monachilthale zugekehrten Hanges, welcher gleich den umliegenden Kuppen, Kämmen und Hängen des Kalkgebirges mit einem aus verschiedenen Sträuchern bunt zusammengesetzten Monte bajo bestreut ist [1]), vollkommen kahl, birgt aber in seinen Felsspalten und Schluchten eine reiche Vegetation seltener Halbsträucher, Kräuter und Gräser. Das Gestein ist nicht eigentlicher Jurakalk, sondern ein graublauer cavernöser Dolomit, dessen durch die Verwitterung in eine weisse Kruste verwandelte und reich mit Steinflechten bedeckte Oberfläche wie ausgefressen erscheint.

Schon von den beiden Felsenkegeln aus, von denen der eine leicht erstiegen werden kann, geniesst man eine prächtige Aussicht über das Monachilthal, die Kalkalpen, aus denen im Süden der steile Zuckerhut des Trevenque gewaltig hervortritt, auf die Dehesa und den Picacho; aber geradezu entzückend und dabei überaus grossartig ist die Rundschau, welche die Gipfel des Kammes gewähren. Ich war am 30. Juli Nachmittags um zwei Uhr zunächst nach den beiden Felsenkegeln hinaufgestiegen. Es war mehr ein Spaziergang als eine Excursion, weshalb ich auch meine Botanisirbüchse zu Hause gelassen hatte. Die unerwartete reiche Pflanzenausbeute veranlasste mich aber wieder nach dem Cortijo zurückzukehren, und später, nachdem

---

[1]) Die vorherrschenden Sträucher sind: *Berberis hispanica B. R.*, ein Sauerdorn mit blauen Beeren, *Rubus hispanicus Willk.*, eine prachtvolle Brombeere mit unterseits silberweissen Blättern und fusslangen Trauben, schwarzer, sehr süsser Beere, *Daphne Gnidium, Bupleurum fruticosum, Santolina rosmarinifolia, Helichryson serotinum Boiss.* u. a., der Mehrzahl nach echt südspanische Gesträuche.

die grösste Hitze vorbeigegangen, wohl ausgerüstet eine zweite Excursion zu unternehmen. Erst gegen 7 Uhr verliess ich den Hof und kletterte nun an dem bereits im Schatten liegenden Abhange bis zur westlichen Kuppe hinan, wo ich den Sonnenuntergang abwartete. Leider war die Aussicht an jenem Abend wegen der sehr dichten Calina schlecht, interessant jedoch der Sonnenuntergang, indem die hinter den fernen Gebirgen von Jaen in den am Horizont bräunlich gefärbten Damm der Calina versinkende Sonne einer blutrothen Scheibe glich.

Am Vormittage des 1. August unternahm ich eine dritte Excursion nach dem Dornajo, diesmal in Vicente's Begleitung, auf welcher ich den ganzen Kamm vom westlichen Gipfel bis zu dem östlichsten höchsten Punkt durchstreifte. Wie schon erwähnt, stürzt der Dornajo längs seines Nordrandes in einer schroffen, stark zerklüfteten Felsenmauer zum Schneewege hinab, und da der Kamm auch an seinem Südrande streckenweise mit steilen, wenn auch nur niedrigen Felsen eingefasst ist, so bildet derselbe einen meist nur schmalen, doch zugänglichen Felsengrat. Trotz der Steilheit und beträchtlichen Höhe der nördlichen Felsenmauer ist der Dornajo von der Nordseite aus auch zugänglich, indem einige weite mit Gesträuch und Kräuterwuchs erfüllte Schluchten die Mauer durchspalten, über deren freilich sehr geneigte, mit Sand und Gerölle bedeckte Sohle man bis zum Kamme emporklimmen kann, wie ich dies selbst im Juni 1845 gethan habe. Diese Klüfte und Spalten, wie auch die obersten Felsmassen der Südseite beherbergen eine ungemein grosse Zahl der seltensten Kalkalpenpflanzen, darunter viele der Sierra Nevada oder dem Königreich Granada eigen-

thümliche; allein Ende Juli oder Anfang August sind sie fast alle schon verblüht, viele schon mit reifen Früchten versehen, weshalb ich an jenem Tage fast nur eine Ausbeute an Früchten und Samen machte. An jenem Vormittage nun, wo wir um zehn Uhr den östlichen Gipfel erreichten, war die Aussicht köstlich, infolge eines Gewitters, welches Abends zuvor getobt und die Luft gereinigt hatte. Man geniesst eine grossartige Rundschau, die allerdings gegen SO. in grosser Nähe durch die Hauptkette des Hochgebirges abgeschlossen wird. Dafür bietet dieselbe von hier aus einen ungemein imponirenden Anblick dar, denn die tiefe Senkung des Monachilthales, welche zwischen ihr und dem Dornajo liegt, lässt sie viel höher erscheinen, als von den tiefer gelegenen Kämmen und Kuppen. Südwärts schaut man neben dem hoch in den Himmel emporragenden Pik des Trevenque und über den langgestreckten Kamm der Dehesa de Dilar weit in das Land hinaus, bis an die damals im duftigsten Hellblau prangenden Felsenwälle der Sierra von Alhama und Loja, welche den westlichsten Theil der Hochebene von Granada im Süden umwallen; gegen WNW. und NW. überblickt man fast die ganze Vega von Granada, aus deren smaragdenen Gefilden die weissgetünchten zahllosen Gehöfte, Häuser und Ortschaften im hellen Scheine der Sonne wie glänzende Perlen hervorleuchteten, umringt von den in dunkleres Blau gehüllten, malerischen Felsgebirgsketten von Montefrio und Moclin, hinter denen die höheren zackigen Gebirge von Jaen emporragen, die sich, obwohl ganz hellblau, dennoch mit scharfen Linien, wie ein Fatamorganabild an dem ebenfalls lichtblauen Himmel abzeichneten. Gegen Norden aber lag in nächster Nähe das weite, herrliche

Jenilthal seiner ganzen Länge nach, mit allen seinen Nebenthälern und Schluchten und seinen dasselbe umgürtenden Bergen und Kämmen ausgebreitet, ostwärts eine dunkle tiefe Alpenschlucht, deren steile Hänge nach oben in hellgrüne von der Sonne hell beschienene Almen und Triften auslaufen, ostwärts ein weites lachendes, längs des hier und da sichtbaren Jenil mit einzelnen Dörfern geschmücktes und mit Cortijos bestreutes Thal voller Fruchthaine, Weingärten, Saatfluren und Gemüsefelder. Gerade gegenüber, aber tief im Schoose eines Baum- und gebüschreichen Beckens, ruht am Fusse des in schroffen Felswänden abstürzenden Cerro Calal das damals freundlich von der Sonne beschienene Kirchdorf Guejar-Sierra, der Hauptort des Jenilthales, den ich mir schon längst zum Standquartier für die zweite Hälfte des August auserkoren hatte. An einem klaren Frühlingstage (im Mai oder Juni), wo alle Thäler im frischesten Frühlingsschmucke prangen, das Hochgebirge aber bis 2500 M. hinab noch in ein continuirliches blendendweisses Schneegewand gehüllt ist, den Dornajo zu besteigen (was ich im folgenden Jahre gethan habe) ist für Touristen, welche von Granada aus einen eintägigen Ausflug in die Sierra mit aller Bequemlichkeit machen wollen, sicher eine viel lohnendere Partie, als der Besuch des Picacho de Veleta.

Nachdem ich schon wiederholt kleine Ausflüg in die Schluchten der Dehesa gemacht hatte, unternahm ich am 31. Juli in Vicente's Begleitung eine grosse Excursion, deren Ziel die Erforschung der Alpen- und Schneeregion jenes hochragenden Gebirgswalles war. Mit Lebensmitteln versehen brachen wir am frühen Morgen auf und stiegen auf dem schon geschilderten Wege durch

den prächtigen Barranco de Benalcaza nach den Roggenfeldern empor, welche sich oberhalb der Waldgrenze am Hange der Dehesa noch weit hinauf, bis ca. 2250 M. hinanziehen und sämmtlich zum Hieronymushofe gehören. Während auf den untersten die Aehren schon reif waren, prangten die höchsten noch im Frühlingsgrün und hatten eben erst die Aehren entwickelt. Auf schlüpfrigen Pfaden stiegen wir zwischen und neben diesen Feldern, welche einen schmalen Streifen in der hier seichten Mulde des den Barranco durchrauschenden Baches bilden, bis zu den weithin längs des ganzen obern Abhanges sich ausbreitenden, quellenreichen, von vielen kleinen Bächen durchrieselten Alpentriften hinan. Der Abhang, den sie bedecken, ist ungemein steil, fast nur für Ziegen erklimmbar. Wir kamen zu einem Hato, in dessen Umgebungen die eine der Tomas gehörigen Ziegenheerden weidete, wo wir eine Weile rasteten. Der ganze grüne Hang war, so weit ich sehen konnte, mit weidenden Ziegen bestreut und nur ein Hirt im Hato zugegen, welcher neben der Feuerstätte sitzend mit der Vorbereitung für das Mittags- oder Abendmahl seiner bei der Heerde weilenden Gefährten beschäftigt war. Die gewöhnliche, fast tägliche Kost der in den Hatos lebenden Hirten besteht aus Hülsenfrüchten und zwar in der Regel aus reifen im Vorjahre gesammelten Puffbohnen (*Vicia Faba*), deren dicke Schale an dem einen Rande abgeschnitten wird, damit das kochende Wasser besser eindringen und den Kern erweichen kann. Mit dergestalt präparirten Bohnen wird ein grosser weitbauchiger und dickwandiger irdener Topf etwa bis zur Hälfte und sodann mit Wasser bis gegen den obern Rand hin gefüllt, hierauf das nöthige Quantum von Salz hinzugethan und nun

der Topf in glühende Kohlen bis an den Rand eingegraben und mit einer Stürze zugedeckt. Sobald das Wasser kocht, werden einige in grobe Stücke zerschnittene Zwiebeln, eine Knoblauchzehe und ein Stück geräucherter Speck in den Topf gethan und derselbe dann wieder zugedeckt, und auch die Stürze mit heisser Asche überschüttet. So bleibt der Topf bis zur Zeit der Mahlzeit sich selbst überlassen, oft vom Morgen bis zum Abend und hat der etwa anwesende Hirt nur dafür zu sorgen, dass die Kohlen nicht auslöschen und deshalb von Zeit zu Zeit neue hinzuzufügen. Die Hirten der Sierra Nevada benützen zum Kochen Holzkohlen aus dünnen Aesten von allerhand Sträuchern, welche in besondern kleinen liegenden Meilern gebrannt werden. Diese oft nur fingerdicken Kohlenstücke glühen lange und geben eine sehr intensive Hitze, besonders die von hartem Holz. Beiläufig bemerkt werden auch die beliebten kupfernen „Braseros“ (Wärmebecken für den Winter, über welche man die Hände hält), selbst in Granada mit dergleichen Kohlen geheizt. Ist die Zeit des Essens herbeigekommen, so wird der Topf herausgehoben und den darin enthaltenen nun vollkommen weich geschmorten Bohnen noch ein beliebiges Quantum von rothem spanischem Pfeffer (Paprika) beigefügt. Eine verbesserte Auflage dieser groben aber sehr nahrhaften Speise, welche auch mir bei meinen wiederholten tagelangen Aufenthalten in den Hatos des obern Jenilthales oft in Ermangelung anderer Speisen als einzige Kost gedient hat, übrigens gar nicht so übel schmeckt, ist ein Gemenge von gewöhnlichen Bohnen (habichuelas) und Kichererbsen (garbanzos) oder von solchen und Reis mit Stücken von Speck oder „salchichon“ (einer

geräucherten sehr stark gewürzten, speckreichen Wurst aus Schweinefleisch) vermengt. Das ist schon eine Feiertagskost und ein Leckerbissen für jene armen Leute. Als Frühstück und Nachtisch dienen Käse oder Requesones, als Getränk Ziegenmilch und Wasser. Ich habe mich bei dieser groben aber gesunden und einfachen Kost in der frischen Gebirgsluft immer sehr wohl befunden! —

Nach kurzer Rast im Hato, wo wir uns an ungesalzenem, sehr groben schwarzen Roggenbrod, Käse und Milch erquickten, klommen wir weiter an den steilen, quelligen Alpentriften bis zu den uns schon lange entgegen leuchtenden Schneefeldern empor, welche die obere Grenze der grünen Zone in unabsehbarer Reihe einfassten. Nun aber begannen sich bedeutende Schwierigkeiten meiner Absicht, den Kamm des Gebirgswalles zu erreichen, entgegenzustellen. Der oberste Hang ist furchtbar steil und wo er nicht mit Schnee bedeckt, von schwer zugänglichen, wenn auch nicht sehr hohen Felsenmauern eingefasst. Vergeblich spähte ich am untern, wie abgebrochenen, oft klafterhohen Rande der kolossalen Schneefelder hingehend, von denen das Wasser in Strömen herniederrann, nach irgend einer prakticablen Lücke, um bis zu dem noch ziemlich fernen Kamme hinanklettern zu können. Es blieb schliesslich kein anderer Ausweg übrig, als den Aufstieg über ein langes, etwa unter 35 bis 40° geneigtes Scheefeld hinauf zu wagen. Glücklicherweise hatte ich, dieses vorahnend, Vicente befohlen, aus dem Hato eine jener zweizackigen, mit langem Stiel versehenen Hacken mitzunehmen, deren sich die Bergbewohner bei der Bewässerung der Felder zum Oeffnen und Schliessen der Wasserleitungen und zur Anlegung von Bewässerungsgräben bedienen.

Ich liess nun, nachdem wir uns mit unsäglicher Mühe auf den hohen Rand des Schneefeldes emporgeschwungen und hier festen Fuss gefasst hatten, durch den voranschreitenden Diener Stufen in die hartgefrorene, spiegelglatte Oberfläche des Schnees machen. Mit Benützung derselben klommen wir langsam an dem Schneedach hinan. Es war aber ein saures Stück Arbeit, insbesondere für Vicente, welcher viele hundert Stufen zu hauen hatte und dem der Schweiss in grossen Tropfen unaufhörlich von der Stirn herniederrann. Und immerhin galt es bei der Benützung dieser Stufen sehr vorsichtig zu sein, um nicht auszugleiten, da die sonst vortrefflichen Alpargatas auf Schnee und Eis keinen festen Halt gewähren. Endlich erreichten wir den oberen, sich hier auskeilenden Rand des Schneefeldes, aber immer noch nicht den Kamm, indem noch ein breiter, felsiger, doch minder geneigter Hang folgte, dessen Ersteigung keine besondere Schwierigkeit bot.

Um 11 Uhr waren wir auf dem Kamme und wurde ich hier nicht blos durch eine reiche Alpenflora, sondern auch durch eine herrliche Aussicht für die ausgestandenen Strapazen belohnt. Das ganze Dilarthal bis hoch hinauf zu den am Fusse des Picacho sich hinziehenden Triften des Borreguil de Dilar lag vor mir ausgebreitet, gegen Westen geschlossen erscheinend durch den kolossalen, weissschimmernden Felsenkegel des in der Luftlinie kaum eine Meile entfernten Trevenque. Gegenüber aber thronte in wahrhaft majestätischer Grösse die breite Pyramide des Cerro Caballo. Der von dessen westlichen Fusse auslaufende Kamm, welcher das Dilarthal gegen Süden begrenzt und die westlichste Verlängerung der Hauptkette bildet, nimmt westwärts so rasch an Höhe ab,

dass er bald niedriger, als unser etwa 2600 M. erhabener Standpunkt wird, weshalb man südwestwärts über denselben hinweg bis zu den fernen Gebirgen von Alhama, Loja und Antequera sehen kann. Südostwärts schliesst der hoch emporragende, felsige Kamm des zwischen dem Cerro Caballo und dem Picacho befindlichen Stückes der Hauptkette in grösserer Nähe das grossartige Landschaftsgemälde. Unterhalb des Cerro Caballo macht sich in dieser Richtung eine von Felsabstürzen umgebene, amphitheatralische Einsenkung bemerkbar, worin die (nicht sichtbare) Laguna del Cerro Caballo liegt. Das obere Dilarthal bildet eine enge, von sehr steilen, theilweise von Felsen starrenden Wänden eingefasste, in der Tiefe auch walderfüllte Schlucht, welche aber lange nicht so schön und romantisch ist, wie das Monachilthal. Zu unseren Füssen rechts gegen den Trevenque hin, erblickten wir den von üppigem Baum- und Strauchwuchs umringten Cortijo de Rosales, das einzige Gehöft des oberen Dilarthales, das aber schon beträchtlich tiefer als der Hieronymushof liegt. Nordwärts überschaut man das ganze Monachilthal und über den hoch emporragenden Wall des Dornajo hinweg die das Jenilthal begrenzenden Kämme und Berge. Westwärts aber blickt man zwischen dem Trevenque und dem Cerro Tesoro und über die niedrigeren Kegel und Hörner des Kalkgebirges weit in die lachende, hier mit zahlreichen Dörfern besäete Vega von Granada hinaus.

Nachdem wir uns längere Zeit ausgeruht und die mitgenommenen Lebensmittel verzehrt hatten, stiegen wir wohl über eine halbe Meile weit an dem ostwärts sich mehr und mehr erhebenden, mit Schiefergerölle bedeckten und von knieholzartig wachsenden Wach-

holderbüschen (Juniperus communis var. hispanica) theilweise überzogenen Kamme in der Richtung gegen den Picacho hinan, wo mehrmals kleine Schneefelder zu passiren waren, bis zu einer etwa 2800 M. hoch gelegenen Felspartie, von wo aus wir das noch hoch über uns unmittelbar unter dem Kegel des Picacho befindliche felsige Becken deutlich sehen konnten, welches von den steil ansteigenden Triften des Borreguil de Dilar ausgekleidet ist und die für uns noch nicht sichtbare Laguna de Dilar in seinem Schosse birgt. Hart unter unserem luftigen Standpunkt begannen auf der Seite des Monachilthales steil geneigte Grastriften, welche sich zu einer tiefen grünen Mulde hinabzogen, wo ein starker Bach entspringt, der durch eine wilde, aber, wie ich wusste, gangbare Schlucht, das Höllenthal (Barranco de infierno) genannt, nach dem Monachil hinabtobt. In dieser Mulde und auf den von ihr weit ostwärts sich hinziehenden Triften weidete die zweite Heerde meines Wirthes, doch konnte ich das zu ihr gehörige Hato nicht entdecken. Ohne uns aufzuhalten, kletterten wir in die Mulde hinab, wo wir bald einen Pfad fanden, der uns am Ufer des brausenden Baches entlang durch die genannte, überaus romantische, nach unten hin auch mit Buschwerk erfüllte Schlucht an den Monachil hinabbrachte, an dessen linkem Ufer er im Schatten des herrlichen Waldes abwärts bis zu einer Stelle führt, wo der Fluss passirt werden kann und wo gegenüber in geringer Höhe über der Thalsohle ein verlassenes Hato liegt. In seiner Nähe kamen wir auf den von den Prados de las Yéguas herabkommenden Saumpfad und trafen um 4 Uhr wieder im Cortijo ein.

5.
Besuch der Laguna de Dilar und des Collado de Veleta.

Die letzte Excursion, welche ich vom Cortijo de S. Gerónimo aus in die Schneeregion unternahm, galt der Erforschung des höchstgelegenen aller Borreguiles, des Borreguil de Dilar, und der Umgebungen der gleichnamigen Lagune, über deren Lage und Zugänglichkeit ich mich am 31. Juli vom Kamme der Dehesa aus genau orientirt hatte, da es unmöglich war, einen Führer dahin zu bekommen. Denn das genannte Borreguil gehörte nicht mehr zu denjenigen Gegenden, über welche Tomas, der das Amt eines „Guarda de campo“ (Feldhüters) im ganzen oberen Monachilthale versah, irgend einen Einfluss auszuüben oder wo derselbe sammt seinen Hirten irgend etwas zu suchen hatte. Vielmehr stand das obere Dilarthal unter der Aufsicht und Obhut des Besitzers des Cortijo de Rosales, wohin ich mich gerne auf eine Woche begeben hätte, um von dort aus das ganze Dilarthal zu durchwandern, sowie den Trevenque und den Cerro Caballo zu besteigen, für welche Excursionen jener Hof ungemein bequem liegt. Allein die habsüchtige Frau Feliciana wusste es immer zu verhindern, dass ich mein Standquartier auch nur für wenige Tage nach einem anderen Hofe verlege. So unterblieb dies und musste ich schliesslich aus Mangel an Zeit auf die Erforschung des Dilarthales und des Cerro Caballo und seiner Lagune ganz verzichten, was mir heute noch leid thut. Von Tomas konnte ich bezüglich des Borreguil de Dilar nur erfahren, dass dasselbe von dem benachbarten B. de S. Gerónimo leicht zugänglich sei, wovon ich mich von dem Kamme der Dehesa aus schon selbst überzeugt hatte.

Ich unternahm diese weite und beschwerliche Tour in Vicente's Begleitung am 3. August. Wir brachen zeitig auf, um wo möglich zu Mittag an der Laguna de Dilar zu sein. Vicente trug wieder seine Alforja, denn wir hatten uns mit Lebensmitteln für den ganzen Tag versehen, auch gebot die Erfahrung, Papier zum Einlegen von Pflanzen mitzunehmen. Wir begaben uns zunächst in das Monachilthal hinab und schlugen den Weg ein, welcher nach dem Höllengrunde führt. Aber anstatt bei dem verlassenen Hato den Fluss zu überschreiten, blieben wir am rechten Ufer und kletterten hier, wo es gar keinen Pfad gibt, an dem schäumenden und brausenden Alpenstrome im Schatten des Waldes empor, wobei wir mehr als einmal in Verlegenheit geriethen, wie wir die sich uns entgegenstellenden Terrainschwierigkeiten überwinden sollten. Der gewöhnliche Weg nach dem Borreguil de S. Gerónimo, ein bequemer Saumpfad, führt über die Prados de las Yéguas und am rechten oberen Hange des Monachilthales hinan; ich wünschte aber gerade den oberen, angeblich unzugänglichen Theil des Monachilthales zu durchwandern, weil dasselbe, wie ich wusste, noch niemals vom Fusse eines Botanikers betreten worden war und ich nicht ohne Grund vermuthete, manche seltene und noch nicht beobachtete Pflanze dort zu finden. Und hierin hatte ich mich auch nicht getäuscht. Mehrmals waren wir gezwungen, wo nicht zu umgehende oder zu ersteigende Felswände bis an das Wasser herantraten, im Bette selbst des an solchen Stellen meist ruhig dahinfliessenden Flusses, im Wasser zu gehen oder die im Bette umhergestreuten Steinblöcke zum Weitergehen zu benutzen, von einem zum andern springend, oder

es mussten am Ufer befindliche Sümpfe durchwatet, oder an steilen Geröllelehnen hinangeklettert werden. Trotz aller hierdurch bedingten Strapazen war ich in der besten Laune, denn die Thalschlucht wurde mit jedem Schritte romantischer und prachtvoller. Stellenweise erschien sie durch malerische Felsenmassen spaltenartig verengt. An einer solchen, etwa in der Höhe des Dornajogipfels gelegenen Stelle wurde ich durch den plötzlichen Anblick eines prächtigen Wasserfalles auf das Angenehmste überrascht. Zwischen hohen Schieferfelsen stürzt hier der eingeengte, aber in dieser Jahreszeit noch sehr wasserreiche Fluss über einen etwa 6 M. hohen Felsenwall in einem einzigen schön bogenförmigen Falle in ein malerisches vom üppigsten Laubholz beschattetes Felsenbecken hinab, unten in milchweisse Schaumwogen sich auflösend, welche wieder in blaugrüne Wellen zerfliessen. Am Ufer des Beckens, wie auch oberhalb des Falles, standen grosse Bäume des granadinischen Weissdorns und der baumartigen Heckenkirsche, wie ich solche bisher noch nie gesehen hatte. Weiter hinauf, wie auch schon früher, waren beide Ufer des Flusses von mannshohem Gestäude des Adlerfarns und der granadinischen Bärenklaue (*Heracleum granatense Boiss.)*, einer überaus grossblättrigen Doldenpflanze, und anderen prächtigen Stauden eingefasst. Bald oberhalb des Falles, um welchen herum, wir einen weiten Umweg machen mussten, um die Felswände des rechten Ufers zu umgehen, verzehrten wir, am schäumenden Bache sitzend, unter einem breitkronigen Weidenbaume unser Frühstück. Das Thal begann sich nun mehr und mehr zu erweitern, seine Hänge wurden weniger steil und felsig, der bisher ziemlich dichte Wald immer lichter und bald hörten die Bäume auf

und zeigten sich blos noch Sträucher. Die letzten Bäume waren ein prächtiges Exemplar der Mehlbirne *(Sorbus Aria)* und ein alter, breitkroniger Eibenbaum *(Taxus baccata)*, das einzige Exemplar dieser Holzart, das ich in der Sierra Nevada angetroffen habe, die letzten Sträucher einige Exemplare des phantastischen *Adenocarpus decorticans Boiss.*

Bald darauf, in einer Höhe von etwa 2400 M., beginnt das Borreguil de S. Gerónimo, welches aus einer Menge von kleinen, sehr steil ansteigenden Wiesen und Triften besteht, die anfangs noch die Hänge des muldenförmig sich ausweitenden Flussthales auskleiden, weiter oben aber kleine durch Kämme von Schiefergerölle geschiedene Nebenmulden erfüllen, in denen die Quellen der zahlreichen Bäche liegen, welche hier der Monachil aufnimmt. Das Borreguil zieht sich bis fast an den nordwestlichen Fuss des Picachokegels und bis in die Nähe der Estancia de los neveros hinauf. Es weidete hier die dritte Ziegenheerde meines Wirthes. Wir verweilten nur kurze Zeit in dem Hato, welches ziemlich tief in einer Seitenmulde liegt, und setzten dann unseren Aufstieg in der Richtung des gerade vor uns sich aufthürmenden Picacho weiter fort. Endlich, in einer Höhe von ca. 2950 M. schliesst eine grössere in einer Art Amphitheater felsiger Schieferhügel liegende Wiese, die der hier sehr schmale, etwa 150 M. höher oben am Kegel des Picacho selbst entspringende Monachil durchfliesst, das Borreguil ab. Hier wucherte am Bache der gelbe Sturmhut (*Aconitum Lycoctonum*) in erstaunlicher Menge und Ueppigkeit — unten an den Ufern der Bäche der Nebenmulden hatte ich bereits den noch kaum blühenden blauen (*A. Napellus*) in ganzen Beständen angetroffen —

während die Schieferhügel mit schönen Alpenkräutern in reicher Fülle geschmückt waren, z. B. mit der dunkelblaue Köpfchen tragenden *Jasione amethystea Lag.*, dem silberweissblättrigen, von purpurrothen Blüthendolden überragten Nevada-Wundklee (*Anthyllis Webbiana Hook.*), dem im losen Schiefergerölle umherkriechenden, seine goldgelben Köpfchen kaum zollhoch zwischen den Steinen emporhebenden *Pyrethrum radicans Lag.*, der „Manzanilla real“ (Artemisia granatensis Boiss.), einer kleinen, silbergrauen, in dichtem Rasen wachsenden Beifussart, welche bei den Bergbewohnern als ein besonders heilkräftiges Kraut in hohem Ansehen steht und der „Edelraute“ der Alpen entspricht, und dem dornblätterigen *Eryngium glaciale Boiss.* mit ganz amethystblauen Stengeln und Blütenköpfchen, lauter der Schneeregion der Sierra Nevada eigenthümlichen Pracht-Alpenpflanzen!

Nach Besteigung des südlichen, beträchtlich höheren Schenkels der das Amphitheater bildenden Hügelkette erblickten wir das unmittelbar anstossende Borreguil de Dilar, welches gegen NO. von dem Kegel des Picacho, gegen SO. von dem schneebedeckten Abhange der gegen den Cerro Caballo sich hinziehenden Hauptkette begrenzt wird und eine weite, mit kurzbegrasten quelligen Triften erfüllte Mulde bildet, die sich ungefähr bis zu 2800 M., d. h. bis zum Abhange des Veletakegels selbst hinanzieht und wieder zahlreiche Quellen enthält. Eine Strecke weiter südlich, unmittelbar am Fusse der mit steilen, doch ersteigbaren Felsenlehnen sich erhebenden, damals noch mit grossen Schneemassen belasteten Hauptkette, liegt die Laguna de Dilar, die wir von unserem hohen Standorte bereits sehen konnten, der höchste Alpensee am Nordhange

der Sierra. Wir stiegen nun an dem ziemlich steilen, theils aus Schiefergeröllen, theils aus Felsen, theils aus quelligen Triften bestehenden Abhange hinab, um nach dem grossen, im Scheine der Mittagssonne wie grüner Sammt schimmernden, von schäumenden, über die Hänge herabstürzenden Bächen bewässerten Wiesengrunde zu gelangen, der die obere Abtheilung des Borreguil bildet. Ein zierliches, aus allen Felsspalten in grossen Büscheln hervorspriessendes Farnkraut (*Aspidium Lonchitis*) erinnerte mich an die ferne Heimat, denn ich hatte dasselbe zwei Jahre zuvor im Riesengebirge in den Schneegruben gesammelt. Die Hirten der Nevada nennen es „Lengua de ciervo", d. h. Hirschzunge, ein Name, der in Deutschland einem ganz anderen, übrigens in Spanien auch, sogar noch viel häufiger vorkommenden, aber in der Sierra Nevada fehlenden Farnkraut (dem *Scolopendrium officinarum*) gegeben wird und welcher um so auffälliger ist, als es in der Sierra Nevada keine Hirsche gibt noch auch jemals gegeben zu haben scheint [1]). Die grasigen Abhänge waren mit blaublumigen Enzianen, mit einer zierlichen Grasnelke mit rosenrothem Blütenköpfchen

---

[1]) Weder von Hyta (Guerras civiles de Granada), noch von den arabischen Schriftstellern Granadas wird der Hirsch erwähnt. Auch in dem berühmten, unleugbar von den Mauren herrührenden Deckengemälde in der Sala del tribunal des Alhambrapalastes, welches Jagdscenen darstellt mit Löwen, Bären und Ebern, fehlt der Hirsch, während das (jetzt auch nicht mehr in der Sierra Nevada vorkommende) Reh vorhanden ist. Dass der Hirsch unter der „Gazelle" (die freilich in Spanien niemals gelebt hat) zu verstehen sei, welche Ibn Said, ein spanischer Araber, in einem Gedichte am Ufer des Jenil herumspringen lässt, ist wohl kaum anzunehmen. Eher könnte an das Reh gedacht werden. Die betreffende Stelle lautet nach Fr. v. Schack's Uebersetzung:

(*Armeria splendens Boiss.*) und anderen schönen Alpenkräutern bestreut, die rauschenden Bächlein von üppigen Polstern der auch in den Alpen wachsenden *Saxifraga stellaris* eingefasst, die Wiesen im Grunde mit zahllosen weiss- und gelbblumigen Alpenranunkeln geschmückt (worunter der blos in der Schneeregion der Sierra Nevada vorkommende weisse *R. acetosellaefolius Boiss.* mit Blättern, wie der kleine Sauerampfer), ein reizender Alpenblumenteppich!

Mittlerweile war die Mittagsstunde herangenaht und so machten wir an einem Bächlein Halt und übten unsere Zähne an zähen, schlecht gebratenen Ziegencoteletts, worauf ich die bisher gesammelten Pflanzen einlegte. Es war wundervoll in diesem grünen blumigen Hochbecken, inmitten der ernsten grauen Schieferlehnen und leuchtenden Schneefelder unter dem tief dunkelblauen Himmel bei einer wahren Frühlingstemperatur, und gerne wäre ich hier noch länger verweilt, allein ich hatte für den Nachmittag noch eine weite Tour vor.

Wir stiegen nun in den fast ganz vom Schneewasser überschwemmten Grund des mittleren Borreguil hinab, welches wir passiren mussten, wollten wir zur Lagune gelangen. Damit die Alpargatas nicht vom Wasser durchdrungen würden, wo dann ihre Sohlen schlüpfrig werden und nicht mehr gut auf Gerölle und Felsen haften, entledigten wir uns derselben und

---

„O und immer ist Granadas Thal noch meiner Sehnsucht Ziel,
Immer fliessen meine Thränen um den lieblichen Jenil,
Wo der Mann sein helles Schwert zückt, sanft das Schilf, das ihn umringt,
Hin und her schwankt, die Gazelle anmuthvoll am Ufer springt.“

wateten barfuss mit bis an die Knie entblössten Füssen durch das eiskalte Schneewasser bis zu dem entgegengesetzten Hange hindurch. Nachdem wir diesen oben in einen scharfen Felsengrat ausgehenden Hang erklommen hatten, standen wir auf einmal zu Häupten des wild romantischen Beckens, worin die prächtig blaugrüne Laguna de Dilar, die Hauptquelle des gleichnamigen Flusses, in einer absoluten Höhe von 3180M. liegt. Hohe schwarze Schieferfelsen und steile sich fast bis an das Ufer heraberstreckende Schneefelder, beide der Hauptkette angehörig, umschliessen gegen O. und SO. dieses Hochbecken, während es nord- und westwärts von steil ansteigenden grünen Matten umgeben ist. Ein am nördlichen Ufer beginnender, bald beträchtliche Höhe erreichender Felsenwall, derselbe Bergrücken, den wir vom Borreguil de Dilar aus erstiegen hatten, trennt den aus dem Alpensee hervortretenden, über steil geneigte Wiesenflächen zwischen Schneemassen hinabeilenden Bach von dem aus den Quellen und Wasseradern des Borreguil entstandenen, mit jenem parallel fliessenden Bach. Beide Bäche vereinigen sich etwa eine Legua weiter unten mit einander. Von dem erwähnten Bergrücken überschaut man wieder das Dilarthal seiner ganzen Länge nach bis zum Trevenque, der auch von hier aus dasselbe gegen Westen zu versperren scheint.

Nachdem ich am Ufer der Lagune auf einer trocknen Schieferplatte die seit Mittag gesammelten Pflanzen eingelegt hatte, mahnte Vicente, der die Schneeregion gar nicht liebte, zur Rückkehr. Es war jedoch erst zwei Uhr, unser Rückweg ein uns grossentheils gut bekannter Pfad, übrigens Mondschein zu erwarten, und so konnte ich der Versuchung nicht

widerstehen', die Hauptkette zu erklimmen, an deren Abhange wir uns bereits befanden. Ich wusste, dass ein vom Dorfe Dilar durch das Dilarthal über den Cortijo de Rosales gehender Saumpfad oberhalb der Laguna de Dilar zum Kamme der Hauptkette hinauf und über diese hinweg in das Poqueirathal nach den höchsten dort gelegenen Alpujarrasdörfern führe. Die Stelle, wo derselbe den schmalen Kamm der Hauptkette überschreitet, nahe am südwestlichen Fusse des Veletakegels gelegen, ist der höchste Pass der ganzen Sierra Nevada, der 3313 M. über dem Meere befindliche Collado de Veleta. Da das Wetter prachtvoll und still, die Luft ruhig, warm und klar war, so beschloss ich, trotz der eifrigen Gegenreden meines Dieners, jenen Pass aufzusuchen und zum Collado hinanzusteigen. Ich schlug Vicente vor, an der Lagune meiner Rückkehr zu harren, wenn er zu müde sei; das erlaubte ihm jedoch sein spanisches Ehrgefühl nicht und leise brummend und fluchend folgte er mir. Neben einem Schneefelde an einer steilen Geröllelehne emporkletternd stiessen wir in der That nach einer halben Stunde auf jenen Pfad, der sich zickzackförmig an dem steilen felsigen Hange zum Hauptkamme emporwindet. Um vier Uhr erreichten wir den höchsten Punkt des Passes. Welch' ein Anblick! Vor uns lag zu unseren Füssen jenes kleine Circusthal, welches die Laguna del Picacho beherbergt und in das ich schon vom Picacho hineingeschaut hatte. Durch dieses hindurch und jenseits desselben erblickten wir den mittleren und unteren Theil des ungeheueren prachtvollen Poqueirathales mit seinem in der Sonne glitzernden Flusse im grünen Schosse der saftigen Matten, seinen von der langen Loma del Mulahacén herab-

schäumenden, Hunderte von Kaskaden bildenden Bächen, seinen mächtigen Schneefeldern, und im untersten von malerischen schroffen Felsenbergen amphitheatralisch geschlossenen Theile die hell von der Sonne beschienenen, blendend weiss sich von ihrer grünen Felder- und Gärtenumgebung abhebenden Moriscosdörfer Alguastár und Bulion, und südwärts, hoch über den zahllosen Gebirgsketten der Alpujarras und Küstengebirge in den Himmel emporragend das azurblaue Meer, bestreut mit Schiffen, welche weissen Schwänen glichen und darüber am äussersten Horizont die zackige, röthlich schimmernde Küste von Afrika in weiter Ausdehnung! Auch hier oben war die Luft mild und ruhig und konnte ich mich nicht satt sehen an dem prächtigen grossartigen Landschaftsbilde, welches in die warmen glühenden Farbentinten des Südens getaucht war, wenn auch die Dünnheit der Luft das Athmen erschwerte, was mich namentlich beim Aufstieg sehr genirt hatte. Allein es war nun wirklich höchste Zeit, an den Rückweg zu denken. Ich raffte daher in aller Eile nur noch einige der den höchsten Kuppen und Kämmen der Sierra eigenthümlichen Pflanzen als Andenken an diesen Punkt und Tag zusammen, worauf wir rasch den steilen Weg wieder hinabliefen, um sechs Uhr wieder an der Laguna de Dilar anlangten und nach kurzer Rast daselbst denselben mühsamen Weg nach dem Borreguil de S. Gerónimo zurücklegten, auf dem wir am Vormittag gekommen waren. Eben übergoss die untergehende Sonne die Schneefelder der Hauptkette mit purpurner Gluth, während schon einzelne Sterne am dunkeln Himmel aufleuchteten, als wir das Borreguil betraten und schon umhüllte nächtliche Dämmerung die gross-

artige Hochalpenlandschaft, als wir zwischen der Estancia de los neveros und dem Peñon de S. Francisco den Schneeweg erreichten. Jetzt aber stieg der Vollmond über den Kamm der Dehesa de S. Gerónimo empor und übergoss die Kämme und Thäler des Gebirges mit einer bläulichen, etwa elektrischen Beleuchtung vergleichbaren Tageshelle. Dem bekannten Wege über die Prados de las Yeguas folgend trafen wir gegen Mitternacht im Cortijo de S. Gerónimo ein, dessen Bewohner sich wegen unseres langen Ausbleibens bereits geängstigt hatten. Es war die stärkste Tagestour, welche ich am Nordabhang der Sierra Nevada unternommen habe, eine Fusswanderung von achtzehn Stunden mit Einschluss der meist kurzen Rastpausen! Nur die frische, reine, wunderbar kräftigende Luft des Hochgebirges macht es erklärlich, dass sowohl ich als mein Diener diese lange, mit so grossen Strapazen verbundene Excursion, ohne vor Erschöpfung zu Boden zu sinken, ausgehalten hatten.

6.

Besteigung des Cerro Trevenque.

Schon bei meinem ersten Ausfluge in die Sierra Nevada hatte der kolossale, zuckerhutförmige Kegel des Trevenque, welcher das wildzerrissene Bergchaos der Kalkalpen hoch überragt, den Wunsch in mir rege gemacht, denselben zu besteigen, zumal, da mir bekannt war, dass dort einige Pflanzen wachsen, welche an keinem anderen Punkte der Sierra gefunden worden sind, von Boissier entdeckte Pflanzenarten, die überhaupt auf der 'ganzen Erde nirgends wo anders vor-

kommen, als auf jenem Dolomitberge. Denn auch der Trevenque ist aus Dolomit zusammengesetzt. Eben jener Pflanzen wegen hatte ich aber die Erklimmung dieses schwer zugänglichen, ja nach der Meinung der Bewohner des Cortijo de S. Gerónimo unersteiglichen Felsenberges bis zum August verschoben, da jene Pflanzen um diese Zeit von ihrem Entdecker blühend gefunden worden waren. Nachdem ich Anfang des August die Erforschung des zwischen dem Dilar und Jenil befindlichen Theiles des Hochgebirges beendet hatte, zögerte ich nicht länger mit der Ausführung jener längst beabsichtigten Expedition, sondern wählte den 7. August, um den Trevenque zu besuchen, trotz der heftigen Gegenrede der Frau Feliciana, welche behauptete, auf dem kahlen Berge sei absolut nichts zu finden und seine Erkletterung ein lebensgefährliches Wagniss, wohl aber nur deshalb diese Excursion verhindern wollte, weil sie befürchtete, ich möchte die Gelegenheit benutzen, um auf dem nahe gelegenen Cortijo de Rosales einzusprechen und diesen zu meinem ferneren Standquartier zu wählen.

Der Weg nach dem Trevenque ist leicht zu finden. Es führt nämlich ein sehr betretener Saumpfad aus dem Monachilthale zwischen dem Cortijo de S. Gerónimo und de Echa, den Monachil überschreitend, quer durch das Kalkgebirge nach dem Cortijo de Rosales und dem Dilarthale, und geht dieser Weg hart an dem östlichen Fusse des Trevenquekegels vorbei. Das Wetter war an dem genannten Tage zwar sehr heiss, aber der Expedition sehr günstig, die Luft nämlich heiter und klar. Wir, ich und mein Diener, brachen sehr zeitig auf und befanden uns schon um sechs Uhr am Eingange des Barranco del Tesoro,

einer ein Stück unterhalb des Benalcazagrundes und hart am östlichen Fusse des gleichnamigen, hier mit steilen Felswänden abstürzenden Marmorberges in das Monachilthal ausmündenden, wilden Felsenschlucht, an deren rechtem Hange sich der erwähnte Saumpfad emporwindet. Wie alle Thäler der Kalkalpen, ist auch dieser steil ansteigende Barranco waldlos und trocken; nur in seinem oberen Theile trafen wir auf einige Kiefern, und den dürftigen Bergwiesen, in welche er schliesslich ausläuft, entquillt ein schwaches Bächlein, welches jetzt als ein dünner Wasserfaden durch die wilde Schlucht hinabsickerte und nur stellenweise zwischen Felsenblöcken kleine Tümpel bildete. Wenn aber einmal ein Gewitterregen herniederströmt oder die herbstliche Regenzeit begonnen hat, dann tobt durch diese Schlucht, wie durch andere im Sommer wasserlose Barrancos der Kalkalpen, ein reissender Giessbach in brausenden Wasserfällen hernieder, Erde, Sand und Schutt fortführend, und sogar Felsblöcke hinabschwemmend. Daraus erklärt sich das wilde an die „Tobel“ der Alpen erinnernde Chaos von Marmorblöcken der verschiedensten Grösse und von Schutthalden an der Mündung der Tesoroschlucht und im Bette des vorbeiströmenden Monachil. Da der Weg nach Erklimmung der Kammhöhe hart am Südrande der von hier nicht mehr hohen und leicht zu ersteigenden Kuppe des Cerro Tesoro sich hinwand, beschloss ich zunächst diesen dem Dornajo an Höhe wenig nachstehenden Berg zu besteigen.

Der Cerro del Tesoro, dessen Name (Berg des Schatzes) ein arabisches Märchen veranlasst hat, demzufolge sich in seinem Innern ein grosser verzauberter Schatz befindet[1]), soll ehedem eine maurische

Burg auf seinem breiten Scheitel getragen haben, doch sind nirgends mehr Trümmer oder Schutthaufen zu bemerken. Auf Gerölle und an Felsen, besonders in den Spalten der kolossalen, fast senkrechten, dem Monachil zugekehrten Wänden wachsen mehrere seltene, den Kalkgebirgen Granadas eigenthümliche Halbsträucher in üppigen Büschen und Polstern, so z. B. die schöne silberblättrige, mit goldgelben Blütendolden geschmückte *Anthylis tejedensis Boiss.* Die Aussicht ist beschränkt, aber wildromantisch, besonders gegen Norden, wo die tiefe, waldige Thalschlucht des Monachil gerade zu den Füssen des Beschauers liegt und jenseits derselben der an jenem Tage in der duftigsten hellblauen Morgenbeleuchtung prangende Felsenwall des Dornajo sich mächtig emporhebt.

Zwischen dem Cerro Tesoro und dem südlicher sich erhebenden, sich hier in seiner imponirenden Totalität präsentirenden Trevenque breitet sich ein sehr unebenes, von kleinen wasserlosen Barrancos durchschnittenes, vielkuppiges Plateau aus, welches theils mit einzelnen Bäumen, theils mit Gruppen und ganzen, wenn auch nur kleinen Beständen einer Kiefer bewaldet ist, die sich nur durch unerhebliche Merkmale von unserer gemeinen Kiefer unterscheidet und daher als südlichste Varietät zu deren Formenkreis gezählt werden muss *(Pinus silvestris var. nevadensis)*. In früherer Zeit mag sich auf diesem im Mittel ca. 1950 M. über das Meer aufragenden Plateau ein grosser zusammenhängender Kiefernwald ausgebreitet, und wie die im Tesorobarranco und anderen Gründen noch

---

[1]) Siehe Anhang Nr. 2.

stehenden einzelnen Kiefern beweisen, tief in die Thäler hinabgezogen haben. Dieses waldige, unter dem Namen „la Cartejuela“ bekannte Terrain birgt einige Bergwiesen, auch liegt hier am Wege ein einsamer Cortijo gleichen Namens in der Nähe einer Quelle. Ganze Strecken des dürren Kalkbodens sind mit einem dornigen, immergrünen, zu den Doldengewächsen gehörenden gelbblühenden Halbstrauch *(Bupleurum spinosum),* sowie mit Büschen des *Adenocarpus decorticans* und der „Sabina“, des Sadebaumes *(Juniperus Sabina)* bedeckt. Nachdem wir in der Nähe des Cortijo, dessen Thür verschlossen war und dessen Bewohner sämmtlich abwesend zu sein schienen, im Schatten einer Kieferngruppe gefrühstückt hatten, betraten wir einen Barranco, durch den der Weg zum östlichen Fusse des schon längst zwischen und über den Kiefernkronen majestätisch emporragenden Riesenkegels des Trevenque führte. Dieser erscheint hier allerdings unersteiglich, nämlich fast überall von steilen, fürchterlich zerklüfteten, scheinbar vegetationsleeren Felsen umgürtet. Nur am Osthange zieht sich eine mit scharfkantigem Gerölle und tiefem Flugsand bedeckte Lehne, bald breit bald schmal, wie ein weisses Band, zu dem spitzen Gipfel hinan.

Da ich aus Boissier's Werk wusste, dass gerade auf solchem Terrain, freilich erst hoch oben jene seltenen Pflanzen wachsen, so musste hier der Aufstieg versucht werden. Derselbe ist für einen geübten Bergsteiger leicht ausführbar, wenn auch sehr anstrengend und beschwerlich, weil man oft, wie etwa in der Asche des Vesuvkegels, einige Schritte oder eine ganze Strecke weit im Sande zurückrutscht, auch nicht ganz gefahrlos, da die Lehne an manchen Stellen

sehr schmal und dann von grausigen Abgründen begrenzt ist. Ohne Alpargatas, die sich hier trefflich bewähren, dürfte es in der That kaum möglich sein, hinaufzukommen. Schon auf den Gerölleanhäufungen am Fusse des Kegels fand ich eine seltene, bisher von mir noch nicht gesehene, doch auch anderwärts auf Kalk in Granada vorkommende Pflanze, einen Kranichschnabel (*Erodium asplenioides Willd.*) und unterhalb des Gipfels hatte ich die Freude, jene seltenen Pflanzen sämmtlich und zwar in schönster Blüte aufzufinden [1]. Gegen ein Uhr erreichten wir, von Schweiss triefend, den höchsten Gipfel, welcher nur eine sehr kleine Oberfläche besitzt. Das sich hier eröffnende Panorama ist unbeschreiblich schön. Von keinem Gipfel der Kalkalpen präsentirt sich das schneebedeckte Hochgebirge der Sierra so majestätisch und imponirend, wie hier, und in der entgegengesetzten Richtung überschaut man nicht allein das wild zerrissene Kalkgebirge mit seinen zahllosen Gründen, tief durchfurcht von den grünen, schlangenartig sich hindurch windenden Thälern des Monachil und Dilar, sondern auch den grössten Theil der herrlichen Vega mit ihren zahllosen Ortschaften, Fruchthainen, Gärten und Feldern (nur Granada selbst ist nicht sichtbar) wie auf einer Landkarte. Sehr interessant ist südwärts die Ansicht des Dilarthales. Gerade gegenüber, jenseits seiner dunklen waldigen Schlucht, starrt eine Reihe wunderlich zerklüfteter, in Hörner und Spitzen auslaufender Felsen

---

[1]) Die betreffenden Pflanzen sind: *Scabiosa pulsatilloides*, *Santolina elegans*, *Helianthemum pannosum* (alle drei bisher nur am Trevenque aufgefunden), *Convolvulus nitidus*, *Ononis cephalotes*, *Ptilotrichum longicaule* sämmtlich von Boissier benannt.

empor, die Aguilones de Dilar, und nordwärts, in welcher Richtung man das ganze beträchtlich sich erweiternde, unten, gegen seine Mündung mit Feldern erfüllte Dilarthal, nebst dem am Rande der Vega liegenden Dorfe Dilar erblickt, blinkt am Abhange des Cerro de Dilar, des westlichsten Gipfels der Hauptkette der Sierra, ein einsames Kirchlein, die Schneekapelle (Hermita de Nuestra Señora de las nieves), eine früher sehr besuchte Wallfahrtskirche.

Der Trevenque ist nicht blos von der Ostseite her zugänglich, sondern auch an seiner Nordseite, hier sogar noch leichter und bequemer, indem hier der theils felsige, theils auch mit Gerölle überschüttete Hang mit „Gayuba", d. h. mit dem immergrünen niedrigen, der Preisselbeere ähnlichen Strauche der übrigens durch ganz Europa verbreitenden „Bärentraube" (*Arctostaphylos Uva ursi Spr.*) überzogen und daher das Terrain fester ist. Nur muss man sich in Acht nehmen, in dem verworrenen Astwerk dieses kaum fusshohen Gestrüpps mit den Alpargatas hängen zu bleiben. Ich wählte diesen von fern einem grünen Wiesenstreifen gleichenden Hang zum Abstieg. An seinem Fusse, wo wir Mittag machten und ich die bisher gesammelten Pflanzen einlegte, kamen wir in einen andern, sich ebenfalls zum Monachilthal hinab erstreckenden Barranco, welcher von einem auch vom Cortijo de Rosales herüber kommenden, zwischen dem Trevenque und Tesoro hindurchgehenden und ebenfalls nach dem Monachilthale führenden Saumpfade gekreuzt wird. Diesem folgend erreichten wir bald ein ehemaliges, in jener auch von einem Bächlein bewässerten Schlucht gelegenes Hammerwerk, el Martinete (d. h. der Hammer) genannt, weshalb jene Schlucht den Namen Barranco de la fábrica

erhalten hat. In seiner Nähe ist Bergbau auf Steinkohlen getrieben worden. Bei dem Hammerwerk verliessen wir den Weg, da derselbe weit nordwestwärts, gegen den Cortijo de las Mimbres hin führt, und kletterten, um die Tour abzukürzen, durch den ebenfalls sehr felsigen Fabriksgrund zum Monachil hinab, an dessen linkem Ufer wir bis zu dem beim Cortijo de Echa befindlichen Uebergang über Stock und Stein und zwischen mannshohem Gestäude und Gesträuch emporklimmen mussten. Um sechs Uhr waren wir wieder im Cortijo de S. Gerónimo.

Die Excursion nach dem Trevenque war die letzte, die ich von dem genannten Hofe aus unternommen habe. Ich beschloss nun, nach Granada zurückzukehren, theils weil ich in der Hauptsache mit der Untersuchung des westlichen Theiles der Sierra Nevada fertig und es hohe Zeit war, mein Standquartier in eine andere Gegend dieses Gebirges zu verlegen, theils weil der Aufenthalt im Cortijo de S. Gerónimo immer ungemüthlicher wurde. Tomas, der mir nie Anlass zu einer Klage gegeben hat, war nämlich seit Ende Juli fast immer abwesend, theils der Ernte wegen, theils oben im Gebirge bei seinen Heerden, theils in Granada oder sonst wo. Dies benützte seine schmutzig geizige Frau, mir immer schlechtere Verpflegung angedeihen zu lassen, um möglichst viel Profit von dem Kostgeld zu ziehen. Für das Desayuno sorgte ich selbst, indem ich mich mit Chokolade und Thee versehen hatte, aber das Mittagsessen — von einem „almuerzo“ (Frühstück) war keine Rede — bestand bald tagtäglich nur aus gekochtem Ziegenfleisch mit Kichererbsen, Puffbohnen oder in Oel geschmortem Reis, oder aus am Feuer gerösteten Ziegencoteletts oder einer eben so gebratenen

Ziegenkeule, das Abendessen fast nur aus Käse und Brod oder zur Abwechselung aus gebratenem Speck mit Zwiebeln. Häufig war das Fleisch, abgesehen von seiner Zähigkeit, nicht zu geniessen, weil es alt und riechend geworden war; auch liess die Frau immer nur eine alte Ziege schlachten. Eier bekam ich höchstens auf die Excursionen mit, Geflügel, welches in Menge vorhanden war, wurde nicht geschlachtet. Einmal, wo ich vor der Thür sitzend die Hühner mit Brodkrumen fütterte, wurde ich durch die entschiedene und grobe Weigerung der Hausfrau, einen jungen Hahn für mich zu schlachten — es war gerade Sonntag — so ärgerlich, dass ich eine der neben mir liegenden geladenen Pistolen ergriff und vor ihren Augen einen solchen niederschoss. Da gab es natürlich ein fürchterliches Lamentiren und Schimpfen, obwohl Tomas, der gerade nach Hause kam, darüber sehr lachte. Er selbst, der vermuthlich stark unter dem Pantoffel seiner liebenswürdigen Ehehälfte stand, war sichtlich erfreut über meine Execution, die auch ihm die seltene Gelegenheit verschaffte, einmal ein Stück gebratenes Huhn zu essen zu bekommen. Da ich für die Beköstigung, für die Wohnung, die mehr einem Hühnerstalle als einem Zimmer glich, und für ein schlechtes und wenig sauberes Bett täglich einen Duro bezahlen musste, d. h. ebenso viel, wie damals in den ersten Hôtels von Granada und Malaga für ein schönes Zimmer und vorzügliche Beköstigung inclusive Wein (den ich mir im Cortijo von Granada her selbst kommen liess), so war mir das auf die Länge zu theuer. Ich packte daher am 8. August meine Sachen zusammen und kehrte am folgenden Tage mit einem Arriero, den Vicente nebst zwei Packeseln von Granada geholt hatte, nach der Alhambra zurück.

7.
Guejar-Sierra.

Nach neuntägigem Aufenthalt in Granada begab ich mich am 19. August nach Guejar-Sierra, welches Dorf mir beinahe vier Wochen lang als Standquartier gedient hat. Mittlerweile hatte ich ein Pferd gekauft, da das Miethen von Arrieros von Ort zu Ort, oder um Pflanzensammlungen nach Granada zu befördern, viel Geld kostet und ich überdies von Guejar aus über die Hauptkette der Sierra nach den Alpujarras hinüber gehen, diese bis an die Küste hinab bereisen und schliesslich durch das Thal von Lecrin nach Granada zurückzukehren gedachte, wie ich das Alles auch wirklich ausgeführt habe. Selbstverständlich konnte ich nur ein Pferd gebrauchen, welches gleichzeitig als Reit- und Packthier sich benutzen liess und an die schlechtesten, ja gefährlichsten Gebirgspfade gewöhnt war. Das von mir für einen sehr billigen Kaufschilling erworbene Pferd entsprach allen diesen Anforderungen vollkommen, da es vor mir und viele Jahre lang ein „contrabandista“ (Schmuggler) besessen hatte, denn dergleichen Pferde müssen an die schrecklichsten Gebirgswege und die grössten Strapazen sich gewöhnen. Auch war mein Pferd, ein Schimmel, in einem wilden Hochgebirge aufgewachsen, nämlich in der Serrania de Ronda, deren Pferde für die besten Gebirgspferde andalusischer Race gelten. Es war zwar schon alt, aber noch sehr kräftig und völlig brauchbar und habe ich dasselbe über ein Jahr lang besessen und hunderte von Meilen bei meinen langen Kreuz- und Querzügen durch Andalusien auf seinem Rücken zurückgelegt. Vicente, welcher mit Pferden umzugehen verstand und nun zum Reitknecht avancirt war, sorgte für einen Packsattel, welcher

bei Hinzufügung von Steigbügeln und belegt mit wollenen Decken auch als Reitsattel benutzt werden konnte, wie das in Andalusien allgemein üblich ist, ferner für zwei grosse Tragkörbe zum Transport des etwaigen Gepäcks und für alle übrigen beim Reisen zu Pferde erforderlichen Utensilien. Für den einen Tragkorb hatte ich mir von einem Klempner einen genau hineinpassenden Blechkasten mit Deckel machen lassen, um denselben auf Reisen oder längeren zu Pferde unternommenen Excursionen zur Aufbewahrung der unterwegs gesammelten Pflanzen zu benutzen, da sich meine Botanisirbüchse bei dem Pflanzenreichthum der Sierra als durchaus unzureichend herausgestellt hatte, und bewährte sich jener Kasten auch vortrefflich. So in jeder Hinsicht viel besser ausgerüstet, als bei meinen bisherigen Reisen, ritt ich wohlgemuth von Neuem der Sierra entgegen.

Da ich mich nach dem Jenilthale begeben wollte, so brauchte ich das Gassengewirr der Stadt nicht zu kreuzen, indem unmittelbar vom Alhambraparke aus ein Saumpfad am Abhange des links steil emporsteigenden Cerro del Sol, über die sogenannte Casa de Gallina, einer Hacienda, an den Jenil hinabführt. Hier liegt hart am rechten Ufer des Flusses, an dem von Granada nach Guejar gehenden Saumpfade, einer uralten Verkehrsstrasse mit dem einst so volkreichen Jenilthale, das von Weingärten umgebene Dörfchen Senes, wo einer der bekanntesten „Weissweine“ Granadas wächst. Auch Vicente liess hier in der berühmtesten „Tienda de vino“ unsere gegen sechs Flaschen fassende Bota mit dem schon erwähnten „vino seco“ füllen. Hier, wie in den zahlreichen offenen, von weissen Säulenreihen getragenen Weinlauben,

welche sich an dem vom Jenilufer zu den Torres Bermejas und zu dem damals noch existirenden (seitdem leider abgebrochenen), mit jener alten Burg fast in gleicher Höhe stehenden Kloster de los Mártires hinanziehenden Abhange zwischen von üppigen Granaten-, Nussbaum- und Obsthainen erfüllten Gärten und freundlichen Landhäusern bemerkbar machen, waren die goldgrünen Laubgewinde schon mit zahllosen reifen Trauben belastet, von denen manche, wie auch die Beeren gewisser Sorten, eine fabelhafte Grösse erreichen [1]). Auch ich liess meinen Blechkasten in Ermangelung anderer Pflanzenproducte vorläufig zur Hälfte mit köstlichen Trauben füllen, die für wenige Realen zu haben waren. Der hier noch breit und ruhig zwischen Fruchthainen und Gemüsefeldern dahin fliessende Jenil besass wenig Wasser, da er dessen grösste Menge in die etwa 8 Kilom. oberhalb Granada's aus ihm abgeleitete, an seinem rechten Ufer hinziehende Acequia real, den Hauptbewässerungscanal der Vega abgegeben hatte.

Auf die Weinberge von Senes folgen Olivenhaine an den allmälig höher ansteigenden Hängen bis gegen die Mündung des von Osten herbeiströmenden Aguas blancas, jenseits welcher sich damals eine grosse Papierfabrik befand. Trotzdem gab es auch hier keine Brücke, sondern nur eine Furth, weshalb ich hier im folgenden Jahre, wo dieser Fluss infolge eines Gewitterregens

---

[1]) Die berühmteste Traubensorte Granadas, welche blos verspeist wird, die St. Paula de Granada, von der unter andern zu meiner Zeit die Weinlauben in dem reizenden zu den Torres Bermejas gehörenden Garten gebildet wurden, besitzt blaue längliche Beeren von der Grösse einer ungarischen Zwetschke und köstlich aromatisch-süssem Geschmack.

stark angeschwollen war, in seinen Fluthen beinahe verunglückt wäre. Von hier an wird das Thal immer schöner, indem seine jenseitigen Hänge mit prächtigen Hainen von Edelkastanien und Nussbäumen bedeckt sind, während die schrofferen und sonnigen Lehnen der rechten Seite theils noch von Olivenpflanzungen, theils von lichten Beständen von Immergrüneichen, mit denen hin und wieder Weinberge abwechseln, eingenommen erscheinen. Nach zweistündiger Wanderung wand sich der Saumpfad steil zu dem Kirchdorfe Pinos del Jenil empor, welches, auf einem gegen den Fluss schroff abfallenden Vorsprung liegend, eine sehr malerische Ansicht gewährt, aber enge, steil ansteigende, scheusslich gepflasterte und sehr schmutzige Gassen besitzt. Das Jenilthal ist hier sehr eng, weshalb das genannte Dorf in Kriegszeiten wiederholt der Schauplatz blutiger Kämpfe geworden ist. Am Ausgange des Dorfes, wo sich der Weg jäh in ein Bachthal hinabsenkt, wird man durch den Anblick des hohen, südwärts in steilen Felsen abfallenden Cerro Calal überrascht, der sich unmittelbar über Guejar erhebt, während zur Rechten die Thalgehänge rasch zu einem gewaltigen Kamme von ca. 1200 M. anschwellen, dessen langer, von schattigen, lauschigen Schluchten durchfurchter Abhang unten mit Kastanienwaldungen, darüber mit Gebüsch bekleidet erscheint. Den Hintergrund des malerischen Thales schliessen hohe, duftigblaue Gebirgskämme. Eine Stunde weiter aufwärts öffnet sich jenseits des Jenil eine tiefe malerische Waldschlucht, an deren Ausgang das kleine Dörfchen Canales, umgeben von üppiger Kastanienwaldung, liegt. Unmittelbar daneben erhebt sich vollkommen isolirt die Piedra de Canales, ein thurmartiger, glattwandiger Fels, der die Trümmer

einer maurischen Burg auf seinem Scheitel trägt. Der Saumpfad steigt nun bedeutend am rechten Thalhange empor, dessen felsige Kuppen und Vorsprünge die Aussicht nach aufwärts verdecken, denn der Jenil fliesst hier in einem durch steile Felsenlehnen so eingeengten Bett, dass es nicht möglich war, längs seines Ufers einen Weg zu bahnen. Nachdem wir noch einen Barranco passirt hatten, zog sich der Pfad zickzackförmig an einer felsigen Lehne hinan, die zu dem breiten Fusse des Cerro Calal gehört. Endlich erreichen wir die Höhe des Kammes und — Guejar-Sierra liegt in seinem prachtvollen Thalkessel vor meinen trunkenen Blicken, zu meinen Füssen!

Ich kenne kein Alpenthal, welches sich mit dem Thalkessel von Guejar vergleichen liesse. Nicht etwa, als ob dieses alle mir bekannten Thäler der Alpen und anderer Hochgebirge an Grossartigkeit überträfe. Das ist durchaus nicht der Fall, in dieser Beziehung steht sogar jener Theil des Jenilthales den meisten Alpenthälern bei weitem nach; wohl aber übertrifft dasselbe alle durch die wunderbare Verschmelzung der ernsten Romantik des Hochgebirges mit der lieblichsten, idyllischsten Anmuth des Hügellandes, des Contrastes nackter, steriler Felsmassen mit jener unbeschreiblichen Ueppigkeit, Fülle und Pracht der Vegetation, welche man eben nur im Süden und besonders im Südwesten Europas findet. Und dazu der zauberische Farbenwechsel der warmen Beleuchtung, der unter allen Gegenden Südeuropas vielleicht keiner in solchem Grade eigen ist, wie den paradiesischen Gefilden der Bergterrasse von Granada. Ja, zu meinen Füssen ruhte das friedliche Dorf mit seinen grauen flachen Ziegeldächern, seiner unbedeutenden Kirche und seinem

grossen Platze im blendend hellen Scheine der Mittagssonne, umringt von einem Kranze üppiger Fruchtbaumhaine, an welche sich, an dem breiten terrassirten Abhange des Cerro Calal, Gärtchen an Gärtchen mit weissen Häuschen und Weinlaubengängen reihen. Darüber erheben sich die blaugrauen fast senkrechten Felsenwände des genannten massigen bis 1868 M. ansteigenden Berggipfels, welcher den Thalkessel von Osten her begrenzt. Jenseits des Dorfes, über der dunkelvioletten Schlucht, in welcher der nicht sichtbare Jenil rauscht, ragt ein gewaltiges vielkuppiges, von tiefen romantischen Thalgründen durchfurchtes Gebirge empor, welches in weiter Ausdehnung die südliche Umwallung des bei Guejar beckenförmig erweiterten Jenilthales bildet. Seine unteren Abhänge sind mit schöner dunkler Kastanien- und Eichenwaldung bestanden, auf welche höher hinauf ein vielfach nuancirtes Grün von mit zahllosen einzelnen Bäumen und Baumgruppen durchsprengtem Buschholze folgt. Dann machen sich hellgrüne von Felsenlehnen durchbrochene Alpenmatten bemerkbar, über denen die ernsten blendendweissen oder röthlich angehauchten Felsenstirnen der 1800 bis 2500 M. absolute Höhe erreichenden vielgestaltigen Gipfel auf breiter Basis thronen. Alle Thäler und Schluchten erscheinen in blauduftige Schatten gebettet, denn ein blendendes Lichtmeer liegt über das ganze herrliche Thal ausgegossen, in dessen Hintergrunde über hohe felsige, röthlichblaue Gebirgskämme die eisgekrönte, duftig hellblaue Pyramide des Mulahacén herüberschaut.

Nachdem ich mich einige Minuten am Anblicke dieses herrlichen Landschaftsbildes geweidet hatte, ritt ich den sich zwischen klafterhohen Brombeer-

hecken ziemlich steil abwärts senkenden, abscheulich gepflasterten Weg nach dem Dorfe hinab, auf dessen geräumigem Platze ich Punkt zwölf Uhr eintraf. Neugierig blieb die aus der Schule kommende Dorfjugend stehen, den ungewöhnlichen Fremdling und sein schwer bepacktes Pferd anstaunend. Vicente, der in Guejar bekannt war, bog schnell in eine Seitengasse ein, wo er mir ein kleines schmales Häuschen als meine Wohnung bezeichnete, denn eine Posada gab es damals in jenem vom Verkehre abgeschnittenen Dorfe nicht. Das Häuschen gehörte einem Tagelöhner, dessen Frau eine Verwandte von Mateo Jimenez war. Die guten Leute, von meiner Ankunft schon unterrichtet, empfingen mich auf das Herzlichste und luden mich ein, während Vicente mein Pferd in den Stall führte, den es mit einem Esel und zwei Schweinen theilen musste, am Herdfeuer Platz zu nehmen, wo sich die Frau, die Señora Antonia sofort an die Bereitung des Mittagsmahles für den fremden „Caballero“ machte. Ihr Mann, Pepe, schlachtete ein Huhn, welches zerstückt wurde, um ein „guisado“ mit Tomaten in der halb mit Oel gefüllten Pfanne zu bereiten; in einem anderen Geschirr wurde Reis in Oel als Zukost geschmort und ausserdem eine „sopa de pan“, eine dicke mit Eiern abgezogene, mit Zwiebeln und Knoblauch gewürzte Semmel-Wassersuppe gekocht. Schiesslich würzte die gute Frau das im rothen Tomatebrei schwimmende Fleisch sammt dem halb gar geschmorten, mit Safran schön gelb gefärbten Reis noch mit rothem spanischen Pfeffer und trug hierauf mit strahlendem Blicke diese Meisterstücke ihrer Kochkunst auf dem niedrigen, mit einem groben, durchlöcherten, aber blendend weissen Tuche bedeckten Tische auf. Lange

vorher schon wurden die beiden Kinder, ein etwa zwölfjähriger Knabe, Felix, ein prächtiger, brauner, schwarzlockiger Bengel mit feurigen schelmischen Augen, der mich oft auf Spaziergängen und Excursionen begleitet hat, nach einem Pepe gehörigen Gärtchen geschickt, um frische Feigen und Mandeln zu holen, während seine jüngere Schwester, Mariquita, ein behendes, ebenfalls schwarzlockiges, freundliches und bescheidenes Kind „corriendo" nach dem am Dorfplatze befindlichen Brunnen eilen musste, um einen Krug mit frischem Wasser zu bringen. Ich that den Speisen alle Ehre an, einmal, weil ich tüchtigen Appetit hatte und sodann, weil ich die gute Frau nicht kränken mochte. Das Köstlichste von Allem, was man mir vorsetzte, war — das Wasser. Ein Wasser von solcher Reinheit und solchem Wohlgeschmack hatte und habe ich seitdem kaum je wieder getrunken. Das Trinkwasser von Guejar ist aber auch weit und breit berühmt wegen dieser Eigenschaften und seiner angeblichen Heilkraft und schon damals schickten die Aerzte Granadas Reconvalescenten von schweren Krankheiten deshalb nach Guejar, obwohl hier eigentlich kein Unterkommen für verwöhnte Städter zu finden war, denn ausser den Häusern des Pfarrers, des Alcalden und einiger anderen „Honoratioren" waren alle übrigen nur kleine, bäuerlich, ja miserabel eingerichtete und ausgestattete Wohnungen, welche sich von Pepe's Häuschen wenig unterschieden. Hier wurde mir im oberen Stockwerk ein Zimmerchen eingeräumt, welches noch kleiner und fast noch schlechter als meine Wohnung im Cortijo de S. Gerónimo war, nur sauberer, wie überhaupt das ganze Haus und namentlich dessen unterer, auch nur kleiner Wohnraum sich

durch Sauberkeit auszeichnete. Nur war die alte Matraze, die mir zum Lager dienen sollte, von Legionen Flöhen bewohnt, weshalb ich am folgenden Morgen durch Vicente eine gründliche Reinigung derselben vornehmen lassen musste. Ein Fenster war nicht vorhanden, als solches diente ein nicht verschliessbares Loch in der Wand. Die Decke bildete das schadhafte Dach, welches bei glücklicher Weise nur selten vorkommendem Regen mein Gemach in ein Regenbad verwandelte. Auch hatte ich, wenn unten Feuer angemacht wurde, viel vom Rauche zu leiden.

In derselben Gasse, wenige Häuser weiterhin, stand auch das stattliche Haus des reichen Bauers José Ramos, mit dessen Hirtenknecht ich im Corral de Veleta zusammengetroffen war. Der ehrliche Bursche hatte Wort gehalten und mich seinem Herrn gegenüber über alle Massen gelobt. Leider war derselbe abwesend, im Hochgebirge bei seinen Heerden, denn er besass nicht weniger als 7000 Stück Ziegen, welche über fünf Hatos vertheilt waren. Seine Frau, der ich sogleich nach der Siesta einen Besuch machte, empfing mich aber sehr freundlich und bot mir eine Wohnung in ihrem überaus sauberen Hause an, ein ehrlich gemeintes Anerbieten, das ich aber aus Rücksicht gegen meine braven Wirthsleute dankend ablehnte. Die Kunde von meiner Ankunft, und dass ich in Guejar Wochen lang wohnen und von hier aus die Sierra bereisen wolle, hatte sich schnell wie ein Lauffeuer durch das ganze Dorf verbreitet und sowohl den Alcalden als den Pfarrer veranlasst, mir einen Besuch abzustatten, eine „visita de etiqueta“, dem aber augenscheinlich Neugierde zu Grunde lag. Ich fand die beiden Herren vor Pepe's Thür sitzend, als ich von meinem Besuch in Ramos'

Haus zurückkehrte. Der Pfarrer, ein noch junger Mann, in dessen Hause ich später, wie auch bei dem Alcalden, einem einfachen aber unterrichteten Landmanne, manchen Abend zugebracht habe, war zwar sehr artig und gesprächig, aber, wie ich bald merkte, entsetzlich unwissend, wesshalb ich von ihm wenig oder gar nichts über Guejar und das Gebirge erfahren konnte.

Guejar-Sierra, oder wie es eigentlich heisst, de la Sierra, liegt (der Kirchenplatz) 1075 M. über dem Spiegel des Meeres und etwa 100 M. über dem rechten Ufer des Jenil, zu dem ein steiler Weg hinabführt. Es ist ein alter, von den Arabern gegründeter Ort, welcher zur Zeit der arabischen Herrschaft jedenfalls weit grösser gewesen ist und in der Geschichte Granadas eine nicht unbedeutende Rolle gespielt hat. Jenseits des Flusses, am Eingange des tiefen, malerischen Barranco de Castillejo erhebt sich ein steiler, scheinbar unzugänglicher Felskegel, der die Trümmer einer maurischen Burg von bedeutendem Umfange auf seinem Scheitel trägt. Dieselbe war vor Zeiten ein starkes, für uneinnehmbar geltendes Castell, und in der That konnte Don Juan de Austria, welcher im Jahre 1569 Guejar-Sierra, das lange Zeit den Hauptherd der Insurrection der Moriscos auf der Nordseite der Sierra Nevada gebildet hatte, nach blutigem Kampfe erstürmte, die Besatzung der Burg nach langer vergeblicher Berennung nur durch Hunger zur Uebergabe zwingen, worauf er die Burg zerstören liess [1]). Noch erinnerte zu meiner Zeit ein einsames in der Huerta stehendes Haus, die Casa morisca, an die Zeit der Araber. Dieses mit einem Hufeisenbogenthor versehene Gebäude, das einem

[1]) S. Anhang Nr. 1.

Bauer gehörte, enthielt nämlich ein Gemach, dessen Wände unten mit Azulejos, sonst mit schönen, nur sehr beschädigten Arabesken aus Stuck bedeckt waren, und welches angeblich ein Badezimmer gewesen sein sollte, weshalb auch das ganze Haus unter dem Namen „el baño“ bekannt war. Auf dem geräumigen Platze vor der Kirche liegt im Schatten einer uralten breitkronigen Ulme der schon erwähnte Brunnen, welcher das köstliche Wasser spendet. Vier weite Bleiröhren ergiessen armstarke Ströme der krystallenen Fluth in das steinerne Bassin, dessen Abfluss einen förmlichen Bach bildet. Die prächtig angebauten Umgebungen des Dorfes sind auf das Sorgsamste bewässert durch eine Acequia, welche aus dem Rio Maydena in weiter Entfernung vom Dorfe abgeleitet ist und hoch oben am rechten Thalhange hinführend ihr Wasser den zahlreichen Bewässerungsgräben zuführt, die über den durchgängig terrassirten Abhang vertheilt sind. Die hohen, den Thalkessel umringenden Berge erzeugen ein so warmes Klima, dass daselbst alle Südfrüchte ebensogut gedeihen, wie in der Vega von Granada. Die vorherrschenden Fruchtbäume sind Feigen-, Mandel- und Nussbäume, aber auch Aprikosen-, Pfirsich- und Kirschbäume gedeihen hier, ja sogar Orangen und Granaten. Hier und da an den über der Acequia gelegenen steinigen Abhängen sieht man auch Olivenpflanzungen. Ueberall wuchert die Weinrebe, welche fast in allen Gärten sich von Baum zu Baum schlingt oder zu Lauben verwendet erscheint, wohl auch in geeigneten Lagen für sich allein cultivirt wird, doch werden die Trauben nur gegessen. Der Ackerbau ist wegen Mangel an Raum von keinem Belange; doch liefern die vorhandenen Weizen-, Gerste- und Maisfelder reiche Ernten.

Die Hauptproducte des Dorfes sind Feigen, Wallnüsse und namentlich Kastanien, welche in den benachbarten Wäldern in grossen Mengen gewonnen werden. Doch leben die Bewohner auch hier mehr von der Viehzucht als vom Acker- und Gartenbau. Neben Ziegen und Schafen, die im Hochgebirge weiden, spielen hier die Schweine eine hervorragende Rolle, wobei ich nicht unterlassen kann, ein drolliges Schauspiel zu erwähnen, was man dort jeden Tag sehen konnte. Jeder Hausbesitzer besass wenigstens zwei Schweine. Alle diese Schweine, von einer dem chinesischen Schweine ähnlichen Race mit schwarzer fast borstenloser Haut, wurden täglich von einem Hirten nach ihren ausserhalb des Dorfes gelegenen Futterplätzen geführt. Jeden Morgen um sechs Uhr stellte sich dieser mit einem zerlöcherten braunen fadenscheinigen Mantel malerisch drapirte Mann mitten auf den Dorfplatz und entlockte einem Kuhhorne höchst unharmonische Töne. Sofort wurden alle Thüren geöffnet und aus allen Häusern stürzten die Schweine heraus und rannten wie besessen nach dem Platze, wo sie sich um ihren Hüter sammelten, der mich unwillkürlich an den „göttlichen Sauhirt" der Odyssee erinnerte. Dieser führte dann die ganze Herde zum Dorfe hinaus und brachte sie vor Sonnenuntergang wieder heim, immer auf dem von Granada kommenden Wege. Dann aber folgten die Schweine nicht ihrem Gebieter, sondern rannten von jenem Platze aus, wo man die schöne Aussicht auf Guejar hat und welcher, wie ich bei wiederholtem Besuche desselben an dem penetranten Geruche verspürte, nicht blos von den Schweinen, sondern auch von vielen Dorfbewohnern, deren Häuser eine gewisse Einrichtung entbehrten,



heimgesucht wurde, im Galopp durch die Brombeerallee nach dem Dorfe hinab, wo ein jedes, seinem Ortssinne folgend, in die Gasse und in das Haus lief, wo es hingehörte. Wehe dem, der um diese Zeit vom Dorfe aus jene hohle Gasse hinanzusteigen hatte; er musste gewärtig sein, von den schwarzen Bestien über den Haufen gerannt zu werden.

Mein Wirth besass hoch oben am Fusse des Cerro Calal ein kleines, reizend gelegenes Gärtchen, wohin mich die Kinder noch an demselben Abend gegen Sonnenuntergang führten. Etwas Anmuthigeres lässt sich kaum denken. Durch die sorgfältigste Benützung des Bodens waren in dem engen Raume auf wenigen wohlgepflegten Beeten alle möglichen Gartenpflanzen, als Bohnen, Salat, Gurken, Wassermelonen, Tomate, Pimiento (spanischer Pfeffer) u. a. m. angebaut, während am Rande der Terrasse, wo eine niedrige Mauer das kleine Anwesen von der nächst tieferen Terrasse abgrenzte, ein alter breitästiger Feigenbaum und am anderen Ende ein Zürgel- und Mandelbaum mit den von einer Baumkrone zur andern gespannten reichbelaubten Ranken der an jenen Baumstämmen sich emporschlingenden Weinreben eine prächtige schattige Laube bildeten. Auch die Mauer und die das Gärtchen umgebenden Brombeerhecken waren von verwilderten Weinreben und üppigen Epheugewinden auf das Malerischste übersponnen und durchrankt. Das tief unten im Schoss seiner reizenden Huerta wie in einem Blumenkorb ruhende Dorf bot mit der hinter ihm emporsteigenden busch- und baumreichen Dehesa de la Vibora und den über diesen grünen Abhang hoch in den Himmel ragenden ernsten Felsenkuppen in den glühenden Farben des Sonnenunterganges, wo die weissen

Felsmassen rosig angehaucht, die Schluchten und Thäler in violette Schatten gehüllt und das ganze Jenilthal mit einem goldig-blauen Dufte erfüllt erschienen, einen zauberischen Anblick dar. Oft habe ich, wenn ich mich in Guejar befand, die Abendstunden in diesem idyllischen Gärtchen zugebracht und das immer wieder wechselnde und neue Farbenspiel des Sonnenuntergangs bewundert, oft auch am Nachmittage bei glühender Hitze im Schatten der Weinlaube neben der schäumenden, Kühlung spendenden Wasserleitung gesessen und gelesen, gezeichnet, geschrieben und geträumt, während ich am Morgen in die schattige Schlucht des Jenil hinabstieg, um mich an einem lauschigen, von breitkronigen Kastanien beschatteten Platze unterhalb des Dorfes durch ein Bad in den durchsichtigen Wogen des blaugrünen Alpenstromes zu erfrischen.

Die grossartigste Aussicht oder vielmehr Gebirgsansicht bietet aber ein auch sehr nahe gelegener Punkt dar, wohin mich Pepe am Tage nach meiner Ankunft, ebenfalls gegen Sonnenuntergang, führte, nämlich der blos eine halbe Stunde östlich vom Dorfe am unteren Hange des Cerro Calal in der Nähe des nach dem Marquesado führenden Saumpfades gelegene „Canton de Montesas“, eine von Felsmassen umgebene Thalsenkung. Hier nämlich erblickt man die Hochgebirgskette vom Cerro de Vacares bis zum Picacho de Veleta in ihrer ganzen majestätischen Pracht, hoch über den grünen, am Hange dicht bewaldeten Kamm der Loma de Hóyola emporragend. Noch glänzten einige Schneefelder und Eismassen an den obersten Lehnen des mächtigen Alcazaba und des mehr zurückliegenden Mulahacén, welche beide sammt den dazwischen liegenden Kämmen und Gipfeln tief hinab

mit scheinbar senkrechten Felsenmauern umgürtet sind, während der hier in eine scharfe Spitze auslaufende Picacho gerade jene Seite präsentirt, wo sich der schauerliche Corral de Veleta befindet, der als eine breite nachtschwarze Kluft erscheint. Sein breiter Hang und dessen den Barranco de Gualnón begrenzende Fortsetzung senken sich jäh in den weiten tiefen Barranco de S. Juan hinab, dessen obere Hänge hellgrüne Alpenwiesen in weiter Ausdehnung einnehmen. Bei Sonnenuntergang, wo der Grund der Thäler in tiefe violette Schatten gebettet ist, während an den schroffen Felswänden der Hochgebirgskette die warme duftige Beleuchtung von unten nach oben alle Nuancen von Indigoblau bis zum glühendsten Purpurroth durchläuft, ja eine Zeitlang die ganze Kette in eine solche Purpurgluth getaucht erscheint, als bestände sie aus glühendem Erz, und wo dann diese Gluthfarbe, allmälig erbleichend, durch ein dunkles Violett ersetzt wird und endlich nur noch die obersten Schneefelder und Eiskronen der Hochgipfel wie glühende Kohlen leuchten, während die ganze Sierra bereits in nächtlichen Schatten gehüllt ist und Tausende von funkelnden Sternen an dem tiefblauen Himmel erglimmen, bietet diese grossartige Alpenlandschaft ein Bild von geradezu überwältigender Wirkung dar, welches zu schildern eine andere Feder dazugehört als die meine.

Am zweiten Tage meiner Anwesenheit machte ich am Morgen eine Excursion in das tiefe und ziemlich weite, dem Dorfe sich schief gegenüber öffnende Thal des Barranco de Castillejo, welches hier den langen Abhang des Jenilthales gewissermassen durchspaltet und sich vielfach gewunden zwischen steilen malerischen Kalkfelsenbergen bis gegen den Kamm der waldigen

Dehesa de la Víbora hinanzieht. Ich stieg auf dem durch dieses schöne Thal an dem rauschenden Bache nach dem Cortijo de la Víbora emporführenden Pfade eine Strecke hinan, um mich über die Oertlichkeiten jenes im Frühlinge durch grossen Pflanzenreichthum ausgezeichneten Grundes einigermassen zu orientiren, wandte mich aber dann zum Rückwege, da ich noch die am Ausgange des Barranco, wie schon erwähnt, auf hohem Felsenkegel thronende Burg von Guejar besuchen wollte. Es führt zu derselben blos ein einziger steiler, doch nicht gefahrvoller, stellenweise in das Gestein gesprengter Pfad hinan. Von dem weitläufigen Castell ist nicht mehr viel übrig als Schutthaufen und einige Mauerreste, aber die Aussicht auf das jenseits der tiefen, vom Jenil durchbrausten Schlucht in Vogelperspective liegende Dorf mit seinen grünen Terrassen und auf die gegenüber schroff emporsteigenden nackten malerischen Felsmassen des Cerro Calal wieder ebenso romantisch als lieblich und bietet auch von hier aus Guejar und sein Thalkessel ein zauberisch-schönes Bild dar.

8.
Zwischen Himmel und Erde [1]).

Der Anblick des von der Abendsonne beleuchteten Hochgebirges hatte den Wunsch, jenen erhabensten

---

[1]) Obwohl ich die in diesem Abschnitte beschriebene Excursion schon in meinem ersten Reisewerke (Bd. II, S. 90—99) erzählt habe, wenn auch nur skizzenhaft, so kann ich mir doch nicht versagen, dieselbe auch hier in ausführlicherer Weise zu schildern, da sie die interessanteste und zugleich gefahrvollste Hochgebirgstour war, welche ich in der Sierra Nevada und überhaupt in meinem ganzen Leben gemacht habe.

Theil der Sierra zu besuchen, von Neuem in mir rege gemacht. Da überdies José Ramos noch immer ausblieb und ich vor dessen Rückkehr die oberen Gegenden des Jenilthales, wo seine Hatos lagen, nicht besuchen mochte, so beschloss ich, zunächst eine dreitägige Excursion zu unternehmen, deren Ziel nichts Geringeres war, als — die Besteigung des Mulahacén. Dass diesem Bergriesen von der Nordseite nicht beizukommen sei, wusste ich bereits — der Anblick des Hochgebirges vom Canton de Montesas aus würde mich auch sofort davon überzeugt haben — ich wollte daher die Sierra überschreiten und vom Süden her ihren höchsten Gipfel erklimmen. Leider konnte ich weder über den einzuschlagenden Weg, noch über die Terrainverhältnisse jenseits der Sierra in Guejar sichere Auskunft erhalten. Bei dem äusserst geringen Verkehr zwischen diesem Ort und den fast zwei Tagreisen entfernten oberen Alpujarrasdörfern, bis wohin der Weg nur durch unbewohnte Gebirgswildnisse und unwirthliche Einöden geht, wo oft Monate lang kein Mensch den einzigen vorhandenen Pass, den Puerto de Vacares passirt, ist es nicht zu verwundern, dass die Bewohner der am Nordabhang der Sierra gelegenen Ortschaften von den jenseits derselben herrschenden Verhältnissen nichts wissen, und umgekehrt die Alpujarreños keine Kunde von der Nordseite des Gebirges haben. Von den Hirten ist auch nicht viel zu erfahren, da sie, wie sie selbst sagen, nicht höher im Gebirge hinaufgehen, als ihre Heerden. Nur selten erklimmen diese Leute einen Hochgipfel, aber den Kamm der Sierra überschreiten sie fast niemals. Die einzigen Personen, welche eine genaue Kenntniss beider Abhänge der Sierra haben, sind die Jäger der Montesas, deren es in Guejar zwei

gab. Leider waren beide damals gerade nicht anwesend. Ich konnte daher nur so viel in Erfahrung bringen, dass jenseits des Puerto de Vacares ein Hato gleichen Namens sei, wo ich übernachten müsste, um Tags darauf von dort aus den Mulahacén zu besteigen. Zugleich erfuhr ich, dass der Weg nach dem Puerto fortwährend am rechten Hange des Jenilthales hinführe und zwei tiefe Flussthäler, dasjenige des Rio de Maydena und den Barranco de Vacares kreuze. Meinem guten Glück und meinem eigenen Ortssinn vertrauend — eine nur irgend brauchbare Specialkarte der Provinz von Granada gab es damals nicht, geschweige denn von der Sierra Nevada — verliess ich, mit Proviant auf drei Tage versehen, am frühen Morgen des 22. August zu Pferde in Vicente's Begleitung Guejar, um mich nach dem erwähnten Hato zu begeben.

Der Weg führte uns zunächst ostwärts zu dem an der Mündung des Maydena gelegenen Hammerwerke el Martinete hinab. Der genannte Fluss durchströmt ein weites gen NO. sich hinanziehendes Thal, welches am linken Ufer von der Loma de Maydena, einem langgestreckten Bergrücken und im untersten Theile von dem massigen, auch hier in schroffen Felsenlehnen abstürzenden Cerro Calal, am rechten dagegen von einem weit höhern, bereits aus Glimmerschiefer bestehenden Kamme, der Loma de Hóyola begrenzt wird. Der lange grossentheils mit buschiger Waldung der filzblättrigen Eiche bedeckte Hang dieses gegen die Mündung des Maydena steil abfallenden Gebirgsrückens wird die Dehesa de Hóyola genannt. Vom Hammerwerke aus windet sich der hier nicht zu fehlende Weg steil an diesem waldigen Abhange hinan, herrliche Aussichten auf die Thäler des Maydena und

Jenil, sowie auf den Cerro Calal darbietend. Nachdem wir aber die Waldgrenze überschritten und die Höhe ziemlich erklommen hatten, wandte sich der Pfad nach rechts und lief nun fortwährend bergauf, bergabsteigend an dem sehr steilen, mit Schiefergerölle überschütteten oder von Felsen starrenden und von vielen kleinen Barrancos durchfurchten Hange des Jenilthales hin, in dessen hier sehr engem, kaum zugänglichem Grunde wir den sich vielfach schlängelnden Fluss über und zwischen sein Bett versperrenden Felsen wild schäumen sahen und brausen hörten. Die Wanderung auf diesem Wege bot zwar ununterbrochen prachtvolle und grossartige Ansichten der gegenüberliegenden noch höher anschwellenden Dehesa de S. Juan und auf die hochthronende, malerische Felskuppe des Peñon de S. Francisco dar, aber der Weg selbst war, namentlich an den Hängen der vielen Schluchten, wo er aus förmlichen Felsentreppen zu bestehen pflegte, so grauenhaft, dass ein so geübtes und sicher schreitendes Pferd wie das meinige dazu gehörte, um auf demselben fortzukommen, ohne die Füsse zu brechen. Allmälig wurde der Pfad immer unscheinbarer, namentlich an den Gerölle- und Geschiebelehnen, wo er hin und wieder auf dem glitzernden Glimmerschiefersande fast ganz verschwand. Die Wanderung ging daher nur sehr langsam von statten.

Schon war die Mittagsstunde vorüber, als sich endlich der tiefe und hier weite Barranco de Vacares vor uns aufthat, in den sich der Weg jäh hinabsenkt. Wir hatten Mühe, den starken Bach zu überschreiten, jenseits dessen der Pfad wieder steil an der ebenfalls bebuschten Dehesa del Calvario hinanstieg. So heisst der Nordabhang des Calvarienberges, eines hohen

schroffen Schieferwalles, dessen südostwärts gerichteter, von hohen Felsenmauern umgürteter Vorsprung die nördliche Einfassung des engen, spaltenartigen Barranco de Veleta bildet, wie das oberste Stück des eigentlichen Jenilthales genannt wird. Nachdem wir am Bache eine halbe Stunde gerastet hatten, um zu frühstücken und namentlich das Pferd ausruhen und grasen zu lassen, setzten wir um zwei Uhr unsere Wanderung weiter fort. Zwischen dem in der Hauptsache ebenfalls von der genannten Eichenart gebildeten Buschholze verloren wir bald den immer unscheinbarer werdenden Pfad. Nach einigen Kreuz- und Querzügen verrieth aufsteigender Rauch die Nähe von Menschen und bald erblickten wir, seiner Richtung folgend, ein Hato, dessen Hirten eben beschäftigt waren, ihr Mittagsmahl zu verzehren. Mit Ausnahme einiger Leute, die wir bei einem am Abhange der Loma de Hóyola stehenden Sommercortijo [1]) getroffen hatten, waren diese Hirten die ersten Menschen, welche wir seit der Mündung des Maydena erblickten. Nicht wenig verwundert über unser plötzliches Erscheinen zeigten sie uns doch nicht das geringste Misstrauen, ja luden uns sogar ein, ihr wie gewöhnlich aus Puffbohnen und Ziegenmilch bestehendes Mittagsbrod mit ihnen zu theilen. Während wir dieser Einladung Folge leisteten, erkundigte ich mich bei ihnen

[1]) Man unterscheidet Sommer- und Wintercortijos. Nur letztere, stets wirkliche Gehöfte, sind das ganze Jahr hindurch bewohnt, während erstere, immer bei Feldern gelegen, blos als Unterkunftshäuser für die Feldarbeiter, besonders zur Erntezeit, dienen. Dieselben pflegen deshaib nur aus einem einzigen, meist kleinem Hause zu bestehen und auch nur einen einzigen mit einem Feuerherde und mit Lagerstätten versehenen Raum, oder höchstens nebenbei noch einen Stall zu enthalten.

nach dem Wege zum Puerto und nach dem Hato de Vacares. Allein auch diese Leute, welche aus dem Dorfe Jerez im Marquesado waren, vermochten mir keine genügende Auskunft zu ertheilen; wohl aber erbot sich einer der Hirten, mich zum nächsten etwa 300 M. höher gelegenen Hato zu führen, dessen Hirten mir wohl bessern Bescheid würden geben können. Nach fünf Uhr erreichten wir diese dem Gipfel des Calvario nahe gelegene Hirtenstation. Der zum Glück anwesende Mayoral unterrichtete mich auch in zuvorkommendster Weise über den einzuschlagenden Weg, verhehlte mir aber nicht, dass auch er nicht genau wisse, ob das gesuchte Hato sich diesseits oder jenseits des Passes von Vacares befinde, da er selbst noch nie bis zu dem Puerto hinauf gekommen sei. Ein Hato sei noch am jenseitigen Abhange des Calvarienberges, das läge aber nicht am Wege nach dem Puerto, auch noch entfernt von diesem und könne daher nicht das Hato de Vacares sein. Jedenfalls hätten wir aber Ursache, uns zu beeilen, wenn wir heute noch den Pass überschreiten und ein jenseits desselben gelegenes Hato aufsuchen wollten.

Da der Weg von nun an gangbarer wurde und ziemlich sanft sich an dem von losem Schiefergerölle bedeckten Hange hinanzog, so bestieg ich mein Pferd, um rascher vorwärts zu kommen. Wir eilten, so viel wir konnten, allein der Abhang, welcher uns die Ansicht der Hochgebirgskette entzog, wollte kein Ende nehmen. An seinem hohen Kamme zeigten sich bereits einzelne Schneefelder. Schon stand die Sonne dem Horizont nahe als wir den Kamm des felsigen Gebirgsrückens erreichten, wo wir durch den plötzlichen Anblick der uns nun ganz nahen, blos noch durch ein weites Thal

von uns geschiedenen Hauptkette nicht wenig überrascht wurden. Fast erschreckt durch die wilde Grossartigkeit dieser Hochalpenlandschaft — denn die Sierra stieg ganz unvermittelt, sozusagen, zum Greifen nahe aus der zu unseren Füssen liegenden Thalschlucht in fürchterlichen Steilhängen und Felsenmauern wohl über 1000 M. empor — hielt ich mein Pferd an, um mich über die Beschaffenheit dieses erhabensten, mir bisher noch ganz unbekannt gebliebenen Theiles der Hauptkette zu orientiren. Wir standen zu Häupten einer ungeheuer weiten gegen Osten sich zu dem hier niedrigen Kamm der Sierra hinanziehenden Thalmulde, welche fast gänzlich mit üppig grünen, hier und da durch Geröllemassen unterbrochenen Alpenmatten erfüllt und von zahlreichen von oben herabrieselnden Bächen bewässert war. Westwärts verengte sich dieses schöne Wiesenbecken in eine tiefe nachtschwarze schauerliche Felsenschlucht, wie ich später erfuhr, den Barranco del Real. Uns gegenüber aber wurde dasselbe von steilen Fels- und Geröllelehnen begrenzt, auf denen der breite, riesige, in fürchterlich schroffen Felsenterrassen abstürzende Hochgipfel des Alcazaba thront, und welche von vielen Schluchten durchfurcht sind, durch die hoch oben entspringende Bäche in weissen Schaum aufgelöst herniederstürzen, um sich mit dem aus den Bächen der Wiesenmulde entstehenden, in den Barranco del Real hinabströmenden Flusse zu vereinigen. Weiter westlich erhob sich die gewaltige abgestutzte Pyramide des Mulahacén, welcher mit dem Alcazaba durch einen langen zackigen, eine scheinbar senkrechte Felsenmauer von ungeheurer Höhe bildenden Grat verbunden ist. Schon übergoss die untergehende Sonne diese Felsmassen mit purpurner Gluth

und noch hatten wir den Pass von Vacares, welcher jenseits der Wiesenmulde liegen musste, nicht erreicht. Rathlos, denn auch der Weg verschwand auf den nassen Wiesen, blickten wir in der weiten Wildniss umher, wo nichts die Nähe von Menschen verrieth. Da aber jene Wiesen doch als Weideplätze benutzt werden mussten, so griff ich zu demselben Mittel, wie im Corral de Veleta, um mich zu überzeugen, ob deren Hirten in der Nähe seien, und feuerte einen Pistolenschuss ab. Kaum war derselbe verhallt, als zwei Wolfshunde hinter einer in geringer Entfernung zu unserer Rechten beginnenden niedrigen Felsenmauer hervor- und mit wüthendem Gebell auf uns losstürzten. Ein kräftiges „fuera!" und einige Steinwürfe veranlassten sie zur Umkehr und nun erblickte ich einen hochbejahrten Hirten, welcher hinter derselben Felsenecke hervorgetreten war und auf seine Flinte gelehnt uns aufmerksam betrachtete. Ich ritt zu ihm hin, grüsste und fragte ihn nach dem Puerto de Vacares, da ich noch heute die Sierra überschreiten wolle. Kopfschüttelnd erwiderte der alte Mann, dem ein fast weisser Vollbart ein sehr ehrwürdiges Ansehen verlieh, mit der rechten Hand nach dem Mulahacén zeigend:

„Sehen Sie dort den Nebel, welcher hinter jenen Felszacken, links vom Mulahacén auftaucht?"

Mit grösster Anstrengung meiner Augen konnte ich endlich einen leichten Dunst an dem genannten Punkte constatiren.

„Gut, mein Herr, dort jenseits liegen die Lagunas de la Caldera. Wenn die Lagunen dampfen, gibt es Sturm. Ich rathe Ihnen, von Ihrem Vorhaben abzustehen."

Ich bemerkte, dass ich doch irgendwo eine Unterkunft für die Nacht suchen müsste und bat ihn deshalb, mir den Weg nach dem Passe von Vacares zu zeigen, um noch vor Einbruch der Nacht das gleichnamige Hato erreichen zu können.

„Der Puerto de Vacares liegt vor Ihnen, mein Herr,“ — entgegnete der Hirt, auf eine Einsattlung des Geröllkammes deutend, welcher sich von der breiten Pyramide des Cerro de Vacares ostwärts erstreckt — „ein Hato de Vacares gibt es aber gar nicht, sondern blos eine Höhle in jener Felsenmauer, welche den Namen Póyos de Vacares führt. Diese Höhle dient Hirten von Lanteira im Marquesado als Hato, deren Mayoral ich bin. Wollen Sie diese Nacht mein Gast sein, so folgen Sie mir. Wiewohl unsere Höhle ein schlechtes Unterkommen für einen „Caballero“ bietet, so dürften Sie doch schwerlich ein besseres Nachtquartier finden, denn es gibt hier herum kein Hato mehr diesseits der Sierra!“

Auf meine Frage, ob denn gar keine Hirtenstation jenseits des Gebirgskammes existire, wo ich übernachten könne, da mir daran gelegen sei, den Mulahacén möglichst nahe zu haben, erwiderte der Mayoral:

„Allerdings giebt's da drüben ein Hato, nämlich das Hato de Gualchos, wo Hirten von Trevélez ihre Herden weiden. Wo dasselbe aber eigentlich liegen mag, kann ich Ihnen nicht sagen, da ich noch niemals über den Pass von Vacares hinausgekommen bin. Wenn Sie übrigens Morgen zeitig früh aufbrechen, vorausgesetzt, dass die Witterung dies erlaubt, so können Sie, mein' ich, den Mulahacén besteigen und, wenn nicht zu uns, doch in irgend ein jenseits gelegenes Hato zurückkehren, denn es kann vom Passe von

Vacares nicht mehr gar so weit nach dem Mulahacén sein. Heute ist es zu spät, den Pass noch zu überschreiten, denn, sehen Sie, schon erlischt der Sonnenschein an den höchsten Steinen.“

Der Mann hatte Recht, schon hüllten sich die Thäler in Dämmerung und erglommen die Sterne am Himmel, indem eben die obersten Felszacken und Eismassen des Alcazaba und Mulahacén, welche bisher noch glühend roth beleuchtet gewesen waren, erbleichten. Ich nahm daher das Anerbieten des alten Hirten dankbar an, stieg vom Pferde und schritt mit jenem voraus, während Vicente das ermüdete Thier am Zügel führend folgte. Der eingeschlagene Pfad brachte uns bald zum Anfang der erwähnten Felsenmauer, an deren Fusse er, sich abwärts senkend, hinlief, und welche, je weiter westwärts, desto höher und gewaltiger sich emporthürmte. Dieselbe erscheint einer cyklopischen Mauer von kolossalsten Dimensionen nicht unähnlich, indem sie aus lauter riesigen, über einander geschichteten Schieferplatten und Blöcken besteht, was ihre Benennung „Póyos“, d. h. Steinbänke, veranlasst haben mag. Unmittelbar neben dem schmalen, mit Ziegenmist bedeckten Wege begann ein Gerölle- und Felsabhang, welcher sich steil zu der grausigen Schlucht des Barranco del Real hinabzieht. Gegenüber erheben sich sehr lange Gerölle- und Sandhalden, die sich, von Felsabstürzen unterbrochen, bis zu den kolossalen Felsterrassen und Felsenmauern des massigen, hoch in den Himmel emporragenden Alcazaba und des erwähnten Grats hinanerstrecken und durch viele von Bächen durchrauschte Schluchten durchfurcht sind. Als wir beinahe den südlichsten, fast senkrecht in furchtbar zerklüfteten Felsmassen zum Barranco del Real hinab-

stürzenden Vorsprung der Póyos erreicht hatten, zeigte sich eine von losem Mauerwerk eingefasste, dunkle Oeffnung, der Eingang zur Höhle, vor welcher auf einem Felsblock ein Hirt sass, der seine Escopeta putzte. Der Mayoral rief in die Höhle hinein, worauf zwei andere Männer aus deren dunklen Schlunde auftauchten, denen er befahl, das Pferd in eine benachbarte Kluft zu führen, die als Stall für seine Esel diente, mir bedeutend, ihm in die Höhle zu folgen.

Der die Augen beizende, von dem halb verloschenen Feuer aufsteigende Rauch, welcher die Höhle erfüllte, verhinderte mich anfangs, irgend etwas in ihrem düsteren Raume zu erkennen. Nachdem aber der Mayoral die glühenden Kohlen geschürt und dürres Reissig darauf geworfen hatte und nun eine helle Flamme emporloderte, bemerkte ich, dass ich mich in einem ziemlich weiten, wenn auch niedrigen Raume befand, welcher den Hirten gleichzeitig als Wohnung und Lagerstätte und zur Aufbewahrung der zur Käsebereitung erforderlichen Geschirre, sowie der fertigen Käse diente, die hoch aufgethürmt in den Winkeln der Höhle standen und der darin befindlichen Luft ein nicht eben angenehmes Aroma verliehen. Es gehörten zu diesem Hato ausser dem Mayoral sechs Hirten, von denen zwei bei den Herden waren, welche am jenseitigen Abhange der Felsenmauer in Hürden eingeschlossen und von Wolfshunden bewacht die Nacht zubringen, während sie am Tage auf die benachbarten Wiesen von Vacares getrieben werden. Vom Wege, auf dem ich gekommen, hatte ich diese Herden nicht sehen können. Nachdem sich alle Hirten in der Höhle versammelt hatten, wurde der in die Kohlen eingegrabene Topf mit dem bewussten Bohnengericht herausgehoben, dessen Inhalt in einen



grossen, irdenen Napf geschüttet und dieser auf einen als Tisch dienenden Felsblock gestellt, worauf die Hirten um denselben sich lagerten, um ihre Abendmahlzeit zu verzehren. Auch ich und Vicente nahmen auf die Einladung des Mayoral daran theil, da wir Ursache hatten, mit den mitgebrachten Lebensmitteln haushälterisch umzugehen. Nur den Weinschlauch liess ich unter den Hirten kreisen, welche, ihn nach Landessitte hoch über den offenen Mund des zurückgebeugten Kopfes haltend, aus dem durchbohrten Stöpsel einen dünnen Strahl Wein in ihre Kehle fallen liessen, ein Experiment, dass ich nie fertig bekommen habe. Natürlich hatte ich mir durch den Wein und ein Dutzend gespendeter „cigarros puros" sofort alle Herzen gewonnen.

Nach beendeter Mahlzeit ging ich wieder hinaus. Mittlerweile war der Mond hinter dem Puerto de Vacares emporgestiegen und nun bot die über alle Beschreibung grossartige Hochalpenlandschaft mit ihren silberglänzenden Schneefeldern, ihren mild beleuchteten Felsenmassen und in tiefe Nacht gebetteten Schluchten, aus denen das Rauschen und Brausen der Gewässer empordrang, einen so zauberhaften Anblick dar, dass ich mich in eine Märchenwelt versetzt glaubte. Noch herrschte tiefe Stille in der Atmosphäre, allein der vom Mayoral prophezeite Sturm blieb nicht aus, denn gegen Mitternacht hatte sich der Himmel durch hinter der Kette emporsteigende Nebel getrübt, worauf bald ein furchtbarer Südoststurm von dem Kamme des Gebirges herniederraste, welcher den Flugsand der Abhänge bis in unsere Höhle hineinwehte. Bevor dieses Unwetter losbrach und ich mein in einem Winkel der Höhle aus Ziegenfellen und den Satteldecken meines Pferdes be-

reitetes Nachtlager aufsuchte, verbrachte ich mit dem Mayoral beim Scheine eines an einer Felszacke aufgehängten Candils neben der Feuerstätte sitzend und eine Cigarette rauchend, noch ein halbes Stündchen im Gespräche mit diesem erfahrenen Manne. Neugierig lauschte er meiner Erzählung von meiner fernen Heimat, von dem Zwecke meiner Reise und meinen bisherigen Wanderungen.

„Da kennen Sie die Sierra ja viel besser als ich selbst, der ich seit 30 Jahren hier jeden Sommer zugebracht habe. Dennoch möchte ich Ihnen rathen, sich jenseits des Gebirges nicht auf gutes Glück, nicht ohne Führer in die Schneeregion hinauf zu begeben, sondern lieber zuvor das Hato de Gualchos aufzusuchen, das vom Puerto nicht gar weit entfernt sein kann. Es könnte Ihnen sonst da drüben übel ergehen.“

Hätte ich doch dem wohlgemeinten Rathe des braven Mannes gefolgt und seiner Warnung Gehör gegeben! — Er wünschte mir dann ein freundliches „bonas noches“, löschte die Lampe und streckte sich auf sein Lager. Auch ich folgte seinem Beispiele, konnte aber lange nicht einschlafen, anfangs weil ich zu aufgeregt war und dann des losbrechenden Sturmes wegen, welcher mehrere Stunden lang tobte. Erst dann versank ich in einen leichten Schlummer, aus dem mich das Geräusch der aufstehenden Hirten wieder erweckte.

Noch war die Sonne selbst auf dem Kamme der Sierra nicht aufgegangen, der Himmel aber wolkenlos, die Luft klar, ruhig und warm. Auf meine Frage, was wohl für Wetter zu erwarten sei, heftete der Mayoral lange seine Blicke auf die Gipfel des Hochgebirges.

„Ein Gewitter haben Sie heute wohl nicht zu

befürchten — sagte er sodann —, dass es aber da droben auch so ruhig hergeht, wie hier unten, möchte ich bezweifeln. Sie müssen bedenken, dass wir uns hier unter dem Winde befinden. Wollen Sie übrigens die Besteigung des Mulahacén wagen, so rathe ich zu baldigem Aufbruch. Ihr Pferd können Sie ruhig hier lassen, denn wer kann wissen, ob es im Hato de Gualchos gut aufgehoben sein wird und ob Sie dahin zurückkehren."

Der Rathschlag des alten Mannes leuchtete mir ein. Ich befahl daher meinem Diener, sogleich Thee für mich zu bereiten, während dieser, der solches Gebräu verschmähte, eine Quantität eines bei den Spaniern sehr beliebten anishaltigen Branntweins aus seiner Feldflasche in ein Gefäss mit Wasser goss und die durch den Branntwein sich milchig färbende Flüssigkeit als Desayuno trank, wie das die Granadiner oft zu thun pflegen. Sodann belud er sich mit der Alforja, in deren Taschen Lebensmittel für einen Tag und eine kleine Bota mit Wein gesteckt worden waren, während ich meine Botanisirbüchse und Pistolen trug und so machten wir uns bald nach Sonnenaufgang auf den Weg nach den Wiesen von Vacares. Da wieder ein sehr heisser Tag werden zu wollen schien, so hatten wir uns sehr leicht, nur in Leinwandjacken, gekleidet. Der Mayoral rieth mir, wollene Decken mitzunehmen, was ich aber als zu unbequem beim Botanisiren nicht thun mochte und obwohl ich dies später zu bereuen Grund hatte, so war es doch gut, dass wir keine Decken mitgenommen hatten, da uns dieselben bei der fürchterlichen Kletterpartie, die im Buche des Schicksals beschlossen war, nur hinderlich gewesen sein würden, ja uns leicht hätten gefährlich werden können.

Leider liess ich mich durch die überaus reiche Vegetation der Prados de Vacares, die ich ja auf der Rückkehr hätte durchforschen können, verleiten, hier längere Zeit zu botanisiren. Freilich standen hier hochinteressante, von mir noch nie gesehene Gewächse in voller Blütenpracht, unter andern ein ganze Bestände bildender schöner rother Fingerhut, welcher mir von dem gewöhnlichen (*Digitalis purpurea*) verschieden zu sein schien und der sich auch wirklich als eine ganz neue Art herausgestellt hat (*D. nevadensis Kunze*). Auch war das Emporsteigen auf den schlüpfrigen Alpenwiesen, die kein Ende nehmen wollten, beschwerlich und so erreichten wir erst gegen neun Uhr die Höhe des 3077 M. über dem Meere gelegenen Puerto de Vacares. Hier empfing uns ein heftig wehender kalter Südostwind, auch war die Aussicht gegen Süden schlecht, denn nicht allein lagerten Wolkenmassen über dem Meere, sondern es waren auch die Thäler und Kämme der Alpujarras in einen leichten Nebelschleier gehüllt. Der weissliche Schimmer des Meeres verrieth, dass es auch dort stürme. Etwa 100 M. unter dem Passe liegt an dessen Südseite in einer kesselartigen Mulde die Laguna de Vacares, ein fast zirkelrunder Alpenteich, der keinen sichtbaren Abfluss besitzt und für unergründlich tief gilt. Die Bewohner der Sierra behaupten, dass diese Lagune die eigentliche Quelle des Jenil sei, was schon wegen der Lagerungsverhältnisse des Glimmerschiefers unmöglich ist. Jedenfalls hat sie einen unterirdischen Abfluss nach Süden, welcher sich in den Fluss ergiesst, der weiter unten in dem an der Mulde des Teiches beginnenden Thale aus zahlreichen zusammenrinnenden Bächen entsteht.

Um mich zu orientiren, erstiegen wir den nahe

gelegenen Cerro de Vacares, dessen breit pyramidale, fast auf allen Seiten mit Schiefergerölle bedeckte Kuppe leicht zu erklimmen ist. Vergeblich strengten wir unsere Augen an, um in jenem von der Lagune aus sich südostwärts weithin erstreckenden Thale irgend ein Hato zu erblicken. Obwohl wir den nach Trevélez führenden Saumpfad weit hinab im Thale verfolgen konnten, so verriethen doch weder weidende Heerden noch Roggenfelder die Nähe von Menschen. Das Hato de Gualchos musste daher entweder noch weit entfernt sein oder wo ganz anders liegen. Westwärts verdeckte der in geringer Entfernung sich emporthürmende, auch hier und gegen Süden in mächtigen Felsenterrassen abstürzende Alcazaba die Aussicht. Wir bemerkten nur, dass über den vom südlichen Fusse dieses Hochgipfels entspringenden, sich weit gen Südost erstreckenden Bergrücken ein entfernterer und beträchtlich höherer, von jenem offenbar durch ein weites Thal geschiedener Bergwall emporragte, den wir beide für die Loma del Mulahacén, d. h. für den lang gestreckten Südabhang dieses Bergriesen hielten, welcher, wie ich vom Picacho aus gesehen, unmittelbar von seinem Gipfel aus beginnt. Das zwischen beiden Kämmen befindliche Thal musste also der Barranco de la Caldera sein. Da weit und breit keine Spur einer menschlichen Ansiedlung zu sehen war und ich die Entfernung des Mulahacénkammes in der Luftlinie auf zwei Stunden taxirte, demnach vermeinte, denselben in etwa fünf Stunden, d. h. bis zwei Uhr erreichen zu können, in welchem Falle noch genug Zeit war, wieder nach den Póyos zurückzukehren, so beschloss ich, trotz des heftigen und kalten Windes die Besteigung des Mulahacén zu wagen.

Wir eilten raschen Schrittes am entgegengesetzten Hange des Cerro de Vacares hinab und suchten nun, uns möglichst in der Kammhöhe haltend, quer über die ziemlich steilen, theils felsigen, theils mit Geschiebe bedeckten Lehnen, welche das Becken der Lagune umgeben, nach der von der Alcazabakuppe ausgehenden Loma zu gelangen. Das war auch ohne Gefahr zu ermöglichen, allein der gänzliche Mangel eines Pfades an den steilen Lehnen liess uns nicht so schnell vorwärts kommen, wie zu wünschen gewesen wäre, so dass beinahe schon die Mittagsstunde herangekommen war, als wir die andere Seite des breiten Kammes jenes Bergrückens erreichten. Vor uns eröffnete sich nun in der That ein weites und tiefes Alpenthal, in dessen oberstem kesselförmig erweitertem Theile gerade zu unseren Füssen zwei ziemlich grosse Lagunen nahe bei einander lagen. Wir hielten dieselben für die Lagunas de la Caldera und den gegenüber hoch emporragenden, mit Schneefeldern bestreuten Bergrücken für die Loma del Mulahacén. Die weit nach Süden vorspringenden, zu unserer Rechten emporsteigenden Felsterrassen des Alcazaba mussten uns die Ansicht des Mulahacéngipfels entziehen. Das Kesselthal war nicht zu umgehen, da hier der Abhang des Alcazaba in steilen Felsenmassen bis fast zu dessen Sohle abstürzte. Wir mussten uns daher entschliessen, zu den Alpenseen hinabzusteigen, das breite Thal zu kreuzen und sodann den sehr langen und steilen Hang des gegenüberliegenden Bergwalles zu erklimmen. Ohne Schwierigkeit und rasch kamen wir über die Geröllelehne zu den Lagunen hinab, welche wieder von einer breiten Zone silberglänzender *Plantago nivalis*, gestickt mit den blauen Blumen der hier noch immer in Tausenden

von Exemplaren blühenden *Gentiana acaulis* und *G. alpina* umgeben waren. Da wir mit Recht vermutheten auf unserer weiteren Wanderung kein Trinkwasser mehr antreffen zu können, so machten wir hier Halt, um uns durch ein reichliches Mittagsmahl zu den unser noch harrenden Strapazen zu stärken. Hier unten waren wir geschützt gegen den Wind, die Luft war ruhig und heiss schien die Mittagssonne auf uns hernieder. Da nach der Aussage eines Herrn in Granada, welcher den Mulahacén von dem Dorfe Bulion im Poqueirathale aus bestiegen hatte, ein betretener Saumpfad an der Loma des Mulahacén weit hinauf führen und an deren Westabhange mehrere Hatos gelegen sein sollten, so war die Möglichkeit geboten, wenn wir auch erst spät am Nachmittag auf den Gipfel hinaufkämen, jenen Weg abwärts verfolgend in einem jener Hatos die Nacht zuzubringen. Vicente war damit einverstanden und so machten wir uns gegen ein Uhr wohlgemuth auf die Wanderung.

Aber je höher wir an dem entgegengesetzten Hange hinanstiegen, desto mehr schien derselbe zu wachsen und sein Kamm sich zu entfernen. Absichtlich schlug ich eine rein westliche Richtung ein, um möglichst hoch oben auf den Kamm zu gelangen, dessen starke Wölbung uns jede Aussicht nach oben hin benahm. Wir kletterten an einem von oben herabkommenden Bache bis zu dessen in einer sumpfigen, von Schneefeldern umringten Mulde gelegenen Quelle hinan, aber noch immer thürmte sich der Abhang, immer steiler und felsiger werdend, hoch über unseren Köpfen empor. Zugleich erschwerten die allmälig sich einstellenden Athembeschwerden das Emporklimmen; wir mussten oft ausruhen und der Wind blies immer heftiger und

kälter. Endlich — es war bereits halb fünf Uhr! — erreichten wir die Höhe des hier schmalen Kammes. Aber wer beschreibt mein Entsetzen, als ich jetzt vor uns ein grandioses, tiefes Kesselthal mit vier grossen Lagunen und jenseits desselben die noch hoch in den Himmel emporragende Pyramide des Mulahacén erblickte! — Wir befanden uns nach wie vor, und zwar jetzt am westlichen Fusse der ungeheuer breiten Alcazabakuppe, dessen die Thäler des aus jenen beiden Lagunen entspringenden Rio de Alcazaba und des Barranco de la Caldera trennende Loma wir für diejenige des Mulahacén gehalten hatten, in einer Höhe von ca. 3400 M. Unmittelbar vor uns, nordwärts, erhob sich die spitze, eigentlich nur den westlichen Vorsprung des Alcazaba bildende Felspyramide des Cerro de la Caldera. Eine Besteigung des Mulahacén war natürlich nicht mehr möglich, sondern es galt nun an den Rückweg und an ein Nachtquartier zu denken. Da aber war guter Rath theuer! Denselben Weg, den wir gekommen waren, wieder zurückzulegen, um uns nach den Póyos de Vacares zu begeben, war ganz unausführbar. Hatten wir doch vom Cerro de Vacares aus, die halbstündige Mittagsrast abgerechnet, fast sieben Stunden Zeit bis hierher gebraucht; wir mussten also, noch bevor wir die Hälfte dieser Tour zurückgelegt hatten, unfehlbar von der Nacht überrascht werden und konnten, bevor der Mond aufging, uns leicht verirren. Dazu kam, wie wir jetzt mit Schrecken bemerkten, dass aus den Alpujarrasthälern immer grössere Nebelmassen aufstiegen, welche, von dem heftigen Südostwinde getrieben, sich immer höher in den Gründen und selbst an den Hängen der Sierra emporwälzten. Binnen wenigen Stunden konnte der ganze Südabhang

der Sierra mit dichtem Nebel bedeckt sein, der alle Orientirung unmöglich machte, in welchem wir uns unfehlbar verirren mussten. Aus demselben Grunde war es auch unthunlich, der Loma folgend auf gut Glück nach den Alpujarrasthälern hinabzugehen, denn hier gab es keinen Pfad und ob wir nach einem Hato oder Dorf gelangen würden, war mindestens sehr zweifelhaft. In der That hätten wir auch keine Ansiedlung getroffen, da an beiden Hängen dieser Loma keine Hatos liegen, und wären schliesslich in finsterer Nacht an die steilen Felsenmauern gekommen, welche das tiefe Thal des Rio de Trevélez einfassen. So weit wir das Calderathal und seine Abhänge überblicken konnten, war keine Spur vom Dasein des Menschen zu gewahren, nichts zu sehen als graues Schiefergerölle, schwarze Felsmassen, riesige Schneefelder und darüber der unheimliche schwarzblaue Himmel! Ich fand hier eine schon auf dem Picacho gemachte Beobachtung bestätigt, dass nämlich am Südabhange die Alpenwiesen sich nicht so weit hinanziehen, wie am Nordabhange. Die nächsten, welche wir am Hange der Mulahacénloma erblickten, waren viele Stunden weit entfernt, daher schwerlich Hirten in der Nähe. Auch antwortete auf meine Pistolenschüsse kein Hundegebell. Es blieben uns daher nur zwei Auswege übrig, der eine so verzweifelt wie der andere, nämlich entweder in der Schneeregion zu übernachten, oder — den Abstieg über die Felsenmassen des Nordabhanges hinab nach den Wiesen von Vacares zu versuchen. Hier oben oder auch weiter unten zu bivouaquiren war so gut wie sicherer Tod. Nirgends war eine Felsenkluft zu entdecken, welche uns, die wir leicht gekleidet, erhitzt und durchschwitzt waren, gegen den eisigkalten

Wind, der uns die Glieder erstarren machte, hätte schützen können. Mein Taschenthermometer zeigte blos noch 4° R. Die Temperatur konnte in der Nacht unter Null sinken und da wir kein Feuer anzumachen vermochten, denn wir befanden uns ca. 1000 Meter über der Grenze des Holzwuchses, so schien der Erfrierungstod fast unvermeidlich. Also frisch gewagt, hinab über die Felsenmauern des Nordabhanges! — Der dachförmige Felsengrat, welcher den Alcazaba, beziehentlich den Cerro de la Caldera mit dem Mulahacén verbindet, war uns ganz nahe und wenn wir den Cerro de la Caldera rechts liessen, hier zugänglich. Ich schritt voran, Vicente, welcher schon lange kein Wort mehr gesprochen und wie verzweifelt um sich schaute, folgte zögernd. Als ich aber den Grat selbst erreichte, prallte ich erschrocken zurück, denn einen solchen entsetzlichen Abgrund, wie sich hier vor mir aufthat, hatte ich bis dahin in meinem Leben noch nicht erblickt!

Ich stand am Rande einer fast senkrechten Felsenmauer von 3—400 M. Höhe, welche sich nach beiden Seiten hin bis zum Mulahacén und Alcazaba erstreckte. Tief unter derselben, getrennt von ihr durch einen langen Geröllehang, gähnte der tiefe Felsenschlund des Val de Casillas, der sich den deutlich sichtbaren Póyos de Vacares gegenüber in den Barranco del Real öffnet. Westlich davon, am Fusse der Felsenmauer des Mulahacén, schimmerte aus einem Felsenbecken die Laguna del Jenil hervor, welche für die eigentliche Quelle des Jenil gilt und deren Abfluss sich durch eine Seitenschlucht in den Bach des Val de Casillas ergiesst. Wenn ein Abstieg überhaupt möglich war, so mussten wir in diesen Barranco zu kommen suchen, aus welchem wir nach den Prados de

Vacares gelangen konnten, da, wie ich von der Höhle der Póyos aus gesehen hatte, die Hänge im mittleren Theile des Val de Casillas nur aus Alpentriften und Geröllelehnen bestehen. Nach längerem Umherspähen entdeckte ich einige Klafter unter mir, bis wohin über den hier terrassirten Anhang der Felsenmauer zu gelangen war, eine etwa 1 Meter breite Felsenkante, welche sich unter einer Neigung von 40—45° schief an der Felsenmauer bis an deren Fuss hinabzog. Hier musste zur Noth hinabzukommen sein, vorausgesetzt, dass diese Felsenkante nicht etwa von unpassirbaren Klüften durchspalten war, was ich von meinem Standpunkte aus nicht beurtheilen konnte. Ich winkte meinem Diener, zeigte ihm jenen „Montesaspfad“ und fragte ihn, ob er mir folgen wolle. Ohne ein Wort zu erwidern, nickte er nur mit dem Kopfe und kletterten wir nun beide zunächst nach der Felsenkante hinab. Mit dem Gesicht gegen die Wand gekehrt, um nicht immer in den grausigen Abgrund neben uns blicken zu müssen, stiegen wir langsam an der Felsenmauer hinunter. Oft mussten wir, wenn die Kante schmäler wurde oder die Felsenwand einen überhängenden Vorsprung bildete, uns mit den Händen an Felszacken festhalten, um da, ohne das Gleichgewicht zu verlieren, vorbeizukommen. Auch gab es Spalten zu passiren, doch glücklicherweise keine, welche nicht zu überschreiten oder zu überspringen gewesen wären, was freilich grosse Vorsicht erheischte. Glücklicherweise war die Felsenkante trocken, so dass wir mit unseren Alpargatas auf ihr festen Fuss fassen konnten, denn ein einziger Fehltritt, ein einziges Ausrutschen hätte uns unfehlbar einen Sturz in die Tiefe und somit einen schauerlichen Tod gebracht. Wir mochten etwa zur

Hälfte hinab sein, als sich über unseren Köpfen ein unheimliches Rauschen vernehmen liess. Ich blickte empor und sah einen riesigen Lämmergeier über uns schweben, welcher nicht übel Lust zu haben schien, sich auf uns zu stürzen, in welchem Falle wir verloren gewesen wären. Denn meine Pistolen würden wenig gegen dieses Ungethüm ausgerichtet haben. Bald liess dasselbe auch sein unheimliches, gellendes Geschrei ertönen. Vermuthlich befand sich in einer der Felsenklüfte sein Horst, denn dass an jenen unzugänglichen Felsenmauern Lämmergeier, Geier und Adler horsten, hatten mir die Hirten Abends zuvor erzählt. Zu unserem Glücke mochten wir uns bereits unterhalb des Horstes befinden, denn plötzlich stieg der Riesenvogel hoch in die Luft empor, dort weite Kreise ziehend.

Endlich, nach einstündigem Klettern, erreichten wir wohlbehalten den Fuss der Felsenmauer, wo wir eine Weile rasteten und hierauf den Gerölleabhang hinabstiegen. Diesen kamen wir ziemlich rasch hinunter, obwohl wir bei jedem Schritte von den nachrollenden Geschieben überschüttet wurden und oft grösseren in rasender Eile hinabrollenden Steinen, die unsere Schritte gelockert hatten, ausweichen mussten. Auf diesen Gerölleabhang folgte nach einer niedrigen, jedoch leicht zugänglichen Felsenterrasse ein noch längerer und steilerer Abhang, welcher aus tiefem Flugsande bestand. Ich erinnerte mich, Abends zuvor diesen im Mondschein einem kolossalen Schneefelde gleichenden Abhang gesehen zu haben; von hier stammte vermuthlich der Sand, den der Sturm in der Nacht bis in unsere Höhle hinein geweht hatte. Dergleichen Flugsandablagerungen sind im Schiefergebirge, wie auch in den Kalkalpen nicht selten, doch war mir eine

von so bedeutenden Dimensionen noch nicht vorgekommen. Am untern Rande der Sandlehne verriethen vorragende Felszacken einen neuen Absturz. Hinunter mussten wir, aber in gewöhnlicher Weise, aufrecht gehend, war dieser Hang nicht zu passiren, da wir beim ersten Versuch bis an die Knie in den losen Sand einsanken und ausglitten. Es blieb nichts übrig, als hinabzurutschen. Ich legte mich folglich platt auf den Rücken, nahm meinen Pflanzenspatel in die eine, meinen Stock in die andere Hand, um mit beiden mich im Sande einigermassen festzuhalten, und überliess mich, die Fersen einstemmend, meinem Schicksal. In fliegender Hast, die schwer wiegende Botanisirbüchse als Gegengewicht nachschleppend, glitt ich den steilen Hang hinab, Vicente neben mir. Glücklicherweise prallten wir unten an einen Felsen an, dass uns alle Rippen krachten, sonst wären wir über eine Felsenmauer von ca. 100 Met. Höhe hinabgeschleudert worden! Ich bin sechs Jahre später in den spanischen Centralpyrenäen über mehr als ein stark geneigtes Schneefeld „abgefahren“, aber das lässt sich mit jener Rutschpartie gar nicht vergleichen. Auf einem Schneefelde liegend kann man die Augen offen behalten und sich mittelst eines Alpenstockes leicht lenken. Das war aber auf jener Sandlehne ganz unmöglich, denn fortwährend wurden wir von Wolken des aufwirbelnden feinen Sandes umhüllt, die uns das Athmen erschwerten und uns zwangen, die Augen zu schliessen. An Händen und Füssen blutend und mit zerrissenen Kleidern rafften wir uns wieder auf und entdeckten nach langem vergeblichen Suchen endlich eine Geröllelehne, über welche wir zu dem aus der Laguna del Jenil kommenden Bach hinabklettern konnten, wo wir eine halbe Stunde

rasteten, um unsere letzten Lebensmittel, vier zerquetschte Eier und zwei Stückchen Ziegenbraten und Brod, zu verzehren, noch einige Schlucke Wein für die weitere Tour aufsparend. Die untergehende Sonne übergoss, als wir wieder aufbrachen, die nun hoch über uns befindliche, furchtbare Felsenmauer, an welcher wir herabgeklettert waren, mit purpurner Gluth; bald darauf trat die Dämmerung ein. Die Luft war aber ruhig und warm, wie schon an der Felsenmauer, da wir uns nach Ueberschreitung des Kammes unter dem Winde befanden. Dem Bache folgend kamen wir bald an die steilen, quelligen Alpentriften des Val de Casillas, über welche im Zwielicht der einbrechenden Nacht hinabzusteigen auch kein leichtes Stück Arbeit war. Und als wir uns endlich unten befanden, war guter Rath theuer, wie wir den in brausenden, schäumenden Fällen über die stark geneigte Sohle der Schlucht hinabtobenden Bach passiren sollten. Wir mussten ein gutes Stück wieder hinaufklettern, da das Thal sich abwärts in eine unzugängliche Felsenschlucht verengt, bis wir eine Uebergangsstelle fanden, und erklommen nun langsam die entgegengesetzte mit Gerölle bedeckte Thalwand. Oben angekommen befanden wir uns der Höhle der Póyos gerade gegenüber. Sie war erhellt; wahrscheinlich verzehrten die Hirten ihre Abendmahlzeit. Nachdem wir das letzte Restchen Wein getrunken hatten, setzten wir unsere mühsame Wanderung weiter fort. Glücklicherweise ging jetzt der Mond auf und leuchtete uns auf unserem Wege. Ehe wir aber die Wiesen von Vacares erreichen konnten, mussten wir noch fünf kleine Barrancos kreuzen, durch welche jene an den Abhängen des Alcazaba entspringenden Bäche, die wir Abends zuvor von fern als

weisse Schaumbänder erblickt hatten, nach dem aus den Wässern der Prados de Vacares entstehenden Fluss hinabeilen, der den schauerlichen Barranco del Real durchbraust. Glücklicherweise waren die Hänge dieser Schluchten leicht zu passiren, da sie meist aus purem Schiefergerölle bestanden, aber das fünfmalige Bergab- und Bergansteigen hatte mich so erschöpft, dass ich am ersten Bache der Wiesen von Vacares niedersank, um meinen brennenden Durst an dem eiskalten Schneewasser zu stillen. Ohne uns weiter um die Beschaffenheit des Terrains zu kümmern, schritten wir geradlinig quer durch das Wiesenbecken, zahllose Wasseradern und Sumpfstellen durchwatend, unter dem Concert des Geheules der Wölfe, welche die Póyos umschlichen, bis wir endlich auf den wohlbekannten Weg geriethen. Es war gegen eilf Uhr, als wir todtmüde die Höhle erreichten. Der wachthaltende Hirt war nicht wenig erstaunt, uns zu erblicken, denn Alle hatten geglaubt, wir würden die Nacht in einem jenseitigen Hato zubringen. Ohne ihm Rede zu stehen, bat ich ihn nur, seine Gefährten nicht zu wecken und uns die Lampe anzuzünden, worauf ich, nachdem ich noch einen tüchtigen Zug aus unserer grossen Bota gethan hatte, mich der nassen Alpargatas und Strümpfe entledigte und mich sodann auf mein bereitstehendes Lager streckte, wo ich sogleich in einen tiefen Schlaf verfiel, aus dem ich erst erwachte, als die Sonne schon hoch am Himmel stand.

Die Hirten waren mit ihrer Herde längst nach den Wiesen von Vacares aufgebrochen, nur der alte Mayoral sass, eine Cigarette rauchend, noch auf einem Steine vor dem Eingang der Höhle.

„Nun“ — sagte er freundlich, nachdem ich ihm

mein „buenos dias“ geboten — „Sie sind, wie ich höre, sehr spät zurückgekehrt. Haben Sie den Mulahacén bestiegen?“

Ich zündete mir ebenfalls eine Cigarette an, setzte mich neben ihn und erzählte ihm unsere Abenteuer. Mit gespannter Aufmerksamkeit folgte der alte Mann meiner Erzählung, mehrmals wie missbilligend sein ehrwürdiges Haupt schüttelnd. Als ich aber zu unserem Abstieg an der von der Höhle deutlich sichtbaren Felsenmauer kam, erhob er sich rasch mit dem Ausrufe: „Jesus Maria, welch' ein Wagniss!“ auf den grausigen Felsabsturz hinaufschauend, dessen vorspringende Zacken und Kanten eben von der Morgensonne beleuchtet zu werden anfingen. Nachdem ich meine Erzählung beendet, schwieg er eine Zeit lang still, dann sprach er in ernstem Tone, mir die Hand reichend:

„Ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen Glück dazu, Caballero, dass Sie unversehrt zu uns zurückgekehrt sind. Sie haben da ein Wagniss bestanden, welches zu unternehmen selbst ein Montesasjäger Bedenken tragen würde. Sicher ist vor Ihnen noch kein Mensch da drüben hinabgeklettert, es wird auch ferner dort keiner hinabsteigen. Gott und die heilige Jungfrau haben Sie sichtlich in ihren Schutz genommen. Aber, junger Herr, versuchen Sie Gott nicht zum zweiten Male, es könnte übler ablaufen. Denken Sie vielmehr, bevor Sie sich solchen Gefahren wieder aussetzen, an Ihre fernen Eltern und Geschwister, von denen Sie mir gestern Abend so viel erzählt haben. Wären Sie verunglückt, nie hätten dieselben erfahren, wo Sie geblieben, denn selbst Ihr zerschmetterter Leichnam würde von keinem Menschen gefunden, sondern eine

Beute der Geier geworden sein. Wagen Sie sich niemals wieder allein, ohne Führer in die Schneeregion; ich habe Sie eindringlich davor gewarnt. — Doch nun muss ich zu meiner Heerde. Sie wissen, dass Sie hier einen Zufluchtsort haben und soll es mich herzlich freuen, Sie wieder einmal bei mir zu sehen. „A Dios, Dios guarde á V.“

Der brave Mann schüttelte mir die Hand, warf seine Escopeta über die Schulter und verschwand bald meinen Blicken. Ich blieb aber noch längere Zeit in der Höhle, theils um die Tags zuvor gesammelten Pflanzen einzulegen, theils um die hochinteressante Vegetation der Póyos zu untersuchen und brach erst um zehn Uhr nach Guejar auf, wo wir um fünf Uhr eintrafen. Hier erregte die Erzählung unserer Abenteuer ungeheures Aufsehen. Ich erhielt sofort eine Einladung des Pfarrers, den Abend in seinem Hause zuzubringen, wo ich ausser anderen Personen auch den Alcalde und einen in dessen Hause wohnenden Oberst aus Granada mit seiner Tochter, einem bildschönen jungen Mädchen, traf. Ich musste natürlich meine verunglückte Expedition ausführlich erzählen. Als ich geendet, fand sich der hochwürdige Pfarrer ebenfalls veranlasst, eine Ermahnung, mich nicht wieder in solche Gefahren zu begeben, an mich zu richten; doch muss ich gestehen, dass seine salbungsvolle priesterliche Rede lange nicht den Eindruck auf mich machte, wie die schlichten, herzlich gemeinten Worte des greisen Hirtenmayoral.

9.

Besteigung des Cerro Calál. Excursion nach der Dehesa de la Vibora.

Schon längst hatte ich mir vorgenommen, dem so drohend auf Guejar herabschauenden Cerro Calál einen Besuch abzustatten. Nachdem daher Vicente, den ich mit einem Pflanzentransport nach Granada geschickt hatte, von da wieder zurückgekehrt war, stieg ich in seiner Begleitung am Morgen des 28. August bei prachtvollem, nur sehr heissem Wetter zu diesem vierthöchsten Gipfel der Kalkalpen hinan. Wir folgten zunächst dem von Guejar nach dem im Aguasblancasthale gelegenen Dorfe Dúdar führenden Wege, welcher sich um den westlichen, hier theilweise mit Oelbäumen bepflanzten Fuss des Calál herumschlingt, verliessen aber denselben, noch ehe wir den Kamm des breiten, beide Flussthäler trennenden Sattels erreichten, um uns zu den in der Nähe befindlichen Lagunas de la Trinchera zu begeben, von wo aus der Calál am bequemsten bestiegen werden kann. Die genannten Lagunen sind keineswegs Alpenseen, sondern ganz ordinäre Teiche, welche in einer kahlen Mulde, von Sümpfen umringt, noch innerhalb der warmen Region liegen. Ihr Abfluss bildet ein schwaches, nach dem Jenil hinabrieselndes Bächlein. Jene Sümpfe besitzen aber eine eigenthümliche und interessante Vegetation, weshalb ich längere Zeit dort verweilte. Der Cerro Calál fällt an seiner West- und Nordseite nur in stark geneigten, mit Gerölle bedeckten Lehnen ab. Der Aufstieg ist daher hier leicht möglich, aber da nirgends ein Weg durch das lose, scharfkantige Gerölle hinanführt, beschwerlich und, zumal an einem so heissen Tage, sehr

anstrengend. Am westlichen Fusse liegen verlassene und verstürzte Schächte mit Halden; es ist da früher Bergbau auf Bleierz getrieben worden, welches in jenem Jurakalk in schmalen Gängen, namentlich aber in Nestern vorkommt. Nach einstündigem Emporklettern erreichten wir die breite, abgerundete Kuppe. Bezüglich der Vegetation war die Jahreszeit schon zu weit vorgerückt, und daher wenig mehr von blühenden Pflanzen zu finden; dafür wurde ich durch eine prächtige Aussicht entschädigt. Neu war mir namentlich die Ansicht des Aguasblancasthales, welches man hier weit hinauf überschauen kann und wo gegen Westen das freundliche Dúdar jenseits des schimmerden, in anmuthigen Krümmungen zwischen Feldern und Wiesen sich hinschlängelnden Flusses aus dem grünen Kranze seiner Huerta heraufgrüsst. Mit Ausnahme dieses Dorfes und einiger am nördlichen Fusse des Calál gelegenen Cortijos vermochte ich aber keine menschlichen Ansiedlungen in dem weiten und langen Thale zu entdecken. Seine steilen, theils felsigen, theils aus Geröllelehnen bestehenden Hänge sind ganz kahl und dürr und vermögen daher nur in der duftigen warmen Beleuchtung des Südens, welche ihre zahllosen Vorsprünge und Schluchten in ein vielfach nuancirtes Blau oder Violett bettet, einen freundlichen Eindruck zu machen. Ueberraschend und grossartig ist der Ueberblick des Thalkessels von Guejar und die Ansicht der majestätischen Hochgebirgskette am schwindelnden Rande des Südabsturzes. Westwärts schaut man über die niedrigeren Vorberge der Sierra hinweg weit in die Vega von Granada hinaus, doch ist diese Stadt selbst nicht sichtbar. Nach kurzem Aufenthalte — denn die Sonne brannte fürchterlich auf der schattenlosen Kuppe —

kletterten wir an dem steileren und felsigeren Ostabhange nach dem Canton de Montesas hinab.

Zwei Tage später unternahm ich eine grössere Excursion nach der malerischen Dehesa de la Vibora, in deren waldigen Schluchten ich eine reichere Pflanzenausbeute zu machen hoffte. Aber auch hier war die Vegetation grossentheils schon vertrocknet, denn von Mitte August bis Mitte September bietet blos noch die Alpen- und Schneeregion des Hochgebirges einen frischen Pflanzenwuchs dar. Dem schon erwähnten Wege durch den malerischen Castillejosgrund folgend, kamen wir bald an einen hübschen kleinen Wasserfall, worauf der Pfad den Bach überschreitet und am steilen Ostabhange des Thales sich zu dem Cortijo de la Vibora hinanwindet. Dieses einsame, aber recht stattliche Gehöft, von dessen Bewohnern wir sehr freundlich aufgenommen wurden, hat, in einer Höhe von etwa 1300 M. über dem Meere stehend, eine ganz prächtige Lage. Wie ein grünsammtener Teppich breitet sich der lange, sich weit ostwärts erstreckende, von vielen dunkeln Schluchten durchschnittene, mehr oder weniger dicht bewaldete oder bebuschte Abhang der Dehesa unter und neben dem Cortijo aus, während westwärts fast das ganze untere Jenilthal bis gegen Granada hin mit seinen freundlichen Dörfern und Cortijos und seinen üppigen Kastanienhainen vor den Blicken des Beschauers liegt. Nordwärts verhindert die breite, höher aufragende nackte Felsmasse des Cerro Calál den Ausblick in die Ferne; nur rechts und links von derselben schaut man tief in die Thäler des Aguasblancas und Maydena hinein.

Nachdem wir im Schatten einer Eiche ein Frühstück verzehrt hatten, welches aus frischen „Reque-

sones“ mit Honig (einem gar nicht übel schmeckenden Gericht) und aus Brod nebst Ziegenmilch bestand, schlugen wir einen Weg ein, der in östlicher Richtung am Hange der Dehesa hin nach einem Sommercortijo führt und sowohl den Barranco de Castillejos als eine andere mit diesem parallele Schlucht kreuzt. Nach einstündiger Wanderung erreichten wir jenen Cortijo, wo aber kein Mensch zugegen war. Derselbe liegt nahe der Waldgrenze, unweit des Anfanges der steilen kahlen Hänge, welche sich zu dem Kamme der Dehesa und bis zu dem im Südosten sich erhebenden, bereits 2285 M. absolute Höhe besitzenden Cerro de la Vibora hinanziehen. Diese Hänge bestehen theils aus Geröllelehnen und felsigen Abstürzen, theils aus Alpentriften, wo die zum Vipernhofe gehörenden Ziegenheerden weideten. Nach mühsamem Emporklimmen gelangten wir gegen ein Uhr an den Fuss des genannten Hochgipfels, wo wir bei den Quellen eines hier entspringenden Baches rasteten, um unsere mitgenommenen Lebensmittel zu verzehren. Wir befanden uns nun bereits auf der Schieferformation und in der alpinen Region. Der von Guejar aus gesehen als eine breite flache Pyramide erscheinende Cerro de la Vibora fällt gegen die quellige Mulde, wo wir Mittag gehalten hatten, in steilen, jedoch zugänglichen Felsterrassen ab. Oberhalb derselben folgt noch eine lange, sanft geneigte Geröllelehne. Um zwei Uhr gelangten wir auf den breiten Scheitel des Berges, wo sich wieder eine weite Aus- und Fernsicht eröffnet. Fast das ganze Jenilthal, vom Barranco de Veleta bis gegen seine Mündung, lag zu meinen Füssen ausgebreitet. Nordostwärts sieht man weit in den Barranco de Vacares hinein, während gegen Osten die nahe, breite, bedeutend höhere, nord-

wärts steil abfallende Kuppe, auf welcher der Peñon de S. Francisco thront, die Ansicht des Alcazaba und Mulahacén verdeckt. Dagegen erblickt man gegen Südost wieder die ganze westliche Kette des Hochgebirges vom Picacho bis zum Cerro del Caballo. In dieser Richtung und südwärts überschaute ich überhaupt lauter mir bekannte Gegenden, nämlich den ganzen Schauplatz meiner früheren Thätigkeit, bis zur Dehesa de S. Gerónimo und dem hochragenden Trevenque.

Nach jenem Sommercortijo zurückgekehrt schlugen wir dort einen anderen Pfad ein, welcher über den waldigen Abhang der Dehesa hinab direct nach Guejar führt und mehrere reizende Waldschluchten kreuzt.

10.
Bei den Hirten von José Ramos.

Während meiner Abwesenheit war José Ramos zurückgekehrt. Kaum war ich wieder in Guejar angekommen, als mich derselbe besuchte. Er hatte sich in seinen Sonntagsstaat geworfen und nahm sich, da er ein hochgewachsener, breitschultriger Mann von etwa 40 Jahren war, in dem malerischen Costüm, welches die reichen Bauern Granadas an Sonn- und Feiertagen zu tragen pflegen, höchst stattlich aus. Er stellte, gleich seiner Frau, sein Haus „á mi disposicion", die Einladung wiederholend, in demselben meine Wohnung zu nehmen, die ich jedoch abermals aus denselben Gründen ablehnte. Aber manche Stunde habe ich dort im traulichen Gespräche mit diesem braven Manne zugebracht, der, obzwar nur ein einfacher Bauer ohne mehr als die elementarste Schulbildung, einen sehr hellen Ver-

stand besass und zugleich die Sierra Nevada und ihre Bewohner gründlich kannte. Auch pflegte ich in seinem viel Raum darbietenden Hause die gesammelten Pflanzen ein- und umzulegen. Schon seine Frau hatte mir eine offene Terrasse zum Trocknen der Pflanzen an der Luft eingeräumt. José Ramos erzählte mir sogleich, dass er den Mayoralen seiner sämmtlichen Hatos bereits Befehl gegeben habe, mich gastfrei aufzunehmen und mir bei meinen Ausflügen und Unternehmungen im Hochgebirge in jeder Beziehung förderlich zu sein. Ich beschloss daher, nicht länger mit der Erforschung der über dem linken Ufer des oberen Jenil gelegenen Hochgebirgsgegenden zu säumen und trat schon am Morgen des 2. September zu Pferde eine mehrtägige Excursion dahin an.

Ein nicht zu fehlender Saumpfad führt von dem an der Mündung des Maydena gelegenen Hammerwerke, den Jenil überschreitend, an dem linken Hange des Jenilthales hin nach dem Barranco de S. Juan, der mein nächstes Ziel war. Auch dieser Hang ist weit hinauf bebuscht und mit Bäumen bestreut. Er gehört anfangs noch zur Dehesa de la Víbora, weiter ostwärts schliesst sich an diese die Dehesa de S. Juan an, welche sich bis an den gleichnamigen Barranco erstreckt. Eine reizende Abwechslung bieten die vielen von munteren Bächen durchrauschten Schluchten dar, welche der sich allmälig bis etwa zur halben Höhe der Thalwand erhebende Pfad passiren muss. Höchst malerische Ansichten gewährte an jenem Morgen der gegenüber liegende kahle, steile und felsige, von wilden Schluchten zerrissene Abhang des Jenilthales, an welchem jener halsbrecherische Weg hinläuft, den ich bei meiner verunglückten Expedition

nach der Südseite der Sierra zweimal zurückgelegt hatte, in der duftigen Beleuchtung eines granadinischen Herbsttages. Nach dreistündiger Wanderung erreichten wir das erste und am tiefsten, jedoch schon oberhalb der Baumgrenze gelegene Hato meines gütigen Gastfreundes, welches sich noch an der Dehesa de S. Juan befindet. Da kein einziger Hirt anwesend war, so ritt ich, ohne mich aufzuhalten, weiter. Eine halbe Stunde später senkte sich der Pfad in den Barranco de S. Juan hinab, dessen entgegengesetzten, viel höher aufragenden Hang wir schon längere Zeit erblickt hatten.

Der von einem starken Bache durchrauschte Barranco de S. Juan ist der tiefste und weiteste Seitengrund auf der linken Seite des Jenilthales. Seine Hänge, von denen der linke sehr schroff und felsig ist, während der rechte eine ungeheuer breite und hohe Lehne bildet, sind, der unterste Theil des Thales ausgenommen, unbewaldet und nur etwa bis zur halben Höhe mit Strauchwerk bestreut, sonst blos mit Schiefergerölle und Felsmassen bedeckt, worauf im oberen Theile, wo auch dieses Thal sich muldenförmig erweitert, grasreiche Alpenwiesen und Weidetriften folgen, die unmerklich in das Borreguil de S. Juan übergehen. Mühsam windet sich der Weg an dem steilen felsigen Abhange zu dem Bache hinab, den er weit oberhalb seiner Mündung überschreitet, worauf er, sanfter ansteigend, am entgegengesetzten Hange emporleitet. Hier befand sich das zweite Hato, bei dem ich mich aber auch nicht aufhielt, da ich bis Mittag das höchst gelegene erreichen wollte, welches ich zu meinem Standquartier ausersehen hatte. Eine halbe Stunde weiter hinauf liegt die bereits in einer absoluten Höhe von ca. 2170 M. befindliche Cabaña vieja, die Hauptstation,

wo wir Halt machten, um zu frühstücken. Auch trafen wir hier mehrere Hirten sammt ihren Moyoral, da ein Theil der Heerde in der Nähe weidete. Die Cabaña vieja (alte Hütte) bestand damals aus einer fast runden Mauer, lose über einander gelegter Steinplatten, deren Zwischenräume mit Erde und Moos ausgestopft waren, mit einem Thüreingange. Ein aus Stangen und Baumästen errichtetes, mit Maisstroh und Reissig gedecktes und mit Steinblöcken beschwertes, spitz zulaufendes Dach mit einer Oeffnung zum Durchlassen des Rauches bedeckte den inneren Raum, weshalb dieses Hato mehr als die anderen an die Sennhütten der Alpen erinnerte. Dicht bei der Hütte fliesst ein von oben herabkommendes Bächlein vorüber, welches das erforderliche Trinkwasser spendet. Auch waren hier Tränken für das Vieh eingerichtet, weshalb die Umgebungen der auf einem Wiesenflecke stehenden Hütte von den Hufen der Ziegen ganz zertreten und in einen wahren Sumpf umgewandelt erschienen. Der aus festgestampftem Schiefersand bestehende Boden im Innern der sehr geräumigen Hütte war aber ganz trocken. Rings herum an der Mauer befand sich eine breite, aus Steinplatten errichtete Bank, welche den Hirten theils als Lagerstatt für die Nacht, theils zur Aufstellung der Milch- und Käsegeschirre und der fertigen Käse diente. Die Cabaña vieja bietet eine reizende Aussicht auf die hohe Loma de Hóyola und den gerade gegenüber in das Jenilthal ausmündenden Barranco de Vacares dar, während der rückwärts noch bedeutend höher anschwellende Hang die nicht mehr ferne Hauptkette verdeckt. Ihre Hirten begrüssten mich auf das Freundlichste und bedauerten lebhaft, dass ich nicht bei ihnen bleiben wolle. Wieder erhielt ich von ihnen frische

Requesones mit Honig als Dessert meines Frühstücks, wofür ich sie mit Wein und Cigarren regalirte.

Nach einstündiger Rast stieg ich wieder zu Pferde, da der Pfad von hier an nicht bedeutend ansteigt. Derselbe führt fortwährend an dem hier fast ganz und gar mit Schiefergerölle bedeckten Hange hoch über dem Barranco de Veleta hin, dessen schroffe Felsabstürze in geringer Entfernung von ihm beginnen. Um Mittag trafen wir in dem eine Legua von der Cabaña vieja, in der Nähe des Barranco de Gualnon befindlichen Hato de Ornilla ein, welches etwa 2300 M. über dem Meeresspiegel liegen mochte. Diese nur aus einem von einem Steinwall umgebenen Zelte bestehende Hirtenstation sollte mir zwei Tage und zwei Nächte als Standquartier dienen. Die Hirten, mit Einschluss des Mayorals im Ganzen sieben, waren eben beim Mittagsmahl und luden uns sofort ein, an ihrer Mahlzeit theilzunehmen; ja, der Mayoral, ein schon bejahrter Mann, reichte mir sogar nach andalusischer (richtiger orientalischer) Sitte den nach seiner Ansicht besten Bissen Ziegenfleisch, welchen er mit seinem Holzlöffel aus der mit Puffbohnen angefüllten Schüssel herausfischte. Natürlich musste ich diesen Bissen annehmen und essen, denn ihn zurückweisen, wäre, wie mir bekannt war, eine schwere Beleidigung gewesen, indem das Darreichen eines Bissens für eine besondere Ehrenbezeugung gilt. Da wir noch hinreichend mit Schinken und gebratenem Kaninchenfleisch versehen waren, so lehnte ich es ab, mich an dem kärglichen Mahle der Hirten zu betheiligen, denen ich ihre rohe Kost ebenfalls mit Wein würzte, wofür, wie für die gespendeten Cigarren ich feurige Dankesblicke erntete.

Nachdem ich die unterwegs gesammelten Pflanzen

eingelegt und Vicente das seiner Last entledigte Pferd auf die Weide geführt hatte, wo es friedlich mit den Ziegen graste, welche über die weiten sich gegen das Borreguil de S. Juan hinziehenden Triften zerstreut waren, machte ich mich in Begleitung eines jungen, mir als Führer dienenden Hirten auf den Weg, um den benachbarten Barranco de Gualnón zu besuchen. Bald gelangten wir an den steilen Felsabsturz, welcher den obern Rand des linken Hanges dieses tiefen Hochalpenthales bildet. Hier harrte meiner eine prachtvolle Ansicht voll der wildesten und grandiosesten Romantik. Tief unter unsern Füssen ergoss sich der wasserreiche, aus dem Corral de Veleta kommende Bach, der sich in malerischen Krümmungen durch die hier mit saftiggrünen Alpenmatten ausgekleidete Thalsohle schlängelt, in den aus der dunkeln Felsenspalte des Barranco del Real hervorströmenden Jenil. Jenseits des Veletabaches machte sich, weil hell von der Sonne beschienen, das fünfte und am einsamsten gelegene Hato des José Ramos bemerkbar, zu dem auch jener junge Hirt gehört hatte, der mir im Corral de Veleta begegnet war. Zu meinem nicht geringen Erstaunen erfuhr ich von dem mich begleitenden Hirten, dass von jenem Hato aus, zu dem unser Weg hinleitete, ein nicht zu fehlender, allerdings sehr schlechter Pfad durch den Barranco del Real bis nach den Wiesen von Vacares führe. Entweder hatten jene Hirten aus dem Marquesado, denen die gerade über dem genannten Barranco liegende Höhle der Póyos de Vacares als Hato dient, von diesem Wege keine Kunde gehabt, oder hatte ihr alter erfahrener Mayoral mir denselben absichtlich nicht zur Rückkehr nach Guejar empfohlen, weil er innerhalb des Barranco del Real, wovon ich mich auf einer späteren Tour zu überzeugen

Gelegenheit hatte, für ein beladenes Pferd kaum oder nur mit Gefahr zu passiren ist. Nordwärts, jenseits des Barranco de Veleta, starrten die wild zerklüfteten Felsenmauern des Calvarienberges, an dessen Kamme noch einige Schneefelder schimmerten und uns gerade gegenüber der mit pittoresken Felsenmassen bedeckte, gegen den Barranco del Real schroff abstürzende Vorsprung des gewaltigen, in eine zackige Felsenmauer auslaufenden Querjoches, welches den Barranco de Gualnón von der für unzugänglich geltenden Felsenschlucht des Val de Infierno (Höllenthales) scheidet. Darüber ragten südostwärts die mächtige Pyramide des Mulahacén und die massige Kuppe des Alcazaba majestätisch empor.

Der nach dem erwähnten Hato führende Pfad senkt sich südwärts steil in das wilde Felsenthal hinab, wo er den Bach etwa eine Legua oberhalb seiner Mündung überschreitet und dann sofort nach Norden umbiegt, um nach jener Hirtenstation zu gelangen. Es war dies derselbe Weg, von dem mir jener Hirt im Corral de Veleta erzählt hatte. Aufwärts ist von hier an der in gerader Richtung noch eine Meile lange Barranco unwegsam, und man daher genöthigt, dem Bache folgend, welcher fast unaufhörlich in Kaskaden und Wasserfällen über die stark geneigte Thalsohle hinabtobt, über Stock und Stein emporzuklettern, was ein mühsames und anstrengendes Stück Arbeit ist. Da selbst ein geübter und kräftiger Bergsteiger mindestens drei Stunden braucht, um vom Bachübergange bis nach dem Corral hinaufzuklimmen, und dessen Vegetation im September keine Ausbeute interessanter Pflanzen mehr zu bieten vermag, so verschob ich dessen nochmaligen Besuch auf das nächste Jahr und begnügte mich, den Barranco selbst

etwa eine gute Stunde aufwärts zu durchforschen. Er ist das grossartigste und romantischste Alpenthal an der Nordseite der Sierra Nevada. Felsenmauern von kolossaler Höhe, oben in phantastische Hörner und Zacken auslaufend, in ihren Spalten mit üppigem Kräuter- und Strauchwuchs in der malerischsten Weise geschmückt, thronen auf den steilen, zum Bache sich hinabziehenden, theils mit Gerölle, theils mit riesigen wild über einander gethürmten Felsentrümmern bedeckten Abhängen, welche ebenfalls mit einer reichen Stauden- und Strauchvegetation bekleidet sind. Wo sich die zahlreichen Schluchten, welche diese Steilhänge und Felsenmauern durchspalten, durch die nicht selten kleine Bäche, in leuchtende Schaumbänder aufgelöst, oder über senkrechte Wände als förmliche Staubbäche herabstürzen, nach oben hin muldenförmig erweitern, lag gewöhnlich noch ein Schneefeld, das einer solchen Wasserader als Quelle diente. Der Bach selbst, an dessen Ufern ausser manchen der Sierra Nevada eigenthümlichen Stauden der blaue und gelbe Sturmhut ganze Bestände bildet, theilt sich wiederholt in mehrere Arme, welche zwischen schwarzen Schieferklippen hinrennend in prächtigen Wasserfällen oder langen Reihen schäumender Kaskaden in tiefe, ruhige, blaugrüne Becken hinabstürzen, um sich daselbst wieder zu vereinigen, bildet aber auch bisweilen, ohne sich zu theilen, einen einzigen Fall über quer durch sein Bett ziehende Felsenbänke. Das Brausen des krystallhellen, fortwährend in perlenden Schaum zerstäubenden Wassers ist der einzige Laut, den man bei schönem Wetter und ruhiger Luft in diesem tief eingesenkten Thale vernimmt, dessen ernste mit blitzenden Eisdiademen gekrönte Felsenmauern im Verein mit dem

vielfach nuancirten Grün der üppigen seinen Schooss austapezierenden Vegetation und dem ätherreinen dunkelblauen Himmel ein Ensemble bilden, das jeder Beschreibung spottet.

Ich konnte nicht müde werden in den Reizen dieser hochromantischen Alpennatur zu schwelgen, doch mahnte endlich die tief stehende, unseren Augen schon lange entzogene Sonne, welche die östliche Felsenmauer in ein mit jeder Minute intensiver werdendes Rosenroth zu tauchen begann, zur Rückkehr. Schon erglänzten die Sterne erster Grösse an dem Himmel, als wir wieder zu dem Hato kamen, wo die Hirten sich zur Abendmahlzeit versammelt hatten. Diesmal nahm auch ich an ihrem frugalen Mahle Theil, weil ich den Rest des mitgebrachten Proviants für die auf den nächsten Tag anberaumte Excursion aufsparen musste. Nach dem Essen verbrachte ich noch lange Zeit neben dem lodernden Wachtfeuer sitzend im traulichen Gespräche mit den Hirten, welche der Erzählung meiner bisherigen Erlebnisse in der Sierra mit gespanntester Aufmerksamkeit lauschten, unter dem sternbesäeten Himmel, mich an der in nächtliche Dämmerung gehüllten und dennoch so reizvollen Hochgebirgslandschaft weidend. Gegenüber, jenseits der schwarzen Schlucht des Barranco de Veleta, leuchteten die Wachtfeuer jener beiden am Hange des Calvarienberges stehenden Hatos, deren Hirten mich so freundlich aufgenommen hatten; auch in weiterer Ferne, an dem breiten, dem Barranco de Vacares zugekehrten Hange der Loma de Hóyola bezeichneten mehrere Feuer die Stätten von Hirtenstationen. Gegen 10 Uhr trübte sich plötzlich der Himmel, sich mit schwarzem Gewittergewölk bedeckend, welches von dem lauen, bald zum

Sturme anschwellenden Westwinde herbeigetrieben wurde. Kaum war ich unter das schützende Dach des Zeltes geeilt, wo die Hirten fürsorglich mir schon ein weiches Lager aus Ziegenfellen auf der Steinbank bereitet hatten, als flammende Blitze das Dunkel durchbrachen, grelle Schlaglichter auf die Gebirgskämme und die Felsenmassen der Thalabhänge werfend und furchtbare Donnerschläge erschallten, denen ein langes Rollen in den Gründen und Schluchten des Gebirges folgte. Bald stürzte ein prasselnder, mit Hagel vermischter Platzregen hernieder und wäre das Zelt nicht so gut durch starke Espartoseile und Pfähle gefestigt gewesen, so würde der Sturm dasselbe über unsere Köpfe hinweggefegt haben. Nach einer Stunde hatte das Gewitter ausgetobt, der Sturm legte sich, die Sterne blickten wieder durch das rasch zerfliessende Gewölk und noch ehe Mitternacht herangekommen, war ich sammt allen übrigen im Zelte befindlichen Personen in tiefem Schlaf versunken, aus welchem mich erst die Strahlen der aufgehenden Sonne und das laute Meckern von Hunderten von Ziegen erweckten.

Auf die Gewitternacht war ein herrlicher, klarer, frischer Morgen gefolgt, der einen ebenso schönen, nur minder heissen Tag, als den vergangenen, erwarten liess. Während Vicente meinen Morgenthee am Herdfeuer bereitete, sah ich mit Interesse den Beschäftigungen der Hirten zu. Die einen waren bemüht, die durstigen, sich drängenden und über einander stürzenden Ziegen, deren es bei diesem Hato gegen 2000 gab, und welche während der Nacht in den rings um dasselbe befindlichen Hürden zusammengedrängt gewesen waren, zu den Tränken zu führen, d. h. zu rinnenförmig ausgehöhlten Baumstämmen, durch welche das Wasser einer be-

nachbarten Quelle langsam hindurchfloss; die anderen melkten die Ziegen, die fette Milch in weiten, theils hölzernen, theils irdenen „dornajos“ (Gelten) auffangend. Dies Geschäft erforderte geraume Zeit, da viele Hunderte von Ziegen zu melken waren und war noch nicht beendet, als ich meine Excursion antrat. Sobald ein Trupp Ziegen gemolken war, wurde er von einem der Hunde auf die benachbarten Weidetriften gejagt, wo sich die Ziegen nach ihrem Belieben zerstreuen konnten, und war es wirklich ein schönes Schauspiel, diese schlanken behenden Thiere in tollen Sprüngen davoneilen und an den benachbarten Felsen, in deren Spalten das ihnen am meisten behagende Gras zu wachsen schien, gleich Gemsen herumklettern zu sehen.

Das Ziel meiner heutigen Excursion war die genauere Untersuchung des Borreguil de S. Juan und des Peñon de S. Francisco, welche beide ich auf meinen früheren Streifzügen nur flüchtig besucht hatte. Den hochgewölbten, theils mit kurz begrasten Triften, theils mit Schiefergerölle bedeckten Kamm, an dessen Hange das Hato liegt, in südwestlicher Richtung überschreitend, erblickten wir bald die weite, tiefer gelegene, grüne, von vielen Wasseradern durchzogene Mulde des Borreguil de S. Juan, woselbst die zur Cabaña vieja und dem tiefer gelegenen Hato gehörenden Ziegenherden weideten. Ich verweilte hier botanisirend bis Mittag, wo wir neben einem der krystallhellen Bächleins den Rest unserer von Guejar mitgenommenen Lebensmittel verzehrten. Nun ging es hinauf zu den von dem hohen steilen Westhange der Mulde herabgrüssenden Felsmassen des Peñon de S. Francisco, die wir nach mühsamem Emporklettern um 2 Uhr erreichten. Diesmal wurden alle Klüfte und Spalten dieser mäch-

tigen Felsenkuppe abgesucht, deren seltene Alpenpflanzen mich reichlich für die ausgestandenen Strapazen entschädigten [1]). Nachdem ich mich noch einmal, auf dem höchsten Felsen sitzend, an der prachtvollen Rundsicht recht satt gesehen, traten wir den Rückweg an nach dem Borreguil, von wo ich, dem aus dessen Gewässern entstehenden Bache folgend, in den Barranco de S. Juan hinabstieg, um auch dieses Thal genauer kennen zu lernen. Auch hier ist von einem Wege keine Rede und da der Barranco streckenweise von nahe an den Bach herantretenden Felsenmauern bedeutend verengt, wird, das Hinabsteigen mitunter sehr mühsam und beschwerlich. Der obere Theil des Barranco ist ebenfalls eine wildromantische Felsenschlucht, kann sich aber mit dem Barranco de Gualnón nicht messen. Nachdem wir endlich den von Guejar kommenden Weg erreicht hatten, kehrten wir über die Cabaña vieja nach unserem Standquartier zurück, welches ich bereits am folgenden Morgen verliess, um mit meinem Pferde, das in seinen Körben die gesammelten Pflanzenschätze trug, mich wieder nach Guejar zu begeben. Tags darauf machte ich noch eine Morgenexcursion in das Jenilthal, worauf ich Nachmittags mit Zurücklassung meines Gepäckes nach Granada

[1]) Es wachsen dort unter andern: **Senecio Boissieri DC.*, welches in den Felsspalten silbergraue Polster bildet, *Senecio Duriuei Gay*, *Eryngium Bourgati Gou.* (auch in den Pyrenäen zu Hause!), *Cerastium Riaei Desmoul.*, *Spergula viscosa Lag.*, **Genista baetica Spach*, ein sehr dorniger, durch die ganze alpine Region verbreiteter Ginsterstrauch mit goldgelben Schmetterlingsblumen, **Festuca granatensis Boiss.*, **Agrostis nevadensis Boiss.* u. a. Gräser. Die mit * bezeichneten Pflanzen sind bisher nur im Königreiche von Granada gefunden worden.

ritt, theils um meine in den letzten Tagen gesammelten Pflanzenschätze dahin zu bringen, theils um Vorbereitungen zu der längst geplanten Bereisung der Alpujarras zu treffen.

11.
Uebergang über die Sierra nach den Alpuajarras. Aufenthalt in Trevélez.

Nach einem dreitägigen Aufenthalte in Granada kehrte ich am 10. September nach Guejar zurück. Während meines Verweilens in der Hauptstadt Hochandalusiens hatte wundervolles Wetter geherrscht, und nie werde ich die Nachmittagsstunden vergessen, welche ich damals in den zauberischen Hallen des maurischen Königsschlosses, unter den Säulengängen des Löwenhofes oder in dem luftigen, hoch über dem Darrothale schwebenden Tocador de la Reina sitzend, theils mit Zeichnen, theils mit der Lecture der romantischen „Guerras civiles de Granada" des Chronisten Perez de Hyta, von welchem berühmten Werke Mateo eine sehr alte Ausgabe besass und das man in der Alhambra selbst lesen muss, da diese der Schauplatz vieler von jenen Erzählungen gewesen ist, zugebracht habe. Da nämlich die Frau des „Concierge" (Schlossverwalters), Dolores [1]), eine Schwester meines Dieners war, so hatte ich zu jeder Stunde des Tages freien Eintritt in den Palast und konnte da nach Belieben, von keinem Menschen behelligt, in jenen märchenhaften Hallen und

---

[1]) Diese Dolores, damals noch immer eine sehr hübsche Frau, war dieselbe Dolores, welche Washington Irving als junges Mädchen kennen gelernt und in seinen Erzählungen von der Alhambra so anmuthig geschildert hat.

Galerien herumwandern. Ein in dem Gärtchen des Concierge befindliches, durch die Acequia de la Alhambra gespeistes und von uralten Feigenbäumen beschattetes Bassin, worin ich beiläufig eine noch unbekannte Wasserschnecke entdeckte, war mir zugleich als Badeplatz zur Verfügung gestellt.

Mit meinem Abschiede von der Alhambra schien bereits die herbstliche Regenzeit beginnen zu wollen; denn kaum war ich zu Mittag in Guejar angekommen, als ein ausgiebiger Regen, ohne vorhergegangenes Gewitter, herniederströmte, welcher den ganzen Nachmittag und Abend anhielt. Indessen prangte der Himmel am folgenden Morgen wieder im heitersten Blau und hielt von da an die schöne Witterung ununterbrochen noch mehrere Wochen lang an. Ich hatte bereits diesen Tag zur Abreise nach den Alpujarras bestimmt. Und zwar wollte ich auf einem anderen Wege, als über den Puerto de Vacares, mich dahin begeben, nämlich durch das Maydenathal nach dem im Marquesado liegenden Dorfe Jerez, und den folgenden Tag auf dem niedrigeren und frequentirteren Puerto del Lobo die Sierra überschreitend, nach Ujijar, den Hauptort der östlichen Alpujarras reisen. Allein am Abend meiner Rückkehr von Granada schickte José Ramos, der sich wieder bei seinen Heerden befand, aber von meinem Vorhaben unterrichtet war, einen expressen Boten — denselben jungen Hirten, den ich im Corral de Veleta getroffen — an mich und liess mir sagen, ich möge jenen Weg ja nicht wählen, da er in Erfahrung gebracht, dass sich am Puerto del Lobo eine Bande von „rateros“ (Strauchdieben) zusammengezogen habe, wahrscheinlich um die Leute auszuplündern, welche sich in den nächsten Tagen über jenen Pass zur „Feria“

(Jahr- und Viehmarkt) von Ujijar begeben würden. Ich möge lieber noch einen Tag warten und dann zu ihm nach der Cabaña vieja kommen, von wo er mich auf einem sicheren Wege nach dem Passe von Vacares führen lassen wolle. So ungern ich die beabsichtigte Tour aufgab, da ich voraussah, dass ich auch später die östlichen Alpujarras nicht werde besuchen können, so wäre es doch sehr leichtsinnig von mir gewesen, den wohlgemeinten Rath meines stets gut unterrichteten bäuerlichen Freundes nicht zu beachten. Ich blieb also den nächsten Tag noch in Guejar und brach erst am 12. September mit meinem schwer beladenen Pferde nach der Cabaña vieja auf, wo wir noch vor Sonnenuntergang eintrafen. José Ramos hatte für unsere Unterkunft in jenem geräumigen Hato bereits auf das Beste gesorgt, unter Anderem für eine treffliche Abendmahlzeit und ein gutes Nachtlager, doch sollte mir kein ungestörter Schlaf und keine ruhige Nacht beschieden sein. Schon gegen Abend hatte sich die Hochgebirgskette der Sierra in Wolken gehüllt, was nach der grossen Hitze des Tages ein Gewitter erwarten liess. Dieses blieb auch nicht aus, brach aber erst um Mitternacht los, begleitet von einem entsetzlichen Sturme. Ein furchtbarer Windstoss hob das Dach von der Mauer ab, es weit hinweg fegend und stürzte zugleich die Hürden um, wo ein paar Hundert Stück Ziegen eingesperrt standen. Dabei herrschte eine solche Finsterniss, dass man in der That die Hand vor den Augen nicht sehen konnte und nur die flammenden, von furchtbaren Donnerschlägen gefolgten Blitze warfen momentan grelle Lichter auf das uns umgebende Chaos und auf die gegenüber aufragende Loma de Hóyola, deren Kamm von den rabenschwarzen Wolken fast

gestreift wurde. Dass während dieses entsetzlichen Gewitters, das sich schliesslich durch ein starkes, mit Schnee und Regen gemengtes Hagelwetter entlud, ein Rudel Wölfe die zersprengten Ziegenheerden überfiel und sich in der egyptischen Finsterniss, während der Sturm heulte und der Regen herniederströmte, der unser Wachtfeuer sehr bald ausgelöscht hatte, ein hitziger Kampf zwischen den Hirten und Wolfshunden einerseits und den gierigen Bestien andererseits, denen fünf Ziegen und ein Hund zum Opfer fielen, entspann, das habe ich in meinem ersten Reisewerke (Bd. II, S. 102 ff.) ausführlich geschildert. Wie gewöhnlich im Süden, ging das Unwetter schnell vorüber und prangte am folgenden Morgen der Himmel im reinsten Azur; allein das nächtliche Abenteuer, welches uns Alle bis auf die Haut durchnässt und den Hirten viel Schaden zugefügt hatte, verzögerte meine Abreise um mehrere Stunden. Auch waren die Wege durch den starken Regenguss dermassen zerrissen und verschlämmt, dass mir für mein Pferd ernstlich bangte.

Begleitet von vier bewaffneten Hirten, unter denen sich auch mein junger Freund aus dem Corral befand, verliessen wir um acht Uhr die Cabaña vieja, um uns unter der persönlichen Führung von José Ramos zunächst auf dem schon geschilderten Wege durch den Barranco de Gualnón, nach dem in der Nähe der Mündung des Veletabaches in den Jenil gelegenen Hato zu begeben. Nachdem wir in dessen Nähe auf einem Vorsprunge des Kammes, welcher das Gualnónthal von der wilden Felsenschlucht des Teufelsgrundes trennt, inmitten der denkbar grandiosesten Hochgebirgswildniss, die mir bis dahin vorgekommen, noch gemeinschaftlich gefrühstückt hatten, schied der wackere Bauer

mit herzlichem Händedruck von mir, mir den jungen Hirten als Führer bis nach den Prados de Vacares zurücklassend, während er selbst mit den drei anderen Hirten sich nach dem Barranco de Gualnón zurückbegab. Jäh senkte sich nun der Pfad zwischen zerklüfteten Schieferfelsen und oft hart an grausigen Abgründen in das Val de Infierno hinab, und mehr als einmal fürchtete ich, dass mein Pferd, welches der Hirt am Zügel führte, während Vicente es am Schweif fest hielt, mit seiner hin und her schwankenden Last in einen Abgrund stürzen möchte. Endlich erreichten wir glücklich die schmale Sohle der von einem wilden Bache durchbrausten Schlucht, über deren oberen, völlig unzugänglichen Theil die riesigen Felsenmauern des Mulahacén und des diesen mit dem Picacho verbindenden Grates herunterschauen, und kamen, dem Bache folgend, bald in den Barranco del Real, gerade an der Stelle, wo derselbe sich in eine von senkrechten Felswänden eingeschlossene Spalte verengt, welche durch den von den Wiesen von Vacares herabkommenden, hier langsam fliessenden und einen tiefen, blaugrünen Wasserstreifen bildenden Fluss, dem eigentlichen Jenil, gänzlich ausgefüllt wird. Dieser über alle Beschreibung grossartige Punkt, welcher der tiefste und innerste Winkel an der Nordseite der Sierra ist, heisst la Puerta del Tesoro (das Schatzthor), weil der Sage nach hier von den Mauren vor ihrer Vertreibung aus Granada grosse Schätze vergraben worden sind, welche aber kein Mensch wieder erlangen kann, da sie unter einem Zauber stehen und von Ungeheuern und dem Teufel selbst, der in dem benachbarten Val de Infierno einen seiner Wohnsitze hat, bewacht werden. Dass ich hier mit einigen Montesasjägern zusammentraf, in deren

Gesellschaft sich ein geächteter politischer Flüchtling aus Granada befand; dass dieser mich persönlich auf dem halsbrecherischen Pfade, welcher sich oberhalb der Felsenschlucht an dem steilen, zwischen deren oberen Rande und der Felsenmauer der Póyos de Vacares befindlichen Gerölleabhang hinanwindet, wo ich jeden Augenblick befürchtete, dass mein mühsam sich emporarbeitendes und unter seiner Last keuchendes Pferd ausgleiten und in den schwarzen Schlund hinabrollen möge, bis auf die Wiesen von Vacares geleitete, wo er und der junge Hirt von uns schieden; dass letzterer die dargebotene Belohnung für die mir geleisteten Dienste verächtlich mit den stolzen Worten zurückwies: „la amistad no se paga en España“ (in Spanien bezahlt man die Freundschaft nicht); wie wir ferner jenseits des Passes von Vacares, den wir um 2 Uhr erreichten, bei den ersten Roggenfeldern den Weg verloren und auf gutes Glück eine Acequia als solchen benutzten, die uns zu einem Sommercortijo führte; wie die dort auf einer „era“ (im Freien befindlicher Tenne) Getreide ausdreschenden Arbeiter wegen jener unerlaubten Benützung der Wasserleitung uns durchzuprügeln drohten, und dass schliesslich ihr aus dem Cortijo heraustretender Herr sich in's Mittel legte und sich, nachdem er den Zweck meiner Reise erfahren, mir gegenüber als den „regidor de justicia“ (Dorfrichter) von Trevélez entpuppte, ja mir mit grosser Zuvorkommenheit sein eigenes Haus in jenem Dorf zur Wohnung anbot: über dieses Alles habe ich ebenfalls bereits in dem erwähnten Buche berichtet (Bd. II, S. 105—109).

Es stellte sich nun im Gespräch mit dem Regidor, der offenbar kein gewöhnlicher Bauer war, son-

dern den gebildeten Ständen angehörte, heraus, dass wir schon hoch oben, im Thale unterhalb des Puerto de Vacares auf den dort befindlichen quelligen Wiesen den rechten Weg verloren und einen nach seinem Cortijo führenden Weg eingeschlagen hatten. Denn der Weg nach Trevélez überschreitet den Kamm des vom östlichen Vorsprung des Alcazaba auslaufenden Gebirgsrückens, den ich bei meiner verunglückten Excursion nach dem Mulahacén fälschlich für die eigentliche Loma del Alcazaba gehalten hatte, und läuft, diesem fortwährend folgend, in fast südlicher Richtung nach dem Thale von Trevélez. In seiner Nähe liegt auch an dem zum Barranco del Alcazaba sich hinabsenkenden Hange, etwa 3 Wegstunden vom Vacarespasse entfernt, jenes von mir so sehr gesuchte Hato de Gualchos. Wir hatten einen Umweg von mindestens drei Stunden gemacht, denn der Cortijo des Regidor liegt an dem von Trevélez nach dem Puerto de Jerez führenden Wege.

Schon neigte sich die Sonne ihrem Untergange entgegen, als wir nach mühsamen Abwärtssteigen an einer steilen felsigen Lehne den Punkt erreichten, wo der vom Puerto de Vacares herabkommende Bach sich mit dem von Osten herbeiströmenden Rio de Trevélez vereinigt. Dieser tritt hier in ein enges, mit jedem Schritt romantischer werdendes und von immer höher anschwellenden Bergen eingefasstes Felsenthal ein, Barranco de Trevélez genannt. Allein die einbrechende Dämmerung, die sich, als wir kaum die Hälfte des Weges zurückgelegt hatten, in Nacht verwandelte, liess mich damals von den Schönheiten dieses Thales wenig sehen. Ich konnte nur riesige grauschimmernde Felswände und die weissen Schaummassen des fort-

während neben dem schlechten Saumpfade hinbrausenden Flusses, den wir viermal ohne Brücken passiren mussten, gewahren. Mehrmals ergriff der uns begleitende Knecht, gleich den übrigen Arbeitern des Regidor ein „Morisco“, von dessen seltsamen Idiom ich keine Silbe verstand, die Zügel meines Pferdes, um dasselbe über im Dunkel gefährliche Stellen sicher zu geleiten. Endlich, es war 9 Uhr vorüber, verkündeten Hundegebell und einzelne in der dunkeln Tiefe aufblitzende Lichter die Nähe eines Dorfes; ich konnte aber, als wir dasselbe erreichten, in der Finsterniss nur hellgefärbte Mauern zu beiden Seiten des Weges unterscheiden. Jetzt ging es auf holprigem und schlüpfrigem Pflaster durch eine enge Gasse hinab, die auf einen freien Platz ausmündete. Hier führte uns der Knecht vor ein stattliches, im obern Stockwerk mit Balcons geziertes Haus, aus dessen geöffneten Balconthüren heller Lichtschein auf den Platz fiel. Der Knecht bedeutete uns, vor dem offenen Eingangsthor zu warten, worauf er in der dunkeln Hausflur verschwand. Bald darauf erhellte sich dieselbe. Der Knecht kam zurück, gefolgt von einem ältlichen, städtisch gekleideten Mädchen, welches eine Lampe in der Hand trug. Das Mädchen begrüsste mich freundlich in reinstem Castilianisch und bat mich, ihm zu folgen, während der Knecht sich anschickte, mit Vicente mein Pferd von seiner Bürde zu befreien, um es nach dem Stalle bringen zu können. Meine freundliche Führerin schritt, mir voranleuchtend, die Treppe hinauf und öffnete eine geräumige „Sala“, zu der die erleuchteten Balcons gehörten, die ich vom Platze aus gesehen, indem ein grosser, mit vier Flammen brennender Velon auf dem Tische stand. Dieses Gemach, in welchem eine ange-

nehme Kühle herrschte, war zwar ganz einfach in landesüblicher Weise meublirt, aber äusserst sauber, sein aus polirten rothen Ziegeln bestehender Fussboden theilweise mit bunten, zierlich gemusterten Espartomatten belegt. Es empfing mich hier eine würdige, ebenfalls städtisch gekleidete Matrone, welche sich mir als die Mutter des Regidor und jenes Mädchen als ihre Tochter vorstellte. Ich merkte sofort, dass ich mich gebildeten Personen gegenüber befand und bat um Entschuldigung, dass ich unangemeldet und so spät in der Nacht zu ihnen gekommen sei, um ihre Gastfreiheit in Anspruch zu nehmen.

„O, da brauchen Sie gar nicht um Entschuldigung zu bitten, Caballero — erwiderte freundlich die sehr lebhafte alte Dame — denn Sie machen uns Allen durch Ihr Erscheinen eine grosse Freude und bedauere ich nur, dass mein Sohn durch die Erntearbeiten noch mehrere Tage oben im Gebirge zurückgehalten werden wird. Wenn Sie wüssten, wie sehr wir uns in diesem abgelegenen Winkel der Alpujarras, wo wir zu leben gezwungen sind, nach dem Umgang mit gebildeten Personen sehnen und dass, seitdem wir hier wohnen, noch nie ein vielgereister „estrangero“ in unser Haus gekommen ist, so würden Sie begreifen, wie freudig ich und meine Tochter überrascht waren, als der Knecht uns die Nachricht von Ihrer Ankunft überbrachte. Ich bitte Sie nur, recht lange bei uns zu bleiben und unser Haus ganz als das Ihrige zu betrachten“.

Damit lud sie mich, nach ihrem auf dem Tische liegenden Fächer greifend, der den Spanierinnen bekanntlich ein unentbehrliches Spielzeug ist, mit einer graziösen Handbewegung ein, neben ihr auf dem „ca-

napé“, d. h. einer mit Espartogeflecht bedeckten und mit einer rechtwinkelig geraden Lehne aus demselben Stoff versehenen Bank Platz zu nehmen, indem sie gleichzeitig Doña Pilar, ihre Tochter, beauftragte, ein Nachtmahl für den späten Gast zu rüsten. Während ich mich mit der sehr gesprächigen und entsetzlich neugierigen alten Frau in eine lange Unterhaltung vertiefte, machte sich eine Magd in dem an die Sala stossenden, durch einen blau und weiss gestreiften Baumwollenvorhang von ihr geschiedenen Alkoven zu schaffen und deckte hierauf den Tisch, an dem ich essen sollte, einige Teller von blauer Fayence, die in Südspanien allgemein beliebt sind, und ein silbernes Essbesteck auf das grobe, aber blendend weisse Tischtuch stellend. Bald darauf kehrte sie mit dem aus gebratenen Schinkenschnitten und Setzeiern nebst Salat bestehenden Nachtmahl zurück, gefolgt von Doña Pilar, welche eine weitbauchige mit Rothwein gefüllte Krystallflasche und ein zierliches silbernes Körbchen voll frischer Feigen, Wallnüsse und Weintrauben herbeitrug, worauf mich die Señora aufforderte, mir das frugale Souper schmecken zu lassen. Da ich in der That sehr hungrig war, so langte ich tüchtig zu, zumal mir der Wein, einer jener aromatisch süssen Rothweine der Küste von Granada, vorzüglich mundete. Vicente wurde als „Diener“ in der Küche abgespeist. Nach Beendigung der Mahlzeit entfernten sich die Frauen, mir freundlich „muy buenas noches“ wünschend und den Alkoven als mein Schlafgemach bezeichnend. Ich schlug den Vorhang zurück und erblickte zu meiner nicht geringen Freude ein mit blendend weissen Laken überdecktes Bett in dem überaus sauberen Alkoven, der alle Bequemlichkeiten enthielt, die man überhaupt in einem südspanischen Landhause erwarten

darf. Es war mir, als wäre ich in eine Märchenwelt gerathen', denn solche Cultur in diesem höchsten und einsamsten aller Alpujarrasdörfer zu finden, hätte ich mir nicht im Entferntesten träumen lassen.

Schon fielen die Strahlen der Sonne durch die offenstehenden Balkonthüren in die Sala, als ich aus einem tiefen erquickenden Schlafe erwachte. Ich stand sofort auf und machte, da ich mein Gepäck im Saale vorfand, so gut ich konnte Toilette, um den Damen des Hauses gegenüber auch äusserlich als „caballero“ zu erscheinen. Dann trat ich auf den einen Balcon hinaus, zu dem eigenthümlich grunzende Töne hereindrangen, um mich über die Lage von Trevélez zu orientiren. Aber was war denn das? Wo lag denn eigentlich das Dorf, in dessen Mitte doch das Haus des Regider stehen musste? Ich rieb mir die Augen, träumte ich denn noch? Zu meinen Füssen erblickte ich nämlich nur ein wunderliches Conglomerat erdfahler, von der Sonne blendend beleuchteter Mauern und Terrassen mit vielen halbkugeligen Erhabenheiten und unförmlichen kurzen runden Kegeln. Bald aber überzeugte ich mich, dass ich auf die Dächer der unteren im Thale sich hinabziehenden Hälfte des Dorfes hinabschaute, dessen Häuser, eng an einander gereiht, schmale krumme Gassen bilden. Jedes solche nur aus einem Erdgeschoss bestehende Haus ist ein Würfel mit vollkommen plattem, von einer niedrigen Mauer eingefasstem Dache, auf dem ein kegelförmiger Rauchfang und ein halbkugeliger Backofen steht. Dieser sonderbare Baustyl, welcher in allen Dörfern der höchsten Alpujarrasthäler wiederkehrt, so weit dieselben von „Moriscos“ bewohnt sind, dürfte von demjenigen, in welchem auch die Araber der Dörfer Nordafrikas

ihre Häuser zu bauen pflegen, kaum wesentlich verschieden sein. Wäre das Häuserconglomerat von Trevélez von Palmen überragt gewesen, anstatt zwischen himmelhohen Felsenbergen und leuchtenden Schneefeldern eingeschlossen zu sein, so hätte ich mich füglich in den Orient versetzt wähnen können. Da die Häuser, welche fast alle nur klein sind und ausser der Thür höchstens zwei kleine viereckige als Fenster dienende Löcher in der nach der Gasse gekehrten Wand zu besitzen pflegen, hart an einander gebaut sind und auf einem ziemlich steil geneigten Hange stehen, so bilden die Dächer der Häuserreihen, so zu sagen, Treppen und da jede Dachterrasse mit der benachbarten durch Stufen verbunden zu sein pflegt, so könnte man gassenweit auf den Dächern promeniren. Jetzt bemerkte ich auch, woher die grunzenden Töne kamen. Auf den Dächern spazierten nämlich ganz gemüthlich schwarze Schweine herum, die im traulichen Vereine mit ganz oder halb nackten Kindern in den hier aufgespeicherten Maiskolben herumwühlten, um ihren Appetit zu stillen. Ursprünglich mochten die Häuser und Dächer weiss getüncht gewesen sein. Im Laufe der Zeit hatten sie aber eine Lehmfarbe angenommen. Ueberhaupt sahen diese Häuser weder von aussen, noch, wie ich mich später zu überzeugen Gelegenheit fand, im Innern sauber aus und konnte ich daher dem gütigen Geschick, welches mich bewahrt hatte, in einer solchen Schmutzhöhle eine Zuflucht suchen zu müssen, nicht genug dankbar sein.

Während ich noch auf dem Balcon stand und mich an der Morgenkühle labte, trat Vicente, welcher mit seiner Unterkunft auch höchst zufrieden war, in den Saal, um mich im Auftrage der Señora zu fragen,

ob ich das „desayuno“ einzunehmen wünsche. Auf meine Bejahung kam bald die alte Dame selbst und brachte mir eigenhändig die mit köstlicher Chocolade gefüllte, auf einem Fayenceteller stehende Obertasse nebst gerösteten Schnitten von Weizenbrod. Bald darauf — ich war eben mit dem Einlegen der tags zuvor gesammelten Pflanzen beschäftigt, wobei ich durch die Fragen der neugierigen Frauen, die so etwas noch nie gesehen hatten, einigermassen incommodirt wurde — machte mir der Alcalde einen Besuch, denn die Kunde von der Ankunft eines „estrangero“ war sehr bald zu dessen Ohren gelangt. Zu meinem nicht geringen Erstaunen fand ich in ihm einen wissenschaftlich gebildeten Mann. Er hatte in Madrid Medicin studiert, weshalb er in Trevélez neben seinem obrigkeitlichen Amte auch die Functionen eines Arztes ausübte. Wie dieser aus Malaga gebürtige Mann, dem ich manche interessante Belehrung über die Bewohner der Alpujarras verdanke, nach diesem einsamen Gebirgsdorfe verschlagen worden sein mochte, konnte ich nicht erfahren; ich vermuthe aber, dass politische Verhältnisse dabei im Spiele gewesen sein mögen, denn er gehörte der extremen progressistischen Partei an und war daher ein entschiedener Gegner des damals allmächtigen Generals Narváez. Auch er war über meine Ankunft hoch erfreut und bedauerte lebhaft, dass meine beschränkte Zeit mir nicht erlaubte, länger als fünf Tage Trevélez zu meinen Standquartier zu machen. Ich habe einige Abende in sehr lehrreicher und angenehmer Unterhaltung in seinem Hause zugebracht; auch liess er es sich nicht nehmen, mich selbst in dem Dorfe und dessen nächsten Umgebungen herumzuführen.

Trevélez, ein grosses Dorf mit zwei Kirchen,

zieht sich lang hingestreckt am Südosthange eines der äussersten Vorsprünge der Loma del Mulahacén hin, hart über dem Ufer des bei ihm vorbeiströmenden gleichnamigen Flusses, in einer mittleren Höhe von 1624 M. über dem Meere, ist daher das höchst gelegene Dorf der Alpujarras und der Sierra Nevada, ja des gesammten südlichen Spanien. Trotz dieser Hochlage gedeihen in den Umgebungen des Ortes, Dank der in dem gegen Norden und Osten durch hohe Berge geschützten Thale herrschenden Wärme Kastanien- und Nussbäume noch auf das Beste, weshalb die Abhänge über dem Dorfe noch mit Hainen dieser Bäume bedeckt sind. Auch Weizen und Mais reifen hier noch vollkommen, können aber wegen der Enge des beiderseits von hohen Felsenbergen eingeschlossenen Thales nur in ungenügender Menge auf den schmalen bewässerten Terrassen angebaut werden, welche ausser ihnen allerhand Gartenfrüchte erzeugen. Deshalb sind die Bewohner, besonders die ärmeren, vorzugsweise auf Roggen und Kartoffeln angewiesen, welche entfernt vom Dorfe an den oberen sanfteren Gebirgshängen in grosser Menge angebaut werden. Die Roggenfelder erstrecken sich hier und anderwärts in den hohen Alpujarras am Südabhange der Sierra Nevada bis über 2459 M. absolute Höhe, d. h. bis in die Alpenregion hinauf. Es dürften dies wohl die höchstgelegenen Getreidefelder in ganz Europa sein. Die Lage des Dorfes ist hochromantisch, denn überall schauen über die mit Laubhainen bedeckten Hänge und die steilen, von Gebüsch malerisch bekränzten Felsenmauern, durch deren tiefe Schluchten schäumende Bäche herabstürzen, hellgrüne Alpenmatten, graue Geröllelehnen, hohe Bergkämme und weissschimmernde Schneefelder hernieder.

Trevélez ist gleich den benachbarten aber tiefer in demselben Thale und in dessen Seitenthälern gelegenen, wenig von einander entfernten Dörfern Pardugos, Capileira, Pitres, Busquislar, Altabeyar und Ferreirola, sowie den drei im unteren Poqueirathale liegenden Ortschaften Alguastar, Bulion und Campaneyra fast gänzlich von sogenannten „Moriscos“ bewohnt. Diese Leute unterscheiden sich von den übrigen Bewohnern der Alpujarras weniger durch ihre Gesichtsbildung, denn fast alle Alpujarreños tragen orientalische Züge, als vielmehr durch ihr Wesen, ihre Sprache und ihre Sitten. Im Gegensatz zu den gesprächigen, heiteren und übermüthigen Andalusiern sind die Moriscos schweigsam, ernst und spricht aus ihren gebräunten Gesichtern und schwarzen blitzenden Augen eher eine gewisse Schwermuth, als sprudelnde Laune. Sie kleiden sich nicht wesentlich anders, als die übrigen Bewohner des Hochgebirges, sollen aber durch ihre Sitten und Gebräuche, welche nach den Mittheilungen des Alcalden noch ganz an ihre arabischen Voreltern erinnern, von allen übrigen Alpujarreños wesentlich verschieden sein. Dasselbe gilt von ihrer Sprache, die mir völlig unverständlich war, indem dieselbe mehr aus arabischen, als castilianischen Worten bestehen soll. Es wäre sicher eine interessante und dankenswerthe Aufgabe für einen Sprachforscher, beziehentlich Orientalisten, das seltsame Idiom dieses letzten Ueberrestes der maurischen Bevölkerung Granadas einem gründlichen Studium zu unterziehen.

12.

Besteigung des Mulahacén. Excursion nach dem Puerto del Lobo.

In Trevélez sollte endlich mein so lange und so heiss gehegter Wunsch, den höchsten Gipfel der Sierra Nevada zu besuchen, in Erfüllung gehen. Die Besteigung des Mulahacén ist von hier aus weder mit Gefahren, noch mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden, nur ermüdend wegen der unendlich langen Lehne, die seine sich nach Südost allmälig abdachende Loma bildet, über welche der Weg emporführt. Einen wirklichen Weg giebt es nun allerdings nicht, wenigstens nicht von Trevélez aus, ausser bis nach den nächsten zu diesem Dorf gehörenden Roggenfeldern und Wiesen; man kann aber von dort aus auf dem meist mit Geröllе bedeckten Kamme zur Noth noch weit hinauf reiten und ist im Allgemeinen der Mulahacén von Süden her viel zugänglicher, als der Picacho von Granada aus, weshalb ihn neuerdings, wie mir bekannt geworden, selbst Damen bestiegen haben. Der Saumpfad, von dem mir der erwähnte Herr in Granada erzählt hatte, welcher von Bulion aus im Poqueirathal zum Mulahacén hinangestiegen war, mag, wenn er nicht etwa blos in der Phantasie des guten Granadiners existirt hat, nach den am Westabhange der Loma del Mulahacén, aber ziemlich tief gelegenen Hatos geführt haben, von deren obersten der Gipfel dieses Bergriesen in zwei bis drei Stunden zu erreichen sein dürfte.

Es war an einem Sonntagmorgen, als ich blos in Begleitung meines Dieners — denn bei hellem Wetter ist ein Verirren unmöglich — die Excursion nach dem Mulahacén antrat. Einen besseren und schöneren Tag

hätte ich nicht wählen können. Nicht allein war die Atmosphäre so heiter, dass auch die entferntesten Gegenstände deutlich, ja scharf contourirt hervortraten, sondern es wehte auch kein Wind und herrschte daher selbst auf dem 3638 M. über das Meer aufragenden Gipfel eine angenehme Frühlingstemperatur. Der Weg führt anfangs steil an der Felsenlehne empor, welche das Thal von Trevélez gegen Nordwest begrenzt. Als wir nach einstündigem Emporsteigen den Kamm der Loma del Mulahacén erreicht hatten, tauchte bereits der azurblaue Spiegel des Meeres über die malerisch zerklüfteten, in duftiges Blau gehüllten Felsenkuppen des zwischen dem Poqueirathale und dem Thale von Notáez sich erhebenden Kalkgebirges empor, und umsäumte derselbe bald den ganzen südlichen Horizont. Die Loma ist weit hinauf mit Sträuchern bestreut, unter denen sich ein dorniger, auch am Nordabhange der Sierra in der Alpenregion häufig auftretender Traganth (*Astragalus nevadensis Boiss.*), dessen gewundene Stämme bis Armsstärke erreichen, besonders bemerklich macht, indem er streckenweise undurchdringliche Bestände bildet. Alpenwiesen liegen nur an den Abhängen, und zwar ziemlich tief unter dem breiten Kamm der Loma. Gegen zehn Uhr gelangten wir an den Rand eines am Ostabhange, bereits in der Schneeregion befindlichen, von nackten schwarzen Schieferfelsen eingefassten Beckens, in dessen grasigem Grunde zwei Alpenteiche liegen, die nach jenen dunkelfarbigen Felsen den Namen der Lagunas de peñas negras erhalten haben. Da es auf dem Kamm der Loma keine Quelle gibt, so stiegen wir zu diesen Lagunen hinab, um bei ihnen zu frühstücken. Wieder zum Kamme zurückgekehrt, kamen wir nach etwa

einer Stunde Wegs an den Fuss des eigentlichen Kegels, dessen Ersteigung, abgesehen von Athmungsbeschwerden, keinerlei Schwierigkeiten darbietet und erreichten nach zwölf Uhr die höchsten Felsmassen des überaus geräumigen Gipfels.

Die grossartige Aussicht, welche an einem solchen Tage der höchste Berg des südwestlichen Europa darbietet, habe ich in meinem ersten Reisewerke (II, S. 113 ff.) ausführlich geschildert und will hier nur wiederholen, dass man südwärts das Meer vom Cabo de Gata bis zum Gibraltarfelsen überschaut und jenseits von dessen azurblauem Spiegel in fast gleichlanger Ausdehnung die röthlich schimmernde Küste von Afrika, über deren sanft geschwungenen Linien hoch oben am lichtblauen Himmel in zartem, aber scharfen Umriss die schneebedeckten Kegel und Pyramiden des grossen Atlas sich deutlich abheben! — Höchst grossartig ist ferner der Ueberblick des weiten und langen Poqueirathales, in dessen oberster circusartiger Ausweitung die wohl fast eine Legua lange Laguna larga, der grösste Alpensee der Sierra Nevada und die Hauptquelle des Poqueiraflusses liegt, dessen geschlängelten Lauf durch die smaragdgrüne Sohle man bis jenseits des Dorfes Alguastar verfolgen kann. Prächtig und erhaben nehmen sich endlich die beiden Kolossalgipfel des Picacho und Alcazaba, rechts und links vom Mulahacén aus, welche zweien Trabanten dieses Alleinherrschers der Bergterrasse von Granada gleichen, der das Andenken des letzten unabhängigen Königs des Maurenreiches (Muley Hassan) verewigt. Die Glutstrahlen der Augustsonne hatten die letzten Schneemassen auf der grossen, theilweis mit Gerölle bedeckten Kuppe vertilgt und eine in Anbetracht der

enormen Hochlage reich zu nennende Alpenvegetation in's Leben gerufen, welche sich in vollem Blühen befand, so dass die unebene Fläche gewissermassen einem Blumengarten glich. Denn zwischen den grauen glitzernden Glimmerschiefersteinen prangten überall, blauen Sternen vergleichbar, die von grossen amethystfarbenen Dornenblättern umringten Blütendolden der Gletscher-Mannstreu (*Eryngium glaciale Boiss.*) neben den zwischen dem Gerölle hinkriechenden silberweissen, von kurzen rothen Blütentrauben überragten Strängen des purpurrothen Steinkrauts (*Alyssum purpureum Lag.*) und den compacten hellgrünen, mit weissen Sternblümchen übersäeten Polstern des Nevada-Steinbrechs (*Saxifraga nevadensis Boiss.*) und hie und da hob noch das fast ganz unter Gerölle und Sand versteckte Nevada-Stiefmütterchen (*Viola nevadensis Boiss.*), dessen eigentliche Blüthezeit vorüber war, eine ihrer langgestielten dreifarbigen Blumen und das blaugrüne, ebenfalls unter Steinen halb verborgene Gletscher-Leinkraut (*Linaria glacialis Boiss.*) seine dichten kopfigen Aehren blau und goldgelb gesprenkelter Blumen empor, während zahllose Büschel kleiner zierlicher Rispengräser, im Verein mit den starren halbkugligen, igelartigen Polstern des dornblättrigen, weissblühenden Sandkrautes (*Arenaria pungens Clem.*) über die ganze Gipfelfläche und deren Abhänge umher gestreut waren [1]). Letztere sind nach drei Seiten hin ziemlich sanft geneigt, nur gegen Norden stürzt die Kuppe, gleich derjenigen des Alcazaba, in einer kolossalen Felsenmauer ab, in deren Klüften noch Eismassen

---

[1]) Alle hier namhaft gemachten Pflanzen gehören der Sierra Nevada eigenthümlich an, dürften sich jedoch vielleicht zum Theil auf den Gipfeln des Atlasgebirges wieder finden.

sich bemerkbar machten. Unterhalb derselben gähnen die schauerlichen Felsengründe des Val de Infierno und Val de Casillas und die dunkle Schlucht des Barranco del Real. Platt auf dem Boden, am äussersten Rande liegend, betrachtete ich schaudernd jene Felsenwand, über welche ich drei Wochen früher hinabgeklettert war. Da die Witterung so ungemein günstig war, so verweilte ich trotz der dünnen Luft drei volle Stunden auf dem Gipfel des Mulahacén, beschäftigt theils mit Botanisiren, theils mit der Aufnahme einer Karte über das verwickelte Gebirgssystem der Sierra und der Alpujarras, welche man von hier aus fast ganz überblicken kann, und war daher schon die Dämmerung hereingebrochen, als wir Trevélez wieder erreichten.

Bereits am folgenden Nachmittag verliess ich dieses Dorf wieder, diesmal zu Pferde, um eine Excursion nach dem östlichsten, mir bisher noch ganz unbekannt gebliebenen Theile der Sierra Nevada zu unternehmen, nämlich nach dem mehrfach erwähnten Puerto del Lobo, dem Hauptübergangspasse aus dem Marquesado nach Ujijar. Zum Nachtquartier war jener Sommercortijo auserkoren, wo der Regidor, den seine Mutter von meiner bevorstehenden Ankunft hatte unterrichten lassen, noch immer weilte. Das Wetter war ebenso prachtvoll, wie am vorigen Tage und blieb so noch viele Tage lang.

Diesmal hatte ich Gelegenheit, die romantische Schönheit des Thales bewundern und geniessen zu können. Bald oberhalb des Dorfes eröffnet sich links zwischen hohen Felsenbergen das tiefe und lange Hochalpenthal, aus welchem der von den Lagunas de la Caldera herabkommende Rio de Alcazaba hervorströmt, um

sich mit dem Flusse von Trevélez zu vereinigen, eine prachtvoll grossartige Stelle! Weiter aufwärts verengt sich das Thal sehr bedeutend und erscheint auf beiden Seiten von hohen, mit üppigem Buschwerk und Kräuterwuchs auf das Malerischste geschmückten Felsenmauern eingefasst, die von vielen wilden Schluchten durchspalten sind, durch welche Bäche in langen Kaskaden herabschäumen, während der Fluss selbst bald zwischen in seinem Bett chaotisch umhergestreuten Felsblöcken, bald über Felsenschwellen stürzend, bald in Felsspalten eingeengt, neben dem Wege dahinbraust. Schon war die Sonne zur Rüste gegangen, als wir bei dem Cortijo eintrafen, wo mich der Regidor, der für unser Unterkommen schon bestens gesorgt hatte, auf das Freundlichste begrüsste. Nach dem Nachtmahl, bei welchem ein hübsches junges, schwarzlockiges Mädchen, dessen gebräunter Teint und orientalischer Gesichtsschnitt die maurische Abstammung unverkennbar zur Schau trug, uns bediente, verbrachte ich, vor dem Hause neben dem lodernden Wachtfeuer sitzend, in belehrendem Gespräche mit dem unterrichteten Manne noch einen herrlichen Abend in der Sierra, der mir unvergesslich bleiben wird.

Am nächsten Morgen setzten wir unsere Reise weiter fort. Dem nach dem Puerto de Jerez führenden Wege folgend gelangten wir bald in den obersten Theil des Barranco de Trevélez, einen bereits innerhalb der Alpenregion gelegenen, daher baum- und buschlosen Grund, dessen oberstes, muldenförmiges Stück von quelligen Wiesen ausgekleidet ist, über welche viele kleine Bäche herabrieseln. Nachdem wir hier, wo man eine zwar beschränkte, aber bezaubernde Aussicht über das Thal von Trevélez, die schön geformten

Felsenberge von Cadiar und Notáez und die duftig blaue Sierra de Lujár bis nach dem Meere und auf die damals hell von der Sonne beleuchtete Küste von Afrika geniesst, ein Frühstück eingenommen hatten, erklommen wir den Kamm der Hauptkette, welcher sich hier bereits plateauartig zu erweitern beginnt und erreichten nun bald einen breiten, sehr betretenen Saumpfad, der vom Süden her kommend das Gebirge überschreitet und nordwärts über Aldeira nach Jerez und Guadix führt. Die Stelle, wo wir uns befanden, heisst der Puerto de Jerez. Um mich zu orientiren, bestieg ich, Vicente bei dem Pferde lassend, zunächst den ganz nahe gelegenen Picón de Jerez, eine niedrige, aber noch 3086 M. über das Meer aufragende Felskuppe. Sein Gipfel bietet eine weite, doch nicht besonders schöne Aussicht dar, namentlich nord- und ostwärts, wo man die graue, baumlose, von vielen Schluchten durchfurchte, übrigens mit einer Menge von Ortschaften bestreute Hochebene des Marquesado de Zenete und einen grossen Theil der öden Hochfläche von Guadix bis an die blauen Sierren von Jaen und Cazorla überschaut. Imposant nehmen sich in Osten der über die äussersten Kuppen und Kämme der Nevada jenseits des nicht sichtbaren Thales des Rio de Almeria emporragende Wall der Sierra de Filabres, sowie gegen Nordost die isolirt aus dem welligen Plateau von Baza emporsteigende Sierra de Javalcól, ein hoher Kalkberg von vollendeter Glockenform und in weiterer Ferne der hochragende Kegel der Sagra Sierra de Huescar aus, hinter und neben welchem die hellblauen Kämme der bereits zur Provinz von Murcia gehörenden Sierra de Segura den Horizont begrenzen.

Auf die Kammfläche zurückgekehrt, stieg ich

wieder zu Pferde und verfolgte den erwähnten Saumpfad südwärts. Der mit Schiefergerölle und mageren Grastriften bedeckte Kamm, aus dem hier und da eine Felskuppe hervorragt, erreicht bald eine solche Breitenausdehnung, dass man in einer Ebene zu sein wähnt, und man weder nach rechts, noch nach links irgend eine Aussicht hat. Es ist hier früher Bergbau auf Eisenerz betrieben worden, wie zahlreiche verstürzte Schächte und Halden beweisen, an welchen letzteren man schöne Stufen von Eisenglanz findet. Von Schnee war weit und breit keine Spur mehr zu sehen, aber auch die Vegetation eine nur spärliche und blos aus allgemein verbreiteten Nevadapflanzen bestehende. Dem in südöstlicher Richtung laufenden Hauptwege folgend, von dem sich mehrere nach den benachbarten Thälern der Alpujarras und des Nordabhanges der Nevada führende Pfade abzweigen, erreichten wir nach zweistündigem Marsch den Puerto del Lobo, einen breiten Sattel, über welchen der die Städte Guadix und Ujijar verbindende Hauptcommunicationsweg hinwegführt, der aber keine Aussicht darbietet. Wie wenig auch dieser Weg frequentirt wird, wie gering auch hier der Verkehr zwischen den an und für sich volkreichen Districten von Guadix und Ujijar ist, beweist die Thatsache, dass uns auch nicht ein Mensch auf der ganzen Tour begegnete. Wir drangen noch eine gute Strecke südwärts bis an den Rand des öden Hochplateau vor, auf welches die Mittagssonne furchtbar herniederbrannte, um den Anblick des wegen seines schönen Anbaues berühmten Thalbeckens von Ujijar zu geniessen; doch konnten wir davon nur einen kleinen Theil überblicken und die Stadt selbst nicht sehen. Einen prächtigen Anblick gewährten aber die jenseits

dieses Beckens sich erhebenden Küstengebirge der Sierra de Gador und Sierra de la Contraviesa, zwischen denen hindurch wir über die weite grüne, vom Rio de Adra bewässerte Thalebene auf das blaue Meer hinausschauten. Nachdem wir hier, diesmal ohne eine Quelle zur Kühlung des mitgenommenen Weines zur Hand zu haben, unser Mittagsmahl gehalten hatten, kehrten wir auf demselben Wege, den wir gekommen, nach Trevélez zurück, wo ich die letzten Abendstunden noch im Hause des Alcalden in angenehmer Gesellschaft verbrachte.

13.

Órgiva und Lanjarón. Herbstausflüge in die Sierra.

So war der Tag meiner Abreise von Trevélez und meines Abschiedes von der Sierra Nevada herangekommen, indem ich den 18. September bestimmt hatte, um die Reise anzutreten, welche mich durch die Thäler der westlichen Alpujarras bis an die Meeresküste und dann nach Granada zurückführen sollte. Da durch die Excursionen der vergangenen Tage mein Gepäck sich noch bedeutend vermehrt hatte, so schickte ich dasselbe per Arriero direct nach Orgiva, während ich selbst auf einem Umweg dahin reiten wollte, um auch das Thal von Cadiar kennen zu lernen. Schon stand mein Pferd gesattelt vor der Thür und schickte ich mich eben an, mich von der Herrin des Hauses und ihrer Tochter zu verabschieden, als eine Bäuerin in die Sala trat, welche einen Knaben, der die rechte Hand mit schmutzigen Lappen umwickelt hatte, an der Hand führte, und mich flehentlich bat, ihren Sohn zu „curiren“. Der Knabe litt an einer Balggeschwulst,

die ihm grosse Schmerzen verursachte. Trotz meines Rathes, sich deshalb an den Herrn Alcalden zu wenden, liess die Frau nicht ab, mich zu bestürmen, denn, meinte sie, die ausländischen Aerzte — ich war leider für einen solchen ausgegeben worden — verstünden viel mehr vom Curiren als die inländischen. Um die Zudringliche los zu werden und meinen Ruf als „médico estrangero“ nicht zu sehr zu compromittiren, machte ich schnell einen Einschnitt in die Beule und legte mit Hilfe der mitleidigen Frauen einen kunstgerechten Verband an, denn — ich hatte ja drei Jahre lang Medicin und Chirurgie studiert! Zur Belohnung dafür schenkte mir die Frau einen schon bereit gehaltenen — Hahn, einen veritabeln, lebendigen Hahn! Ich wollte denselben im Hause des Regidor zurücklassen, allein Vicente erhob dagegen Einspruch, weil man nicht wissen könne, ob wir in der Posada zu Orgiva ein Abendessen erhalten würden. Und diesmal hatte er Recht gehabt, denn in der That gab es dort weder Fleisch noch Eier, und würden wir lange haben auf das Nachtmahl warten müssen, hätten wir den Braten nicht selbst mitgebracht. So wurde denn der Hahn an den Sattel meines Pferdes befestigt, denn abgeschlachtet wäre sein Fleisch bei der grossen Hitze binnen wenigen Stunden ungeniessbar geworden. Da nun der Hahn seine Gefangenschaft durch fortwährendes Krähen aller Welt verkündete, so hatte ich das Vergnügen, sowohl in Notáez als in Orgiva von der schau- und spottlustigen Gassenjugend umringt und unter lautem Gejohle durch die Gassen begleitet zu werden.

Der gerade Weg nach Orgiva führt in den Thälern des Rio de Trevélez und Rio Poqueira hinab, über die Moriscosdörfer Busquislar, Altabeyar und Ferreirola.

Obwohl dieser ganze Thalzug grosse Naturschönheiten bergen und namentlich das einsame Poqueirathal hochromantisch sein mag, so zog ich es doch vor, die Gebirgskette, welche die beiden Längenthäler von Trevélez und Cadiar trennt, zu übersteigen, theils um von deren Kamm aus noch einen genaueren Ueberblick des verwickelten Berg- und Thalsystemes der Alpujarras zu gewinnen, als dies vom Gipfel des Mulahacén aus möglich gewesen, theils um die Vegetation dieser wieder aus Jurakalk bestehenden Bergkette mit derjenigen der nördlichen Kalkalpen vergleichen zu können. Ich schlug daher, eine halbe Stunde unterhalb Trevélez einen Saumpfad ein, welcher den Fluss überschreitend am jenseitigen Uferhange hinführt und Ferreirola gegenüber an der erwähnten Gebirgskette emporklimmt, über welche er nach Notáez und andere Ortschaften des Cadiarthales läuft. Am jenseitigen Ufer begann bald eine lichte, aus zerstreuten, aber schönen alten Immergrüneichen bestehende Waldung, welche sich am linken Thalhange weit abwärts hinzog und nur dann und wann die nackten, weissgrauen Felsenhäupter des zu unserer Linken ansteigenden Kalkgebirges durchblicken liess. Desto schöner war die Aussicht in die jenseits des Flusses sich eröffnenden Gründe zwischen den felsumgürteten Vorsprüngen der Loma del Mulahacén und auf die oben genannten inmitten saftiggrüner Huertas malerisch gelegenen Ortschaften, deren Häusermassen, von der Vormittagssonne grell beleuchtet, in blendender Weisse erglänzten. Bald tauchte auch der azurblaue Spiegel des Meeres zwischen den ernsten Gebirgshäuptern auf. Ferreirola gegenüber windet sich der holprige Saumpfad rasch an dem steilen felsigen Hange des im oberen Theile fast jedes Strauches ent-

behrenden Kalkgebirges hinan, so dass wir bald dessen etwa 1900 M. hohen Kamm erreichten. Hier wartete meiner eine prächtige Aussicht. Westwärts, jenseits des tiefen, in dunklen Schatten gebetteten Poqueirathales, dessen Sohle sich den Blicken entzieht, entfaltet sich in ihrer ganzen majestätischen Pracht und Grossartigkeit die Sierra Nevada, beziehentlich ihr zwischen dem Cerro Caballo und Alcazaba gelegener Theil, mit dem weiten Alpenthale des im Hintergrunde von dem Riesenkegel des Picacho geschlossenen Barranco de Poqueira, das wir seiner ganzen Länge nach überschauen konnten. Einen wunderbaren Constrast mit diesem ernsten Hochalpengemälde bildete südwärts die langgestreckte, gleich einer Festungsmauer aufragende Sierra de la Contraviesa, welche die untere Hälfte des Cadiarthales gegen Süd und Südost umwallt, indem dieselbe vom Fuss bis zum Kamm hinauf fast über und über mit Weinpflanzungen bedeckt und mit hunderten von blendend weissen Winzerhäuschen bestreut ist, weshalb ihr von vielen Schluchten malerisch durchfurchter Abhang aussieht, als ob er in einem faltigen, goldgrünen, perlengestickten Mantel gehüllt sei. Darüber, zwischen der flachen Pyramide des Cerrajon de Murtas (des höchsten Gipfels der Contraviesa) im Osten und dem hochgewölbten Felsenkamme der viel höheren Sierra de Lujar im Westen, begrenzte der glänzend azurblaue Spiegel des Meeres, welcher sich scharf von den weissschimmernden, aber in bläulichen Duft getauchten Kuppen der genannten Gebirge abhob, hoch in den ätherreinen Himmel aufragend, den Horizont. Wohl eine Stunde lang folgt der Saumpfad dem Kamme des Gebirges, worauf er sich durch eine felsige, von einem damals fast versiegten Bache bewässerte Schlucht in

das weite, volkreiche Thal des Cadiarflusses hinabsenkt. Nach kurzem Hinabsteigen begrüssten uns Olivenplantagen und Weingärten, mir zurufend, dass ich wieder in der warmen Region der Bergterrasse von Granada angelangt sei. Die Mittagssonne brannte in dem schattenlosen, von nackten, hellfarbigen Kalkfelsenwänden eingeschlossenen Grunde furchtbar auf uns hernieder, weshalb wir Gott dankten, als vor uns aus einem Hain von Oel-, Maulbeer- und Feigenbäumen der Kirchthurm des freundlichen Fleckens Notáez auftauchte, in dessen ziemlich sauberer Posada wir bis drei Uhr rasteten, um die ärgste Hitze vorübergehen zu lassen.

Während wir in dem kühlen Küchengemache unser Mittagsmahl verzehrten, das aus mit Safran gefärbtem und stark gepfefferten Reis und einem zerstückten, in Oel geschmorten und in einer rothen Tomatensauce schwimmenden Kaninchen bestand, und nur durch den würzigen Rothwein der Contraviesa zur Noth geniessbar gemacht wurde, kamen verschiedene Kranke, Männer und Frauen, mit und ohne Kinder, in das Wirthshaus, um meine ärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen, indem mein Diener auf Befragen unbesonnenerweise erzählt hatte, ich sei ein Arzt und aus weiter Ferne blos deshalb in die Alpujarras gekommen, um heilsame Kräuter zu sammeln. Da ich in Erfahrung brachte, dass sich in dem benachbarten Städtchen Torviscón eine Apotheke befinde, so zog ich mich diesmal dadurch aus der etwas peinlichen Affaire, dass ich nach bestem Wissen und Gewissen eine Anzahl Recepte verschrieb, ausserdem dieses oder jenes Kraut, dessen Volksnamen ich kannte, und dessen Genuss, wenn nicht nutzen, so doch nicht schaden

konnte, den Kranken anpries. Man sagt ja, dass der Glaube nicht allein selig macht, sondern auch Krankheiten heilt; vielleicht haben jene unschädlichen Kräuter den betreffenden Kranken auch wieder zur Gesundheit verholfen! Da ich der Gastwirthin selbst für eines ihrer Kinder einen solchen Liebesdienst erwies, so fiel die Zeche sehr billig aus und da ich die Annahme jeder Belohnung für meine ärztlichen Dienste verweigerte, um nicht etwa zu meinem Hahn auch noch eine Henne geschenkt zu erhalten, so stieg ich nicht wenig in der Achtung jener gutmüthigen Leute. Ja, ein junger Mann, den die Neugierde herbeigelockt, ergriff die im Nebengemach hängende Guitarre und pries in improvisirten Coplas mit krähender Tenorstimme die Uneigennützigkeit und Menschenfreundlichkeit des „ilustre estrangero“, worauf Vicente in meinem Namen durch andere Coplas dankte, worin er in echt andalusischer bombastischer Weise ein Loblied auf den Reichthum der Alpujarras an heilsamen Kräutern sang, welche die „admiracion del mundo entero“ errege. Gern wäre ich einen Tag in Notáez geblieben, da mehrere Burschen sich mir als Führer nach besonders kräuterreichen Stellen der benachbarten Gebirge anboten, allein weder Zeit noch Mittel gestatteten mir, mein Reiseprogramm abzuändern.

Notáez, ein im gewöhnlichen südspanischen Häuserstyl erbauter Flecken, liegt am Ausgange des erwähnten Seitengrundes, dessen Bach eine Viertelstunde weiter abwärts in den Rio de Cadiar fällt, der von hier an Rio de Órgiva genannt wird. Sehr hübsch nimmt sich beim Hinabsteigen in das weite grüne Flussthal, dessen unterste sorgfältig terrassirten und bewässerten Hänge Weizen, Mais und allerhand Gartenfrüchte in Menge

erzeugen, das am gegenüberliegenden Hange der rebenbedeckten Contraviesa im Schosse einer baumreichen Huerta liegende Städtchen Torviscón, mit seinen weissen Häuserreihen und seiner Kirche aus. Der Fluss selbst windet sich schlangenförmig durch eine breite Rambla[1]), welche an beiden Rändern mit einem prächtigen Gürtel klafterhoher, damals in vollster Blüte stehender Oleandersträucher, sowie mit Pistacien- und Tamariskengebüsch eingefasst ist, zwischen denen stellenweis das wilde Zuckerrohr *(Erianthus Ravennae)* mannshohe dichte Bestände bildet, die wegen der rothknotigen Halme, der glänzendgrünen Schwertblätter und der fusslangen silberweissen, bei jedem Lüftchen graziös nickenden Blütenrispen dieses Prachtgrases einen reizenden Anblick gewährten. Ich wählte diese Rambla als Weg nach Orgiva, da ihr Sandboden meinem Pferde rascher zu gehen erlaubte, als der steinige und unebene Saumpfad, welcher jenseits des Flusses, am Fusse der Sierra de Lujar hinläuft. Vicente schwang sich hinter mich auf den Sattel und so trabten wir wohlgemuth zwischen den blumigen Gebüschen durch das hier ganz einsame, aber von prächtig geformten, immer höher anschwellenden Felsenbergen eingeschlossene Thal hin, dessen Stille nur dann und wann durch das heisere Gekrähe meines Hahnes unterbrochen wurde. Der Fluss war theils infolge der langen Dürre, theils weil er schon weit oberhalb Notáez sein meistes Wasser an die an den Thalhängen hinziehenden Acequias abgegeben hatte, zu einem schmalen Bächlein zusammengeschrumpft und erst nach seiner Vereinigung mit dem Poqueira, an welcher Stelle einige Cortijos und Felder

---

[1]) So heisst in Spanien ein breites, sandiges Flussbett.

liegen, floss wieder eine stattliche Wassermenge durch das breite Sandbett, weshalb wir von hier an den aus dem Poqueirathale kommenden Saumpfad benutzen mussten. Der vereinigte Fluss bewässert ein weites Thal, dessen ebene Sohle und untere Hänge fast ganz und gar mit Oel-, Mandel- und Feigenbaumplantagen, sowie mit Weingärten bedeckt und mit vielen einzeln liegenden Höfen, namentlich aber Winzerhäuschen übersäet sind und daher einen prächtigen Anblick darbieten. Bald tauchten die beiden Thürme der Hauptkirche von Orgiva aus dem Walde von Fruchtbäumen empor und als dieselben im Scheine der untergehenden Sonne, welche rosige Lichtdiademe um die grauweissen Felsenstirnen der himmelhoch ragenden Berge schlang, während sich das weite Thalbecken mit bläulich schimmerndem Duft erfüllte und die einmündenden Schluchten sich in schwarzblaue Schatten hüllten, purpurviolett erglühten, erreichten wir nach einem dritthalbstündigen Ritt die ersten Häuser der Stadt, in deren angeblich bester Posada mir ein kleines, siebeneckiges, nothdürftig möblirtes Gemach als Wohnung angewiesen wurde.

Orgiva, Hauptort der westlichen Alpujarras, eine kleine, aber freundliche Stadt mit blendend weiss getünchten Häusern, welche gleich denen der Moriscosdörfer ganz platte von Balustraden umgebene Dächer besitzen, liegt unbeschreiblich reizend auf einem flachen Hügel im Schosse einer sorgfältig gepflegten Vega über dem rechten Ufer des Rio Grande, unweit der Einmündung des aus einem tiefen Querthal der Sierra Nevada hervorströmenden Rio Sucio, inmitten eines weiten, prachtvollen Thalkessels, welcher von hohen, malerischen, an ihren untern Hängen theilweise üppig

bebuschten Felsenbergen, und zwar gegen Norden von den Verzweigungen der Loma del Picacho, gegen Süden von den Vorsprüngen der Sierra de Lujar umwallt wird. Es gedeihen in diesem tief eingesenkten, fast gegen alle Winde geschützten und daher sehr warmen Thalkessel alle Früchte des Südens, selbst Orangen. Die unmittelbar benachbarten Hänge des Gebirgsgürtels diesseits und jenseits des Flusses, oberhalb des terrassirten Bewässerungsterrains, wo sich damals neben hoch aufgeschossenen Maispflanzungen besonders zahlreiche Hanffelder durch ihr dunkles Grün bemerkbar machten, sind hoch hinauf in das goldige Grün der Weinrebe gehüllt und mit zahllosen Winzerhäuschen besäet, gleich den Abhängen der Contraviesa. Am folgenden Morgen, wo ich eine Excursion nach dem nahen Thale des Rio Sucio unternahm, die mich zunächst über den von stattlichen, mit Balconreihen gezierten Häusern umringten Constitutionsplatz führte, hatte ich Gelegenheit, die unglaubliche Fruchtbarkeit der Umgebungen von Orgiva zu bewundern, indem auf dem genannten Platze gerade Wochenmarkt abgehalten wurde. Neben grossen auf Espartomatten geschütteten Haufen von duftenden Melonen, dunkelgrünen Sandias (Wassermelonen), Gurken, Calabassen (Flaschenkürbissen), Kürbissen von allen möglichen Grössen, Formen und Farben, scharlachrothen Tomaten und grünen Pimientos (Paprika), waren in Espartokörben verschiedene Sorten frisch gepflückter Feigen, Mandeln, grüner Oliven, Wallnüsse und namentlich köstlicher Weintrauben in reicher Auswahl und von riesiger Grösse zum Kauf ausgestellt. Anderwärts lagen Massen goldgelber Maiskolben aufgeschichtet und standen offene Säcke oder Körbe mit Garbanzos

(Kichererbsen), Puffbohnen, Bohnen, Erbsen, Linsen, mit Salat, Kohlköpfen, Rüben u. a. m. Mitten auf dem geräumigen Platze waren die Esel und Maulthiere, welche in weitbauchigen Seronen alle diese Schätze herbeigetragen hatten, zusammengekoppelt, während ihre Besitzer, Bauern und Bäuerinnen der Vega, bei ihren Erzeugnissen standen und dieselben unter lebhaften Gesticulationen mit lautem Geschrei und andalusischem Wortschwall den feilschenden Männern — denn in Spanien wird der Einkauf der Lebensbedürfnisse fast auschliesslich von männlichen Dienstboten besorgt — zum Kauf anboten. Das bunte fröhliche Menschengewühl, mit den malerischen Trachten der kräftigen sonnenverbrannten Männer und Weiber, eingerahmt von der weissen Häusergarnitur des sonnenbeleuchteten Platzes, auf den überall die ernsten, je nach ihrer Lage in duftiges Hellblau oder dunkles Purpurviolett gebetteten Felsenstirnen des Hochgebirges hereinschauten, überwölbt von einem tiefblauen Himmel, bot ein Stück südlichen Volkslebens und südlicher Natur dar, wie man es eben nur in einem hochandalusischen Landstädtchen sehen kann. Als ich gegen Mittag nach Orgiva zurückkehrte, war der Platz wieder leer, allein Gelächter und Gesang, Guitarren- und Castagnettenklänge, welche aus fast allen Tiendas de vino herausschollen und die vor deren Eingangsthor stehenden Lastthiere bewiesen, dass sich noch viele Verkäufer in der Stadt befanden und hier einen vielleicht nicht geringen Theil ihres Erlöses in echt andalusischem Leichtsinn vertranken und verjubelten.

Am Nachmittage ritt ich nach Lanjarón, woselbst ich einen längeren Aufenthalt zu nehmen beschlossen hatte. Der Weg nach dieser, blos zwei Leguas ent-

fernten Stadt führt nach Ueberschreitung des Rio Sucio, dessen Thalfläche noch ganz von der Vega von Orgiva eingenommen wird, durch einen prachtvollen Olivenhain, wo ich wahre Riesenbäume mit höchst malerischen Kronen von grossem Umfange, die gewiss ein vielhundertjähriges Alter besitzen mochten, zu bewundern Gelegenheit hatte. Jenseits dieses Thales windet sich die Strasse, die damals ein blosser, und zwar schlecht unterhaltener Saumpfad war, bis gegen den Rio Seco, die Dörfer Cañar und Barja berührend, zwischen und über dürre kahle Kalkhügel hin, von deren Kuppen man schöne Ein- und Aussichten nach dem zur Linken (im Süden) sich hinziehenden, tief eingeschnittenen Thale des Rio Grande und auf den jenseits desselben hoch emporragenden pittoresken Felsenwall der Sierra de Lujar, sowie in die malerischen Thalschluchten der unmittelbar zur Rechten emporsteigenden Sierra Nevada geniesst, aus denen die genannten und noch zu nennenden Bäche insgesammt hervorströmen. Sie bewässern Parallelthäler, welche den langen Westabhang der mächtigen Loma del Picacho tief durchfurchen und in ihren einsamen Gründen grosse Naturschönheiten bergen mögen. Doch sind hier die Abhänge der Sierra, soweit ich dieselben übersehen konnte, kahl, nur mit lichtem Monte bajo und zerstreutem Gestrüpp bedeckt. Die erwähnte Kalkformation, ebenfalls Jurakalk, überlagert auch auf dieser Seite der Nevada die Flanken des Glimmerschiefergebirges, bildet aber nur ein niedriges Hügelgelände, welches in den Umgebungen von Lanjarón wieder fast gänzlich mit Rebenpflanzungen bedeckt und mit Winzerhäuschen bestreut ist. Einen sonderbaren Schmuck verlieh jenen dürren unwirthlichen

Kalkhügeln damals die Meerzwiebel (*Urginea Squilla Sth.)*, indem deren blattlose, bis 60 Cm. langen, schmalcylindrischen, weisslichen Blütentrauben überall, sowohl zwischen dem Geröll als aus den Spalten der Felswände, zu Tausenden hervorgesprosst waren. Die unter dem Namen „cebolla alborana“ in ganz Südspanien wegen ihrer angeblichen Heilkraft hochberühmte und vom Volke sehr geschätzte Zwiebel dieses Liliengewächses, die mitunter die Grösse eines Kinderkopfes erreicht und einen brennendscharfen, blasenziehenden Saft enthält, tritt stets über den Boden hervor, wo sie wächst, entwickelt aber ihre breiten Blätter nur im Frühlinge. Dann erscheint jede solche Zwiebel mit einem Blätterschopfe gekrönt, der aber bis zur Blütezeit längst verwelkt und in Staub zerfallen ist, weshalb dann die röthlichen oder violetten Blütentraubenschäfte unmittelbar aus den ungeschlachten, von braunen Häuten umhüllten Zwiebeln hervorragen. Ausser dieser in den Kalkgebirgen und sandigen Küstenstrichen des südlichen Spanien sehr gemeinen Pflanze blühten an senkrechten Felswänden hin und wieder noch einige dem granadinischen Berglande eigenthümliche Seltenheiten, wie die duftig blaublättrige, mit purpurrothen Kreuzblumen geschmückte *Brassica moricandioides Boiss.* und die schöne *Lavatera oblongifolia Boiss.*, deren blass rosenrothe Blumen angenehm gegen den grauweissen wolligen Filz ihrer breitlänglichen Blätter contrastiren; sonst aber hatte die Hitze und Dürre des hohen Sommers die Vegetation fast gänzlich vernichtet und von den widerstandsfähigeren Stauden und Halbsträuchern den Blütenschmuck längst abgestreift.

Ich mochte etwa zwei Stunden geritten sein, als

die Strasse sich nach Ueberschreitung des Rio Seco um einen schroffen Bergvorsprung herumwand. Kaum hat man denselben passirt, so entrollt sich ein Landschaftsgemälde von zauberischer Schönheit. In geringer Entfernung tauchen die weissen Häuserreihen von Lanjarón aus einem Haine von Fruchtbäumen empor, umgeben von goldgrünen Weingärten und überragt gegen Nordwest von dem westlichen Ende der Sierra Nevada mit dem sich hier gewaltig emporthürmenden Cerro Caballo, während westwärts sich das lachende, reich bevölkerte Val de Lecrin öffnet, und gegen Südwest die lange malerische, vielkuppige Kette der dicht bewaldeten Sierra de las Almijarras den Horizont begrenzt. Südwärts aber schaut man zwischen den östlichsten Vorsprüngen und Kuppen des genannten Gebirges und der kahlen, aber schön geformten Sierra de Lujar weit hinaus auf den azurnen Spiegel des Meeres. Zwischen Weingärten hinreitend, deren auf dem Boden umherrankende Rebstöcke mit einer fabelhaften Fülle schwellender Trauben von blauer, purpurner, goldbrauner, gelber und grüner Farbe beladen waren, gelangten wir um Sonnenuntergang nach dem Ziele unserer Reise, wo ich in der am Constitutionsplatz gelegenen Posada de la Plaza, die damals für den besten Gasthof dieser seit mehr als einem Jahrhundert wegen ihrer heilkräftigen Mineralquellen in ganz Andalusien und weit über dessen Grenzen hinaus berühmten Stadt galt, aber dennoch den Ansprüchen auch des allerbescheidensten Reisenden kaum zu genügen vermochte, meine Wohnung nahm. Reizend aber war die Aussicht, welche mir der Balcon meines gegen den Platz hinaus gelegenen Zimmers bot, indem ich von da sowohl zwischen den genannten Gebirgen

auf das Meer hinaus schauen, als auch die Sierra Nevada überblicken konnte, an deren von tiefen dunkeln Thalschluchten durchfurchtem Hange und wellenförmigen, hier und da noch Schneespuren zeigenden Kamm die farbenreiche Beleuchtung des Sonnenunterganges so eben ihren ganzen wechselnden Zauber entfaltete.

Lanjarón erinnert durch seine Lage einigermassen an Ronda, indem es wie diese von Fremden viel besuchte Stadt auf einem Gebirgsvorsprunge erbaut ist welcher an der dem Thale des ebenfalls aus der Sierra Nevada kommenden Rio de Lanjarón zugekehrten Seite wie abgebrochen endet und hier in steilen, fast senkrechten Felswänden zu dem mit üppigen Orangenhainen erfüllten Thalgrunde abstürzt. Hart an dem schwindelnden Rande zieht ein mit steinernen Ruhebänken geziertes Eisenstacket hin, welches die vierte Seite des 718 Meter über dem Meere gelegenen Constitutionsplatzes bildet. Die reizvollen Umgebungen der Stadt und die prachtvolle und imponirende, aller Beschreibung spottende Aussicht, die man von den Trümmern der jenseits des Flusses auf steilem Felsenkegel thronenden maurischen Burg geniesst, wo man von den Orangengärten im Vordergrunde bis hinauf zu den Schneefeldern des Picacho die Vegetationsformen aller Klimate Europas in deutlich begrenzten Parallelzonen mit einem Blicke überschaut, habe ich in meinem ersten Reisewerke (Bd. II, S. 113 f.) hinreichend geschildert. Auch über die Stadt und die in dem Barranco de los Caños, einer Seitenschlucht des Lanjarónthales gelegenen Bäder, die damals aus elenden Rohrbaracken bestanden, hier noch ein Wort hinzuzufügen, will ich unterlassen, da seit meiner Anwesen-

heit beide eine gänzliche Umgestaltung erfahren haben. Denn, wie ich 1873 in Granada hörte, führt gegenwärtig nicht nur eine gute Chaussée von dort nach Lanjarón, welche vielleicht sogar bis Orgiva weiter gebaut worden ist, sondern sind auch neue Badehäuser und in der Stadt selbst gut eingerichtete Hôtels errichtet worden, weshalb Lanjarón gegenwärtig während der Reisesaison auch von fremden Vergnügungsreisenden häufig besucht wird, was zu meiner Zeit fast niemals geschah. Dennoch glaube ich nicht zu irren, wenn ich meine, dass Lanjarón noch weit davon entfernt ist, das zu werden, wozu es seine herrliche Lage, seine heilkräftigen, wasserreichen Mineralquellen, seine reine erfrischende Gebirgsluft und die unbeschreibliche Anmuth seiner paradiesischen Umgebungen berechtigen, nämlich einer der ersten und besuchtesten Badeorte nicht nur Spaniens, sondern von ganz Europa.

Nachdem ich von Lanjarón aus einen viertägigen Ausflug durch das Thal des Guadalféo nach der Küstenstadt Motril, welche in einer herrlichen, grossentheils mit Culturpflanzen der Tropenzone bedeckten Vega gelegen ist [1]), unternommen hatte, schied ich am 25. September von dem „Paradies der Granadiner", um auf der durch das Lecrinthal führenden Strasse nach der Hauptstadt des Königreichs zurückzukehren. Mittlerweile hatte sich die Sierra Nevada mit frisch gefallenem Schnee bedeckt, weshalb sie sowohl von Granada, als namentlich von Lanjarón aus, wo ihr blendendweisser, sich vom dunkelblauen Himmel scharf

---

[1]) Die Hauptculturzweige in der Vega von Motril sind der Anbau des Zuckerrohrs, der Baumwolle, der süssen, westindischen Batate und des Cochenillecactus.

abhebender Schneemantel in majestätischer Pracht auf den üppiggrünen Teppich herniederwallte, welcher hier die Abhänge des Hochgebirges umhüllt, einen höchst imponirenden Anblick gewährte. Obwohl ich nun von einer weiteren botanischen Erforschung der höheren Regionen absehen musste, machte ich doch noch im October zwei Excursionen in die Nevada, um Früchte und Sämereien zu sammeln, bei deren ersteren mir der Cortijo de las Mimbres zwei Nächte lang als Unterkunftshaus gedient hat. Ich fand dort eine viel freundlichere und gastfreiere Aufnahme, auch ein besseres Unterkommen als im Cortijo de S. Gerónimo. Nachdem ich das Monachilthal bis zum Barranco de Benalcaza hinauf durchwandert hatte, erstieg ich noch einmal den Gipfel des Dornajo, wo ich ein nur selten vorkommendes Naturschauspiel genoss. Es hatte sich nämlich, wie bei meinem ersten Besuche dieses Berges, ein Gewitter zusammengezogen, aber diesmal waren die Wolken nicht über, sondern unter mir, so dass der Kamm des Dornajo wie eine Felseninsel aus dem alle Thäler und niedrigeren Berge verhüllenden Wolkenmeere hervorragte, das im Scheine der von einem im reinsten Azur prangenden Himmel herabstrahlenden Sonne einem flockigen Schneefelde von riesiger Ausdehnung glich. Das Zucken der Blitze, welche bald durch diese hin und her wogenden, hier sich senkenden, dort sich hoch aufbäumenden Wolkenmassen hindurchleuchteten, bald über deren Oberfläche in blendenden Zickzackstreifen hinfuhren, das Rollen des Donners, welches ein hundertfaches Echo in den verschlungenen Gründen der wilden Kalkalpen und der Thäler des Monachil und Jenil wach rief, während die ernste majestätische Hochgebirgskette, gänzlich ein-

gehüllt in ein weisses, hie und da von der Abendsonne schon rosig beleuchtetes Schneegewand durch ihre Todesstarre sich in einen ergreifenden Gegensatz zu dem lebensvollen, unter meinen Füssen tobenden Elementarkampfe stellte: alles dieses bildete ein Schauspiel von einer Grossartigkeit, die keine Feder zu schildern vermag, das sich aber mit unvertilgbaren Zügen meiner Erinnerung eingeprägt hat. Am folgenden Morgen ritt ich bei schönstem Wetter durch den malerischen, mit reichem Buschwerk ausgekleideten Barranco de Hoyanida nach Guejar hinab, von wo ich noch an demselben Tage nach der Alhambra zurückkehrte. Noch einmal besuchte ich dieses Dorf, wo ich immer einer freundlichen Aufnahme gewärtig sein durfte, am 20. October, in Begleitung eines englischen Kaufmannes, welcher in Krappwurzeln „machte“ und dort dergleichen wild wachsend in Menge zu finden und billig erwerben zu können vermeinte, worin er sich aber gewaltig getäuscht hatte. Damals war im Jenilthale die Kastanienernte gerade in vollem Gange, die freilich durch wiederholte und anhaltende Regengüsse, wie solche der October und November dort zu bringen pflegt, sehr beeinträchtigt wurde. Glücklicherweise war das Wetter beim Hinausreiten und am folgenden Vormittage ziemlich schön, weshalb uns Gelegenheit wurde, das fröhliche Volksleben, welches die Kastanienernte hervorruft, einigermassen kennen zu lernen. In allen Kastanienhainen vor und bei Guejar waren Männer und Weiber beschäftigt, mit langen Stangen die stachligen Früchte von den Zweigen der breitästigen Bäume herabzustossen, während gewandte junge Burschen und Knaben dieselben aus den reichbelaubten Kronen, in die sie hinaufgeklettert waren,

hinabwarfen und dabei nicht selten sich die jungen Mädchen, welche im Verein mit zahlreichen Kindern beschäftigt waren, die Früchte aufzulesen und damit die Tragkörbe der bereitstehenden Maulthiere und Esel anzufüllen, zur Zielscheibe wählten. An jedem solchen Ernteplatze loderten Feuer, über denen von alten Frauen frische, von ihrer Stachelhülle befreite Kastanien in eisernen Kasserolen geröstet wurden. Auch fehlte es hie und da nicht an Zelten oder Buden, wo ein Weinverkäufer eine fliegende Restauration improvisirt hatte und dann erschollen auch sicher Guitarrenklang und Gesang, wohl sogar Castagnettengeklapper, indem die lebenslustigen jungen Bursche eine solche Gelegenheit nicht vorbeigehen liessen, ohne bei fröhlichem Gelage die ländlichen Schönen zum Tanz aufzufordern. Am folgenden Tage nahm ich bei strömendem Regen für das laufende Jahr Abschied von der Sierra Nevada, worauf ich am 5. November den Schauplatz meiner Thätigkeit nach Malaga verlegte.

14.

Die Sierra Nevada im Frühlingsschmucke.

Ein halbes Jahr war vergangen, seit ich Granada verlassen hatte. Damals erschien die Sierra Nevada, wie schon erwähnt, bereits in ihr Wintergewand gehüllt, und als ich sie am 9. Juni 1845 vom Gipfel der Sierra Tejeda wieder in grösserer Nähe erblickte, reichte ihr faltiger Silbermantel sogar noch tiefer hinab, als im vergangenen Herbste. In Granada, wo ich am 17. Juni, aus der Sierra de las Almijarras kommend, eintraf, erzählte man mir, dass es seit vielen

Jahren nicht so viel geschneit habe, wie im verflossenen Winter, wo Granada selbst sammt seiner Vega Tage lang mit Schnee bedeckt gewesen sei und dass infolge dessen sich in der Sierra ungeheuere Schneemassen angesammelt hätten. Ich sollte bald Gelegenheit haben, mich von der Wahrheit der letzteren Nachricht zu überzeugen. Auch schien trotz der bedeutenden Wärme, welche schon seit Mitte Mai geherrscht hatte, der Winter im Hochgebirge noch nicht zu Ende zu sein, denn die Wassermasse des Jenil hatte seit April nicht merklich zugenommen, ein Beweis, dass die Schneeschmelze in der Alpenregion der Sierra noch nicht begonnen haben konnte. Während aber im November die Vorberge und die untere Hälfte des Hochgebirges eine fahlgraue Färbung zur Schau getragen hatten, waren dieselben jetzt mit einem grünen Teppich bekleidet, welcher mit der blendendweissen tief hinabreichenden Schneedecke der Hauptkette, die nur hie und da durch schwarze nackte Felsmassen unterbrochen erschien, wunderbar contrastirte. Noch zauberhafter war der Gegensatz des eisigen Hochgebirges und der noch immer im üppigsten Frühlingsschmucke prangenden Umgebungen von Granada — denn Dank der Hochlage dieser Stadt und der Nähe der Sierra Nevada dauert dort der Frühling fast ebenso lange, wie in Mitteleuropa — zumal in der farbenreichen Beleuchtung des Sonnenuntergangs, die den weissen, sich scharf am dunkelblauen Himmel abhebenden Wall der Sierra in ein rosiges Licht tauchte, das von Minute zu Minute intensiver werdend, bald die höchsten Kuppen purpurn erglühen liess, während sich die Thäler und Schluchten des grünen Hanges in blaue und violette Schatten betteten. Die reiche Flora der Vega

und der Granada zunächst gelegenen Hügel gab mir für die erste Woche meines zweiten Aufenthaltes in dieser Stadt hinreichende Beschäftigung; als aber der Jenil zu schwellen begann und ich nun hoffen durfte, dass auch im Hochgebirge der Frühling angebrochen und das Pflanzenleben erwacht sei, konnte ich dem Verlangen, von Neuem in die romantischen Wildnisse der Sierra einzudringen, nicht länger widerstehen.

Bei herrlichem Wetter verliess ich am Nachmittage des St. Johannifestes zu Pferde die damals von Rosenduft umwehte und von Nachtigallengesang umflötete Alhambra, in der Absicht, einige Tage in der Sierra zu verbringen. Mein nächstes Ziel war ein erst in diesem Frühlinge in der Nähe des Dornajo, am Hange des Monachilthales etablirtes Hato meines Freundes José Ramos, von dem ich durch einen Hirten, dem ich zufällig in Granada begegnete, Kunde erhalten hatte. Dort wollte ich übernachten und den folgenden Tag auf dem Schneewege bis gegen den Fuss des Picacho vordringen, da sich dort bereits schneelose Stellen zu zeigen begonnen hatten und ich daher hoffen durfte, am schmelzenden Schnee die ersten Frühlingsblumen ernten zu können. Dass ich, durch den Pflanzenreichthum in den Vorbergen aufgehalten, erst nach Sonnenuntergang das Plateau von el Puche erreichte; dass ich im Dunkel der hereinbrechenden Nacht jenes Hato nicht fand und genöthigt war, bei der Quelle des Dornajo mitten zwischen Schneefeldern, ohne ein wärmendes Feuer anzünden zu können, zu bivouakiren: das Alles habe ich in meinem ersten Reisewerke (Bd. III, S. 42—45) bereits erzählt. Ich will mich daher hier nur auf die Wiedergabe der Eindrücke beschränken, welche die untere in vollem

Frühlingsschmucke prangende Hälfte der Sierra und der Anblick der alpinen Region, wo der Frühling eben erst begonnen hatte, auf mich machte.

Kaum hatte ich Huetor-Vega im Rücken, so trat mir in den hoch hinauf bebuschten Vorbergen der Sierra eine Blütenfülle entgegen, von der einen Monat später kaum noch dürftige Ueberreste vorhanden zu sein pflegen, und welche eingehend zu erörtern hier nicht der Ort sein kann. Es genüge die Bemerkung, dass die Mehrzahl der den Monte bajo zusammensetzenden, meist immergrünen Sträucher in voller Blüte stand. Neben den goldgelben, in kurze Träubchen gruppirten Schmetterlingsblumen der fast blattlosen silberglänzenden „Retama“ (*Retama sphaerocarpa Boiss.*) und den weissen duftenden Blütenbüscheln des feinblättrigen „Torvisco“ (*Daphne Gnidium L.*), den hellgelben Dolden des glänzendgrün belaubten Hasenohrstrauches (*Bupleurum fruticosum L.*), welche Sträucher im Verein mit „Lentisco“ (*Pistacia Lentiscus L.*) und „Cornicabra“ (*Pistacia Terebintus L.*), die bereits verblüht waren, mit der dornblättrigen Kermeseiche (*Quercus coccifera L.*) und anderen südeuropäischen Holzarten die unteren Hänge des Gebirges bis über 1200 M. hinauf bekleiden, zeigten sich allenthalben die grossen, zarten, hellrosa- bis dunkelrothen und weissen Blumen verschiedener Cistrosen (*Cistus albidus*, *crispus* und *salviaefolius L.*), die bläulichen Quirlähren des Rosmarin und die langen, blassrosenrothen Blütensträusse der granadinischen Brombeere (*Rubus hispanicus Willk.*), eines Prachtgewächses mit unterseits schneeweiss filzigen Fiederblättern, welche auch um Dörfer und Gehöfte vorkommt, hier undurchdringliche Hecken bildend. An feuchten Plätzen, namentlich an Ufern von

Bächen, leuchteten die weissen Blumensterne des hier oft massenhaft wachsenden Myrthenstrauches. Zwischen diesen Sträuchern, durch deren Geäst die südeuropäische Waldrebe (*Clematis Flammula L.*) und Gaisblattarten (die immergrüne *Lonicera etrusca Santi* und die sommergrüne *L. hispanica Boiss. Reut.*) häufig emporrankten, über und über bestreut mit weissen (die Waldrebe) und röthlichgelben Blütendolden, bedeckte eine Menge blühender Kräuter und Gräser, in getrennten Büscheln wachsend, den steinigen Boden, so dass der Hang der Sierra, so weit das Auge reichte, einem Blumengarten glich. Unter andern mögen hier nur die schöne *Polygala Boissieri Gren.*, eine echte lange, lebhaft rosenrothe Blütentrauben tragende Nevadapflanze, welche dem auf den Kalkbergen um Wien so häufig wachsenden rosenrothen Kreuzblümchen (*P. major Jacqu.*) sehr ähnlich sieht und in der That von ihrem Entdecker Boissier damit verwechselt worden ist und zwei rothblühende Nelkenarten (*Dianthus hispanicus Asso* und *D. brachyanthus Boiss.*) erwähnt sein. Als ich oberhalb der Kastanienquelle die Bergregion erreicht hatte, begannen neue Blumen aufzutreten, während manche der erwähnten nun verschwanden. Die Luft war von aromatischen und süssen Düften gewürzt, welche den zahllosen Blütenkelchen der blaublumigen spanischen oder lavendelblättrigen Salbei (*Salvia lavandulaefolia Vahl.*), einer unserem gemeinen Salbeistrauch (*S. officinalis L.*) sehr ähnlichen, diesen in Südspanien ersetzenden Art, verschiedener in dichten mit weissen und röthlichen Blümchen besäeten Polstern wachsenden Thymianarten (*Thymus hirtus W.*, *Th. Zygis L.*) und anderer Labiatenhalbsträucher, sowie den goldgelben Trauben des spanischen Sauerdorns (*Berberis*

hispanica Boiss.) entströmten. Letzterer, von el Puche an bis S. Gerónimo und so weit die Kalkformation reicht, verbreitet, unterscheidet sich von unserem gemeinen Sauerdorne, mit dem er den eigenthümlich süssen Blumenduft gemein hat, durch geringere Grösse, namentlich aber durch seine schwarzblauen Beeren. Das Dunkel der hereinbrechenden Nacht liess mich bald nur noch die Düfte der Blumen wahrnehmen.

Als ich am frühen Morgen von Frost klappernd und mit Reif bedeckt aus einem kurzen, unruhigen Schlummer erwachte und aus der Felsengrotte heraustrat, die mir als Obdach gedient hatte, sah ich mich von einer ganz anderen Scenerie und Vegetation umgeben. Zur Linken, gegen Süd, stiegen unmittelbar die steilen, felsigen Lehnen empor, welche den zackigen Dolomitwall des Dornajo tragen, dessen Schluchten mit einem reichen, im jungen Frühlingsgrün prangenden Strauch- und Kräuterwuchs ausgekleidet waren, und in dessen Felsspalten schwellende Polster und herabhängende Büsche alpiner Kräuter sich bemerkbar machten, indem sie mit weissen, gelben und rothen Blumen reichlich geschmückt erschienen (*Cerastium Boissieri Gren.*, *Saxifraga spathulata Desf.*, *Brassica humilis DC.*, *Linaria verticillata Boiss.*, *Allium roseum L.*). Mit dieser heiteren Frühlingsvegetation contrastirten nicht wenig die Schneefelder, die sich zur Rechten neben und über uns ausbreiteten, zwischen denen die erst kürzlich aus ihrem winterlichen Gefängniss befreite Vegetation noch völlig schlummerte. Während ich Vicente mit dem Pferde auf dem Schneewege vorausschickte, erstieg ich allein, in einer jener Schluchten emporkletternd, welche den Nordabhang des Dornajo durchspalten, den Gipfel dieses Berges.

Kaum hatte ich dessen höchste Spitze erreicht, als die Sonne über die langgestreckten Lomas emportauchte, welche die Thäler des Jenil, Maydena und Aguas blancas scheiden, und alle hervorragenden Kuppen, Kämme und Felsen mit blendendem Licht übergoss, während die Thäler und Schluchten noch in dunkelviolette Schatten gehüllt erschienen. Bald stand die gesammte Kette der Schieferalpen in ihrem weissen Schneemantel in voller Morgenbeleuchtung da, ein prachtvoll grossartiges Gemälde! Noch einmal — es war ja, wie ich wusste, das letzte Mal — schwelgte ich in den Reizen jener prächtigen Rundschau, die jetzt, zur Frühlingszeit, doppelt schön war, und durchmusterte nochmals mit prüfendem Blick alle die Gegenden, welche ich im Vorjahre von dem da unten zwischen blumenreichem Gebüsch noch im Schatten gebetteten Cortijo de S. Gerónimo aus durchwandert hatte, worauf ich mich der Untersuchung der reichen Vegetation widmete, die alle Felsspalten und Klüfte auskleidete und zwischen den Steinen des langen südlichen Gerölleabhanges wucherte. In den Schluchten der Nordostseite leuchteten im Schatten der mit röthlichen Blütentrauben geschmückten granadinischen Bergmispel (*Cotoneaster granatensis Boiss.*), gegen dessen hellgrünes Laub die unterseits schneeweissen Blätter und die weissen Blumendolden unserer hier häufig aus Felsspalten hervorgewachsenen Mehlbirne (*Pirus Aria Ehrh.*) lieblich abstachen, auf dem hellen Dolomitsande die goldgelben Rosenblumen der pyrenäischen Nelkenwurz (*Geum pyrenaicum Ramd.*) und die blassgelben Kreuzblumentrauben des *Sisymbrium laxiflorum Boiss.*, zwischen lichtgrünen Büschen kleinblättriger Vergissmeinnichte (*Myosotis stricta Lk.* und *M. refracta Boiss.*)

und den grauweissen, von rothen Quirlähren überragten Blätterpolstern des seidenglänzenden Andorn (*Marrubium sericcum Boiss.*). Dagegen wiegten auf den freien Felsmassen des Gipfels zierliche Gräser auf schlanken Halmen ihre zarten Blütenrispen graziös im Morgenwinde, in Hunderten von Büscheln zwischen den starren von hellgelben Blütenträubchen überragten Blattrosetten des spanischen Hungerblümchens (*Draba hispanica Boiss.*) und üppigen Polstern der mit weissen Blumen übersäeten *Arenaria grandiflora L.* wachsend. Die Felsblöcke selbst zeigten sich übersponnen von dem labyrinthisch verzweigten Geäste der in ihren Spalten wurzelnden Zwergkirsche (*Cerasus prostrata Seringe*), zwischen deren kleinen, hellgrünen, unterseits weisslich filzigen Blättern jetzt zahlreiche röthliche Blümchen sich geöffnet hatten. Das Auftreten dieses dem Gestein sich gleich dem Epheu innig anschmiegenden Sträuchleins in den Kalkgebirgen des südlichen Spaniens verdient ein pflanzengeograpisches Räthsel genannt zu werden, indem seine eigentliche Heimat der Orient (Syrien) ist. Der lange Südabhang, an dem ich eine Strecke weit hinabstieg, glich ebenfalls einem Blumengarten. Namentlich machte sich hier ein seltsamer Cruciferenhalbstrauch, die verworrene dornige Massen bildende *Vella spinosa Boiss.*, sehr bemerkbar, indem er jetzt über und über mit blassgelben Kreuzblumen bedeckt war, sowie auch die abgerundeten, graugrünen, in weissem und gelbem Blütenschmuck prangenden Büsche zweier strauchiger Sonnenröschen (*Helianthemum glaucum P.* und *H. hirtum P.*). Besonders reizend nahm sich aber der hier und da zwischen den Steinen wurzelnde *Convolvulus nitidus Boiss.* aus, eine alpine niedrige Windenart, indem deren silberweiss

filzigen Blätterpolster mit zartrosenrothen Trichterblumen gestickt erschienen.

Vom Dornajo begab ich mich nach den benachbarten Prados de las Yéguas, auf welchen, wie im Vorjahre, zahlreiche Rinder und Pferde weideten. Diese weiten Wiesenflächen zeigten sich jetzt, wo sie an vielen Stellen vom Wasser der über ihnen gelegenen, im Schmelzen begriffenen Schneemassen überrieselt waren, mit einem fabelhaft üppigen Gras- und Kräuterwuchs bedeckt, der mir nicht selten bis an die Hüften reichte. Neben einer Menge theils nur der Sierra Nevada, theils überhaupt den Gebirgen Südeuropa's eigenthümlichen Pflanzen, insbesondere Gräser (*Festuca granatensis Boiss.*, *F. triflora Desf.*, *F. spadicea L. var. nevadensis*, *Avena bromoides Gou.*, *A. tricuspidata Hack.* u. a.), grüssten mich auch hier einzelne wohlbekannte Wiesenpflanzen der fernen Heimat, wie der scharfe Hahnenfuss (*Ranunculus acer L.*), das Alpenvergissmeinnicht (*Myosotis alpestris Schm.*), die Spargelerbse (*Tetragonolobus siliquosus Moench*), der Glatthafer (*Avena elatior L.*) u. a. m. Ueberhaupt machte die ganze üppiggrüne Matte mit ihren auf- und niederwogenden Grashalmen und dem Glockengeläute der hier weidenden Heerden, begrenzt von mächtigen Schneefeldern, über welche die weisse Pyramide des Picacho emporragte, mehr den Eindruck einer Schweizer-, als einer südeuropäischen Gebirgslandschaft. Während ich, unbekümmert um das, was um mich her vorging, zwischen hohem Gras am Boden knieend, Pflanzen ausgrub, ertönte plötzlich in unmittelbarer Nähe eine rauhe Stimme, welche mir zurief: „Hola, D. Enrique, 'stá V. otra vez por esta tierra? Bonas dias teng' V." (Holla, sind Sie wieder in dieser Ge-

gend? Guten Morgen!) Ueberrascht emporschauend, erblickte ich vor mir die verwilderte Banditengestalt eines Hirten, in dem ich einen der Knechte des benachbarten Hieronymushofes wieder erkannte. Der brave Mann wollte mich durchaus bereden, in dem genannten Hofe, wohin zu gehen er im Begriff war, wieder einzukehren und dort Mittag zu halten; aber abgesehen davon, dass ich keine grosse Lust verspürte, die Bekanntschaft mit der Señora Feliciana zu erneuern, machte der Umstand, dass mich Vicente oben auf dem Schneewege erwartete, einen Besuch im Cortijo de S. Gerónimo unmöglich. Nachdem wir nach Landessitte einen cigarrito mit einander geraucht hatten, schied der Hirt mit biederem Händedruck von mir, während ich mich durch hohes Gras und Gestäude zu den kurz begrasten Lehnen emporarbeitete, welche sich oberhalb der Prados gegen den Schneeweg hinanziehen und noch zahlreiche Schneespuren zeigten. Auch hier blühten bereits viele Pflanzen; namentlich leuchteten schon von fern die grossen goldgelben Blumensterne der Gamswurz *(Aronicum scorpioides De C.)*, ebenfalls einer Pflanze unserer Alpen, aus dem hellen Grün der jungen Grasbüschel hervor. Oben angelangt, traf ich bald Vicente in der Nähe einer klafterhohen Schneewehe, unter welcher der Weg verschwand. Sie bildete den untersten Vorsprung einer mächtigen Schneedecke, welche den ganzen Kamm des Querjoches, über das der Schneeweg hinführt, bis hinauf zu den nackten Schieferfelsen des Peñon de S. Francisco ununterbrochen verhüllte. An ein weiteres Vordringen mit einem Pferde war nicht zu denken. Da ich aber gern die genannten, etwa noch eine Gehstunde entfernten Felsen untersuchen wollte, indem

auch dort möglicherweise die Vegetation bereits erwacht sein konnte, so machte ich mich allein dahin auf den Weg. Allein das war kein festgefrorener Firn, wie in der Schneeregion der Alpen, sondern weicher, im Aufthauen begriffener Schnee, weshalb ich bei jedem Schritt bis an die Kniee versank und daher nur sehr langsam vorwärts kam. Nach halbstündigem Steigen, wo ich kaum den fünften Theil der Entfernung zurückgelegt hatte, verzichtete ich auf den Besuch des Peñon, und traf endlich, vor Schweiss triefend, bis über die Kniee durchnässt und halb geblendet durch den Reflex des Sonnenlichtes von den weissen Schneeflächen, wieder bei meinem Diener ein, welcher unterdessen die zwei einzigen Pflanzen, deren Blüten hier hart am schmelzenden Schnee durch die Junisonne zwischen dem nassen Schiefergerölle in Menge hervorgelockt worden waren, gesammelt hatte, nämlich den weissblumigen ampferblättrigen Hahnenfuss (*Ranunculus acetosellaefolius Boiss.*) und das mit goldgelben Blütenkörbchen gezierte wurzelnde Bertramskraut (*Pyrethrum radicans Lag.*). Beide, in der Schneeregion der Nevada weit verbreitete und diesem Gebirge ausschliesslich angehörende Pflanzen, hatte ich noch nie an einem so tief gelegenen Standorte (wir befanden uns etwa 2500 M. über dem Meere) beobachtet. Dem Schneewege folgend, welcher noch mehrmals von Schneewehen verschüttet war, durch die sich mein Pferd nur mühsam hindurchzuarbeiten vermochte, gelangten wir um Mittag wieder an die Quelle des Dornajo, wo wir rasteten, um den Rest des von Granada mitgenommenen Proviants zu verzehren und die bisher gesammelten Pflanzen einzulegen.

Wir richteten nun unsere Schritte nach dem im

vollsten Frühlingsschmucke prangenden Jenilthale, indem wir den Pfad einschlugen, welcher, aus dem Monachilthale kommend und den Schneeweg kreuzend, über den Cortijo de la Vibora nach Guejar-Sierra hinabführt. Eine warme Sommerluft, gewürzt mit dem Aroma der Düfte, welche aus zahllosen Blumen der waldigen Dehesa de la Vibora emporstieg, umfächelte uns hier, denn die Glutstrahlen der Sonne wurden hier nicht mehr gemildert von der Kälte mächtiger Schneemassen. Die untersten, nur kleinen Schneefelder hatten wir eine Stunde früher an der Quelle des Dornajo verlassen. Je weiter wir an der Dehesa gegen den Vipernhof hinabstiegen, desto grösser wurde die Zahl der blühenden Pflanzen, desto nuancirter das Grün, desto bunter der Blumenflor. Die ganze Dehesa glich einem reizenden Parke! Das heitere helle Grün des jungen Laubes der filzblättrigen Eiche, welche den Hauptbestandtheil des Buschwerks und der Bäume bildet, zeigte sich allenthalben unterbrochen von den goldgelben Blütensträussen verschiedener Ginsterarten und anderer schmetterlingsblütiger Sträucher (worunter auch unser Besenpfriemen, *Sarothamnus scoparius Wimm.*), sowie von den rosigen Trauben der spanischen Brombeere und den hellrothen Blumen verschiedener Heckenrosen (*Rosa hispanica Boiss.*, *R. Pouzini Tratt.* u. a.). Im Schatten dieser Büsche prangten die grossen Purpurblumen einer Päonie (*Paeonia Reuteri Boiss.*) neben den blauvioletten Glocken der spanischen Aklei (*Aquilegia vulgaris L. var. hispanica Willk.*), an offenen sonnigen Grasplätzen die weissen Blütendolden der andalusischen Vogelmilch (*Ornithogalum baeticum Boiss.*) zwischen duftenden Nelken mit zartgefransten hellrothen Blumenblättern (*Dianthus Broteri Boiss.*)

und den rosenrothen, von langen nackten Stielen getragenen Köpfchen einer Grasnelke (*Armeria longearistata Boiss.)*. An solchen Plätzen zeigte sich hier und da auch, meist truppweise, der weissliche Natterkopf (*Echium albicans Lag. Rodr.*), eine Prachtpflanze Granada's, mit grossen silberweissen Blattrosetten und pyramidalen Sträussen purpurner und azurblauer Trichterblumen. Zugleich regte sich auch das Thierleben immer mehr, je weiter wir gegen das lachende, im Scheine der Sonne wie in einem goldgrünen Teppich gehüllte und duftig blau beleuchtete Jenilthal hinabstiegen. Buntbeschwingte Schmetterlinge, darunter prächtige Segelfalter, flatterten über den Blumenteppich oder schwebten graziös vor den süssduftenden Röhrenblumen der schönen *Lonicera splendida Boiss.*, welche im Verein mit spanischem Gaisblatt (*Lonic. hispanica Boiss. Reut.*) mit Schmeerwurz (*Tamus communis L.)*, mit Waldrebe (*Clematis Flammula L.*) u. a. Schlingpflanzen die Büsche durchrankte und überspann, denselben mit ihren blaugrünen Blättern und röthlichgelben Blütendolden einen ebenso fremdartigen als reizenden Schmuck verleihend. Schillernde Käfer, zartgeflügelte Libellen, honigsuchende Bienen und Wespen flogen von Busch zu Busch oder kletterten an den Stengeln und Halmen der blühenden Stauden und Gräser empor, oder liefen geschäftig im Verein mit emsigen Ameisen auf dem glitzernden Glimmersande hin und her: überall summte und schwirrte es in der feuchtwarmen Luft, zwischen und unter den Büschen und Bäumen, deren üppige Belaubung das Sonnenlicht goldig erglühen liess, welches hindurchfallend leuchtende Muster auf den hellgrünen Teppich zarter junger Grasbüschel malte, die unter ihrem schattenden Schirm

aus dem nackten Gerölleboden hervorgesprosst waren. Aber nicht blos die Insectenwelt tummelte sich in Frühlingswonne, auch das übrige Thierleben machte sich in hundertfältiger Weise bemerkbar. Befiederte Sänger liessen ihre Lieder aus den Kronen der Bäume erschallen und grün-, braun- und grauschimmernde Eidechsen, darunter bisweilen ein riesiges Lagarto [1]), huschten, vom Geräusch unserer Tritte aufgeschreckt, blitzschnell über den grasigen Boden. Doch fehlte es in diesem Eden auch nicht an verborgenen und gefährlichen Feinden, vor denen sich der Mensch und namentlich ein sammelnder Naturforscher wohl zu hüten hat, denn unter sonnenerwärmten Steinen lauerten Scorpione und Scolopender; auch findet sich unter Gestrüpp nicht selten die giftige Viper, welche der ganzen Dehesa ihren Namen gegeben hat.

Nachdem wir noch einmal bei dem schön gelegenen Cortijo de la Vibora gerastet hatten, stiegen wir in das malerische Felsenthal des Barranco de Castillejo hinab, das jetzt von einem starken Bache in prächtig schäumenden Cascaden durchtobt wurde. Auch hier zeigten sich die nackten Felsenwände jetzt in allen Spalten und Klüften mit einem reichen, von bunten Blumen durchwirkten Kräuter- und Strauchwuchs geschmückt und will ich blos der prächtigen *Ononis aragonensis Asso* gedenken, deren goldgelbe Blütentrauben aus dem hellen Grün ihrer zierlichen Kleeblätter an dem gewundenen Geäst dieses Strauches von den Rändern der steilen Felsen herabgrüssten. Eine andere Goldblume leuchtete schon von fern an

---

[1]) *Lacerta ocellata L.* Dieses Thier erreicht in Südspanien bis $^2/_3$ Meter Länge.

dem von üppigem Gestäude begrenzten Ufer des rauschenden Bergwassers. Es war das hier oft über mannshohe Bestände bildende Gold-Kreuzkraut (*Senecio Doria L.*), dessen schlanke, mit glänzendgrünen Lanzettblättern reich bekleidete Stengel an ihrer Spitze einen breiten Schirm goldgelber Blütenkörbchen tragen. Schon neigte sich die Sonne ihrem Untergange entgegen, als wir den Barranco verlassend, die hochstämmige, ebenfalls im frischen Maigrün prangende Kastanienwaldung betraten, welche die untersten Hänge des Jenilthales bekleidet, und bald vernahmen wir das dumpfe Brausen des vom Schneewasser geschwellten Flusses, den wir an der betreffenden Furth nur mit Mühe und nicht ganz ohne Gefahr zu Pferde zu passiren vermochten. Die letzten Strahlen der Sonne tauchten eben den riesigen Felsabsturz des Cerro Calal in rosiges Licht, als wir Guejar erreichten, wo mir wieder der freundlichste Empfang von Seiten der mir vom Vorjahre bekannten Bewohner zu Theil wurde und wo ich noch zwei Tage verweilte, um Excursionen in das Thal des Maydena und in andere Seitengründe zu machen, welche in demselben wunderbaren Frühlingsschmucke prangten, von dem meinen Lesern eine Idee zu geben ich im Vorstehenden versucht habe.

15.

Zum Veletagletscher. Zweite Besteigung des Picacho.

Nachdem die Schneedecke der Sierra sich an deren Abhängen unter den Gluthen der Julisonne in einzelne Felder und Streifen aufgelöst hatte und daher zu hoffen stand, dass nunmehr auch dort die Vegetation

zu neuem Leben erwacht sein werde, ritt ich am 2. August abermals nach Guejar-Sierra, um von dort aus noch einige Hochtouren zu unternehmen, denn der Abschied von Granada auf Nimmerwiedersehen, wie ich damals dachte, stand nahe bevor! Die Ziele meiner Expeditionen waren der nochmalige Besuch des Corral und Picacho de Veleta. Ich wählte diesmal die Cabaña vieja zu meinem Standquartier, da diese mehr Bequemlichkeit bot, als ein gewöhnliches Hato. Ich habe dort bei den braven Hirten drei Nächte hinter einander zugebracht und da noch einmal in den romantischen Reizen geschwelgt, welche die grossartige Alpennatur der Nevada beim Sonnenauf- und Untergange und unter dem sternglänzenden Nachthimmel Andalusiens entfaltet.

Blos von meinem Diener begleitet brach ich am frühen Morgen des 4. August nach dem Corral de Veleta auf. Wir richteten unsere Schritte zunächst nach dem Barranco de Gualnón, denn ich wollte diesmal durch dieses Alpenthal, also von unten her bis zu dem Corral empordringen. Auch wäre der Abstieg von dessen oberem Rande hernieder kaum möglich gewesen, da jener einzige Pfad, der von oben herunterführt, wie ich im Corral bemerkte, noch grossentheils unter Schnee- und Eismassen begraben war. Der Barranco de Gualnón bot diesmal in seiner oberen Hälfte einen noch grossartigeren Anblick dar, wie bei meinem ersten Besuche, weil seine oberen Ränder und Lehnen noch mit mächtigen, weit hinabhängenden Schneemassen bedeckt erschienen, deren blendendes Weiss gegen das frische saftige Grün des üppigen, die Sohle und die unteren Hänge des Felsengrundes auskleidenden Pflanzenwuchses wunderbar contrastirte. Noch einmal um-

gaben mich Frühlingsgrün und Frühlingsblumen, denn die Vegetation war hier offenbar erst vor wenigen Wochen aus ihrem Winterschlaf erwacht. Das Emporklimmen im Grunde war aber diesmal noch schwieriger, als im Vorjahre, weil der Veletabach, vom Schneewasser stark angeschwollen, seine eigentlichen Ufer an vielen Stellen überfluthete. Auch prangte sein Wasser diesmal nicht in einem durchsichtigen Blaugrün, sondern war molkenartig getrübt, so dass er in der That einem Gletscherbach der Alpen glich. Nach mehrstündiger mühsamer Wanderung machte ich an einer besonders kräuter- und blumenreichen Stelle Halt, theils um meine bereits vollgestopfte Botanisirbüchse durch Einlegen der Pflanzen in das mitgenommene Papier zu entleeren, theils um zu frühstücken. Wir befanden uns bereits im obersten Theile des Barranco: vor uns eröffnete sich das kolossale, von ungeheueren Felsenabstürzen umgürtete Circusthal des Corral, überragt im Hintergrunde von der schwarzen, eisgekrönten Riesenpyramide des Picacho und abgegrenzt nach unten von dem Barranco durch einen ebenfalls noch grossentheils von Schnee verhüllten Felsenwall, über den der Veletabach in mehrere Arme getheilt in schäumenden Cascaden herabstürzte, die, von unserem Standpunkte aus gesehen, im Scheine der Sonne breiten glänzenden Silberbändern glichen.

Da mir die Hirten gesagt hatten, dass jener den unteren Rand des Corral bildende Wall nur aus einer nicht sehr steilen und leicht ersteigbaren Felsenlehne bestehe, die Sohle des sich unterhalb desselben schon bedeutend erweiternden Barranco fast eben und grossentheils blos mit Alpenmatten ausgekleidet ist, ebenso wie diejenige des eigentlichen Corral, deshalb meines

Erachtens das weitere Empordringen bis zum Veleta-gletscher keine erheblichen Schwierigkeiten mehr darbieten konnte, auch die Witterung höchst günstig war und daher keine Nebelbildung zu befürchten stand: so liess ich Vicente an unserem Frühstücksplatze zurück mit dem Befehl, die dort blühenden Pflanzen zu sammeln und einzulegen und verschiedene Wurzeln auszugraben, und machte mich trotz der Gegenvorstellungen meines Dieners allein auf den Weg nach dem scheinbar schon sehr nahen Circusthale. Aber auch diesmal hatte die klare Luft der Schneeregion in der Beurtheilung der Entfernung getäuscht, denn obwohl ich mich auf den blumigen Matten nicht aufhielt, mir das Einsammeln der hier blühenden Enziane und anderer Alpenpflanzen für den Rückweg aufsparend, so brauchte ich doch über eine halbe Stunde, bevor ich die Felsenlehne erreichte, und als ich endlich an ihrem Fusse stand, war guter Rath theuer, wie hinauf kommen. Denn das ganze linke Drittheil der Felsenlehne, wo man emporzusteigen pflegt, zeigte sich von einem mächtigen Schneefelde eingenommen, welches eine fast vollkommen ebene, aber unter 30—40° geneigte Fläche bildete. Die Temperatur musste hier in jeder Nacht noch unter Null sinken, denn das Schneefeld war von einer dicken Eiskruste überzogen und diese durch das unter der Wirkung der Sonnenwärme am Tage stattfindende Abschmelzen von Wasser dermassen schlüpfrig, dass mir es unmöglich wurde, mit meinen Alpargatas festen Fuss zu fassen. Wieder, wie im Vorjahre bei der Erklimmung des Kammes der Dehesa de S. Gerónimo, bedauerte ich lebhaft, keine nägelbeschlagene Bergschuhe und keinen Bergstock zu haben. Ich hatte beabsichtigt, den zwischen den herabstürzenden Bächen

befindlichen, vom Schnee entblössten Theil des Felsenwalles zum Aufstieg zu benutzen; allein der nächstgelegene, der hart am Rande jenes Schneefeldes in einem prächtigen Wasserfall herabtobte und eine klafterhohe senkrechte Wand in der Schneemasse ausgewaschen hatte, war viel zu stark und zu breit, um ihn durchwaten zu können. Auch erwies sich jetzt jener schneelose Felsabsturz viel steiler, als er von fern erschienen war und ausserdem war er vollständig von Wasser überrieselt. Es blieb mir daher kein anderer Ausweg, als über die erwähnte Eislehne hinanzuklimmen. Da ich keinen Eispickel, noch irgend eine Hacke besass, so musste ich mich meines Pflanzenspatels bedienen, um Stufen in die Eiskruste zu graben, was natürlich langsam von statten ging, so dass ich über eine Stunde Zeit brauchte, um den höchstens 50 M. hohen Wall zu erklimmen. Uebrigens war auch dieses Schneefeld von tiefen, oft schlangenartig gewundenen Spalten zerrissen, in denen kleine Bäche hinabtobten, deren trübes Wasser hier stellenweise wie in sogenannten Gletschermühlen wirbelte und brodelte.

Endlich oben angekommen, nahmen mich die mit Felsblöcken besäeten Grasmatten auf, welche sanft ansteigend sich bis gegen den Fuss der steilen Schutthalden hinanziehen, welche den sogenannten Veletagletscher einfassen; aber diesmal weideten hier keine Ziegen, denn solche konnten den geschilderten Felsenwall noch nicht passiren. Bald erreichte ich nun auch, an dem Ufer des hier vereinigten und ruhig fliessenden Baches hinschreitend, jenen kleinen Alpenteich, in dessen Nähe der von oben herabkommende Pfad in die Sohle des Corral ausmündet; allein er zeigte nicht den klaren blauen Spiegel, wie bei meiner ersten Anwesenheit,

indem er noch immer von einer allerdings geborstenen und eingesunkenen Eisdecke verhüllt war, welche nur am Ausflusse des Baches eine kurze Strecke weit völlig abgeschmolzen erschien. Dafür herrschte in seinen Umgebungen der volle Frühling, denn der Teppich der ihn umringenden Grasmatte war gestickt mit Tausenden von Blumen azur- und hellblauer Enziane (*Gentiana acaulis, alpina* und *verna L.*), weisser und gelber Ranunkeln (*R. acetosellaefolius Boiss., R. angustifolius DC., R. demissus DC., var. hispanicus Boiss.*) und den purpurrothen Blütenkörbchen der zwerghaften *Armeria splendens Boiss.*, welche in der Sierra Nevada die Stelle der Grasnelke unserer Alpen (*Armeria alpina Willd.*) vertritt. Oberhalb der Lagune schliessen sich an diese Grasmatten steiler ansteigende, steinige, mit kurzen Grasbüscheln und Alpenkräutern bestreute Triften an, auf welche noch steilere graue, vegetationslos erscheinende Halden von Sand und Geschiebe folgen, die mit grossen und kleinen herabgestürzten Felstrümmern belastet sind und ganz den Eindruck einer Gletschermoräne machen. In der That ziehen sich diese den hintersten halbkreisförmigen Theil des imposanten Circus auskleidenden und von vielen kleinen Wasseradern zerrissenen Schutthalden, deren Erklimmung wegen des vom Schneewasser durchweichten Bodens und schlüpfrigen Gesteins sehr mühsam war, bis zu den Eismassen des Gletschers hinan. Dieser liegt im Vergleich mit den Gletschern der Alpen sehr hoch über dem Meeresspiegel, nämlich sein Fuss im Mittel 3000 M., besitzt aber eine nur geringe Ausdehnung, indem er eine concave, steil geneigte Eislehne von etwa 80 bis 100 M. senkrechter Höhe und einigen hundert Metern Breite bildet. Seine Oberfläche war noch mit wahr-

scheinlich unlängst gefallenem Schnee bedeckt. Seine Eismassen zeigen viele schmale transversale Spalten, durch welche sie an den Wänden der ebenfalls nur schmalen Verticalspalten in Schichten von weisser, bläulicher, grünlicher und röthlicher Farbe abgetheilt erscheinen. Die Neveros, die einzigen Menschen, welche in schneearmen Sommern in den Corral hinabsteigen, um da Schnee und Eis zu holen, halten diese Schichten für ebenso viele Jahrgänge von in Eis verwandelten Schnees [1]). Aus den kaum handbreiten Verticalspalten strömte trübes molkiges Wasser hervor, dem die erwähnten kleinen, über die Moräne hinabrieselnden Bäche ihren Urspung verdanken. Wenn nun auch der Veletagletscher sich weder bezüglich der Grösse noch Schönheit mit seinen in den Alpen gelegenen Brüdern im Entferntesten messen kann und nur deshalb, weil er der südlichste Gletscher Europas ist, ein besonderes Interesse zu beanspruchen vermag, so stehen doch seine Umgebungen hinsichtlich der Wildheit und Grossartigkeit sicher keiner Gletscherlandschaft der Alpen nach. Gerade über den mittleren Theil der Gletscherlehnen, so zu sagen aus ihren Eismassen heraus steigen die nackten schwarzen, furchtbar zerklüfteten Felsmassen der Picachowand fast senkrecht bis zu einer Höhe von 5—600 M. empor und rechts und links davon schliessen sich nicht minder schroffe und zerrissene Felsabstürze von 3—400 M. Höhe amphitheatralisch an, welche damals noch mit Schnee gekrönt erschienen, der sich

[1]) Die Bewohner der Sierra Nevada haben keine Vorstellung davon, was man unter einem Gletscher versteht und bezeichnen daher den Veletagletscher nur als eine Anhäufung von altem Schnee (banco de nieves viejas). Ueberhaupt gibt es in der spanischen Sprache keinen Ausdruck für Gletscher.

in ihren weiten Klüften in breiten Bändern tief hinab senkte. Weiter abwärts, wo die Felsenwälle niedriger werden, breiteten sich oberhalb derselben steile Schneelehnen von grosser Ausdehnung aus, durchspickt von phantastisch geformten, fast gespenstigen schwarzen Schiefermassen. Ueberall, wohin sich auch meine Blicke richten mochten, schien jegliches Leben auf ewig erstorben zu sein und unwillkürlich beschlich mich, der ich mich mutterseelenallein, weit entfernt von jeder menschlichen Wohnstätte, in diesem schauerlichen Felsenkessel befand, wo eine vom leisen Murmeln des Schneewassers kaum unterbrochene Grabesstille herrschte, die der schwarzblaue Himmel noch unheimlicher machte, ein Gefühl der Bangigkeit. Nur die im tieferen Grunde ruhende, von der Mittagssonne hell beschienene grüne Matte milderte einigermassen den Charakter der Todesstarre und ödesten Unwirthlichkeit, welchen diese Scenerie besass.

Wenn aber auch keine Vogelstimme, kein summendes Insect, kein dahingleitender Wurm an thierisches Leben erinnerte, das organische Leben war dennoch auch in dieser Einöde keineswegs erstorben; denn überall zwischen den Steinen und auf dem Sande der Moräne, an den Rändern ihrer Wasseradern, ja selbst hart am wassertriefenden Eise des Gletschers sprossten und blühten kleine Gräser und Kräuter, Moose und Flechten in Menge. Diese Gletschervegetation ist besonders deshalb hochinteressant, weil sie aus einem bunten Gemisch von Nevadapflanzen und Pflanzen der fernen Alpen besteht. Da blühten neben dem Nevada-Gänsekohl (*Arabis Boryi Boiss.*) und der langgriffligen Kresse (*Lepidium stylatum Lag.*) der Gänsekohl unserer Alpen (*Arabis alpina L.*), das Gletscher-

Hungerblümchen (*Draba frigida Saut.*) und das reseda-blättrige Schaumkraut (*Cardamine resedifolia L.*), neben dem rasigen Honiggras (*Holcus caespitosus Boiss.*), dem Nevada-Straussgras (*Agrostis nevadensis Boiss.*) und dem Nevada-Schwingel (*Festuca Clementei Boiss.*) das schlaffe Rispengras (*Poa laxa Hänke.*), eine in den Alpen und auch im oberen Riesengebirge verbreitete Grasart, neben dem Nevada-Steinbrech (*Saxifraga nevadensis Boiss. Reut.*) und einem weissen Mauerpfeffer (*Sedum rivulare Boiss. Reut.*), der an den Bächen der Hochalpen so häufige sternblättrige Steinbrech (*S. stellaris L.*) u. s. w. Und während auf den nackten grauen Flächen der Gletschermoränen der Alpen die schönen blau- und gelbgescheckten Blumen des ganz in Sand vergrabenen Alpen-Leinkrauts (*Linaria alpina L.*) dicht beisammen stehend reizende Muster malen, schauten hier zwei verwandte, aber nur in der Nevada vorkommende Arten, das Eis-Leinkraut (*L. glacialis Boiss.*) und das Gerölle-Leinkraut (*L. glareosa Boiss. Reut.*) mit ihren nicht minder schönen und bunten Blumen und Blütentrauben schüchtern aus dem glitzernden Schiefergeschiebe hervor, unter dessen schützende Decke ihre zarten Leiber gebettet sind. Ein ähnliches Durcheinander mitteleuropäischer Gebirgs- und Nevadapflanzen zeigte auch die Vegetation der an die Moräne sich anschliessenden Triften, wo ich nicht wenig überrascht war, als ich hier an trockenen Stellen zwischen Polstern der Nevada-Edelraute (*Artemisia granatensis Boiss.*) die weissen und rothen Blütenkörbchen unseres gemeinen Katzenpfötchens (*Gnaphalium dioicum L.*) und an feuchten moorigen Plätzen eine kleinblättrige Zwergform unserer Sumpfheidelbeere (*Vaccinium uliginosum L.*) und eine kleinblütige Form unseres lieblichen

Studentenblümchens (*Parnassia palustris L.*) erblickte. Sonst wuchsen hier das mit goldgelben Blumen übersäete Nevada-Fingerkraut (*Potentilla nevadensis Boiss.*), die schon genannte Grasnelke, der kleinblättrige, mit goldgelb und purpurroth gescheckten Blüten geschmückte Gerölle-Hornklee (*Lotus glareosus Boiss. Reut.*), die azurblaue *Jasione amethystina Lag.* u. a. Nevada-Alpenkräuter neben dem weissblumigen Alpen-Hornkraut (*Cerastium alpinum L.*) u. a Pflanzen der Alpen, und an grasigen Stellen überall die Nevada-Bärenwurz (*Meum nevadense Boiss.*), deren saftgrüne Büschel fein zertheilter Blätter und deren weisse von schlanken Stielen getragene Blütendolden mich lebhaft an die ihr sehr ähnliche Bärenwurz unserer deutschen Gebirge (*M. athamanticum L.*) erinnerten.

Es war bereits drei Uhr vorüber, als ich nach einem mühsamen und nicht ganz gefahrlosen Abstieg über die geschilderte Schneelehne zu meinem Diener zurückkehrte, den ich in tiefen Schlaf versunken neben meinen Pflanzenpacketen antraf, und schon stand die Sonne tief am Horizont, als wir die Cabaña vieja erreichten, wo mich das Einlegen der gesammelten Pflanzen noch bis in die Nacht hinein beschäftigte. Trotzdem brach ich bald nach Sonnenaufgang wieder auf, um den Picacho de Veleta noch einmal zu ersteigen, zum grossen Missvergnügen Vicente's, der mich natürlich begleiten musste und sich gern einen Tag ausgeruht hätte. Allein das Wetter war schön und ich hatte keine Zeit zu verlieren. Ueber das schon geschilderte Borreguil de S. Juan stiegen wir zu der Estancia de los neveros hinan und erreichten kurz nach zwölf Uhr die Spitze des Picacho, wo ich längere Zeit verweilte, theils um diesmal die in vollem Blühen be-

findliche Vegetation [1]) gründlich zu durchforschen, theils um den auf dem Mulahacén gemachten Entwurf einer Karte der Sierra Nevada zu ergänzen. Die Witterung war zwar nicht so günstig, wie im vergangenen Herbste bei meinem Besuch des Mulahacén, indem ein kalter Wind wehte, der uns tüchtig frieren machte, die Luft aber klar und die Aussicht fast ebenso schön, wie damals auf dem höchsten Gipfel der Sierra. Noch einmal liess ich meine Blicke von den lichtblauen Kämmen der Sierra Morena bis zu den zackigen Linien des weisslich schimmernden Atlas schweifen, noch einmal suchte ich mir alle Züge des grossartigen Panorama fest in meine Erinnerung einzuprägen, noch einmal überschaute ich die Berge, Kämme und Thäler, welche ich während zweier Sommer erstiegen, durchwandert und erforscht hatte, soweit dieselben vom Picacho aus sichtbar waren; galt es doch, von der Sierra Nevada Abschied zu nehmen auf immer! — Denn schon am

---

[1]) Es blühten hier: *Ptilotrichum purpureum Boiss.*, *Lepidium stylatum Lag. Rodr.*, *Biscutella glacialis Boiss. Reut*, *Viola nevadensis Boiss.*, *Silene Boryi Boiss.*, **Arenaria tetraquetra L.*, *Lotus glareosus Boiss. Reut.*, *Potentilla nevadensis Boiss. Reut.*, *Reseda complicata Bory*, *Saxifraga nevadensis Boiss. Reut.*, *Arabis Boryi Boiss.*, *Draba hispanica Boiss.*, *Eryngium glaciale Boiss.*, *Herniaria frigida Gay*, **Aretia Vitaliana DC.*, **Androsace imbricata Lam.*, *Erigeron frigidum Boiss.*, *Artemisia granatensis Boiss.*, *Pyrethrum radicans Lag. Rodr.*, *Armeria splendens Boiss.*, *Jasione amethystina Lag. Rodr.*, *Thymus serpylloides Bory*, *Sideritis vestita Boiss. Reut.*, **Galium pyrenaicum Gou.*, **Luzula spicata DC.*, *Trisetum glaciale Boiss.*, *Festuca Preudoeskia Boiss.*, *Fest. Clementei Boiss.* und *Agrostis nevadensis Boiss.*, mit Ausnahme der mit einem Sternchen bezeichneten Arten, welche auch in den Alpen und Pyrenäen wachsen, lauter der Sierra Nevada eigenthümliche oder zum Theil noch in anderen Hochgebirgen Südspaniens vorkommende Alpenpflanzen.

folgenden Nachmittag kehrte ich nach Guejar und Tags darauf nach Granada zurück. Treuherzig reichten mir die Hirten der Cabaña vieja ihre harten, schwieligen Hände zum Abschiede, mir ein herzliches „bon viage" wünschend, ja manchem dieser unverdorbenen Natursöhne, die vielleicht noch oft von dem jungen Fremdling gesprochen haben werden, welcher von ihnen treu bewacht sorglos in ihrer Hütte schlief, schimmerte eine Thräne im dunklen Auge. Und als ob der Geist des Gebirges selbst mir den Abschied erschweren wollte, hüllte sich die Sierra am letzten Abend meines Aufenthalts in Guejar, wo ich noch einmal den Canton de montesas besuchte, bei Sonnenuntergang in eine solche Farbenpracht, wie ich noch nie zuvor beobachtet hatte. José Ramos gab mir am folgenden Morgen noch eine Strecke weit zu Pferde das Geleite, worauf dieser brave Mann mit herzlichem Händedruck von mir schied. Sein letzter Wunsch „hasta otra vista!" (auf ein späteres Wiedersehen!) sollte nicht in Erfüllung gehen: ich habe nie mehr etwas von ihm gehört!

Die Sierra Nevada entbehrt der grandiosen Gletscher, der ewigen Firnberge, der grossartigen Katarakte, der schattigen Nadelwälder und der lieblichen, von blühenden Städten und Dörfern umringten Seen, deren sich die Alpen rühmen können, wie ihr auch der Schmuck der für uns Deutsche poetischsten Alpenblumen, der Alpenrose und des Edelweisses, versagt ist; sie hat aber vor allen Hochgebirgen Europas zweierlei voraus, nämlich die Lage in einem fast tropischen Klima und die Aussicht über das blaue Mittelmeer hinweg auf die Küste und die Gebirge von Afrika. Ist es doch, wenn man auf ihren erhabensten Gipfeln steht und seine Blicke dem dunklen Erdtheile zuwendet, als ob

der Atlas mit seinen im Sonnenlicht hell schimmernden Schneebergen die durch das Meer von ihm getrennte Schwester grüsse und als ob der heisse von dort herüberwehende Südwind, der die Schneemassen der Sierra Nevada in befruchtende Thränen auflöst, die Sehnsuchtsseufzer des vertriebenen Maurenvolkes nach dem für dasselbe auf ewig verlorenen Paradiese von Granada herübertrüge! Ja, die Geschichte dieses unglücklichen Volkes hat den Bergen und Thälern der Nevada einen Zauber verliehen, der ebenso unvergänglich sein wird, wie ihre Felsen!

II.

Die Serrania de Ronda.

Wer seit der Eröffnung der die Städte Cordoba und Malaga verbindenden Eisenbahn von Granada oder Cordoba kommend nach der genannten Hafenstadt gereist ist, wird sich gewiss mit Vergnügen des prachtvollen, romantischen Felsenthales erinnern, durch welches der Fluss Guadalhorce dem Meere entgegenströmt und in das die Bahn eintritt, bald nachdem man die Station Govantes passirt hat. Namentlich wird die an der wildesten und engsten Stelle jenes Thales gelegene Station el Chorro, wo rechts und links mehrere Bäche in schäumenden Wasserfällen über die bebuschten Felswände herabstürzen und die Bahn den eingeengten, in der grausigen Tiefe schäumenden Fluss in schwindelnder Höhe auf einer Gitterbrücke überschreitet, jedem Reisenden unvergesslich bleiben. Dieses Thal scheidet die Sierra de Abdelajis, das westlichste Glied des gewaltigen, zwischen den Thälern des Guadalfeo und Guadalhorce gelegenen Küstengebirgsbogens, von der Sierra de Agua, die zur Serrania de Ronda gehört. Unter diesem Namen verstehen die Bewohner Andalusiens die reich gegliederte Gebirgsmasse, welche den zwischen den Flüssen Guadalhorce und Guadiaro befindlichen Raum einnimmt und südostwärts bis an die

Küste herantritt, während ihre nördlichen Verzweigungen das unebene Plateau von Ronda und Setenil umsäumen. Auf älteren Karten und in früheren Handbüchern der Geographie findet man wohl auch das ganze westgranadinische Bergland zwischen der Vega von Malaga und der Meerenge von Gibraltar als Serrania de Ronda bezeichnet, und obwohl die jenseits des Guadiarothales sich erhebende, das westliche Randgebirge der granadinischen Bergterrasse bildende Gebirgskette mit der eigentlichen Serrania nur lose zusammenhängt und zum grössten Theil eine ganz andere orographische Gestaltung und geognostische Zusammensetzung besitzt, so will ich hier doch jener älteren Anschauung folgen und das genannte Randgebirge mit zur Serrania rechnen, weil ich meine Leser gern in dieses nur selten oder vielleicht nie vom Fusse eines Vergnügungsreisenden betretene Waldgebirge führen möchte.

Die eigentliche Serrania nimmt einen Raum von etwa 25 geogr. Quadratmeilen ein und ist grossentheils aus blaugrauem Jurakalk und weissem, sehr krystallinischem, zuckerartigem Dolomit zusammengesetzt. Auch enthält dieselbe grosse Massen verschiedenfarbigen Marmors. Sie ist kein Kettengebirge, sondern eine nach allen Richtungen hin von tiefen Thälern und Schluchten durchspaltene Gebirgsmasse, welche um die fast in ihrer Mitte emporragende Sierra de Yunquera herumgelagert erscheint, weshalb dieses Gebirge als ihr Centralstock betrachtet werden muss. Dasselbe bildet einen hohen von Südost nach Nordost streichenden, an allen Seiten steil abfallenden Wall, der nordwärts mit zwei niedrigeren Ketten zusammenhängt, von denen die eine gen Norden verlaufende Sierra de la Nieve, die andere gegen Südwest gerichtete Sierra de Ronda genannt wird.

Erstere ist ein zackiges, wild zerklüftetes Dolomitgebirge, mit ebenso phantastisch und malerisch gestalteten Felsenbergen, wie die berühmten Dolomiten des Ampezzothales in Tirol oder des Gailthales in Kärnten. Die Sierra de Ronda, ein von tiefen Felsenschlünden zerrissenes, schwer zugängliches Conglomerat von Bergen und Kämmen aus Jurakalk, bildet mit der mit ihr in Verbindung stehenden Sierra de Gaucin den nordwestlichen Rand der Serrania und zugleich die östliche Umwallung des breiten vom Guadiaro bewässerten Thales, welches die Serrania von dem mächtigen Gebirgsstocke des Cerro de S. Cristóbal und von dem westlichen Randgebirge der granadinischen Terrasse scheidet. Nördlich von der Sierra de Yunquera, geschieden von ihr durch das Thal des ostwärts dem Guadalhorce entgegen eilenden Rio Grande, erhebt sich ein mächtiges, schroffes und vielkuppiges Gebirge, das den nordöstlichen Theil der Serrania bildet und, sich im Allgegemeinen nordostwärts erstreckend, mit der schon genannten Sierra de Agua endet, an deren südlichem Fusse die viel besuchten Schwefelthermen von Carratraca liegen. Die höchsten Massen dieses mit der Sierra de la Nieve zusammenhängenden Gebirges sind die Sierra Prieta und Sierra Blanquilla. Im Süden der Sierra de Yunquera erhebt sich, von dieser grossentheils durch tiefe Flussthäler getrennt, eine gewaltige Gebirgskette, die längste der ganzen Serrania, welche deren südliches Randgebirge darstellt und die Küste von der Mündung des Guadiaro bis zu derjenigen des Guadalhorce mit einer langen Reihe schön geformter und äusserst malerischer Felsenberge umsäumt. Diese oft fast unmittelbar vom Meeresgestade schroff ansteigende, von zahllosen Schluchten durchfurchte Gebirgsmauer

zeigt vier Hauptgebirge, nämlich — in der Richtung von West nach Ost — die Sierra de Estepona, Sierra Blanca, Sierra Bermeja und Sierra de Mijas. Diese vier Gebirge, von denen das zuletzt genannte die südliche Umwallung der paradiesischen Vega von Malaga bildet, sind durch die Thäler der im Innern der Serrania entspringenden Bäche und Flüsse grossentheils von einander und auch von der Sierra de Yunquera und Sierra de Ronda geschieden; nur die Sierra Blanca, an deren südlichem Fusse die alte Küstenstadt Marbella in einem üppigen Orangenhaine liegt, steht durch ein Querjoch mit dem Centralgebirge der Serrania in unmittelbarem Zusammenhange.

Die Serrania de Ronda imponirt viel weniger durch ihre Höhe — denn ihr höchster Berg, der Cerro de las Plazoletas, der culminirende Gipfel der Sierra de Yunquera, erhebt sich wenig über 2000 M. — als vielmehr durch die grotesken Formen ihrer schroffen Felsengebirge und durch die wilde Romantik ihrer Thäler und Schluchten. Sie erinnert dadurch, was schon das Gestein vermuthen lässt, an die Kalkalpen der Sierra Nevada, hat aber vor diesen den Vorzug grösseren Wasserreichthums voraus. Auch entbehrt sie nicht, wie jene, des Schmuckes der Waldung gänzlich; denn wenn auch die Mehrzahl ihrer Ketten kahl oder nur mit Monte bajo bekleidet ist, so finden sich doch hier und da in ihren Einsattelungen und Thalbecken schöne Eichengehölze, ja an den oberen Hängen und in den Thälern des Centralgebirges breiten sich noch immer dunkle Nadelholzbestände aus, die berühmten Pinsapowälder. Während des Winters bedecken sich auch die Gipfel und Kämme der Serrania mit Schnee, doch pflegt derselbe schon im April bis auf wenige

Reste in den oberen Schluchten der Sierra de Yunquera geschmolzen zu sein. Nichtsdestoweniger birgt die Serrania viele, zum Theil sehr ergiebige Quellen, denen starke Wasseradern entströmen; doch ist ausser dem in der Sierra de Ronda entspringenden Guadiaro kein einziger ihrer Flüsse von Bedeutung und selbst dieser, auch in seinem untersten Laufe, nicht schiffbar.

Einen ganz anderen Charakter besitzt das westliche, 6—7 geogr. Meilen lange Randgebirge der granadinischen Terrasse. Dasselbe besteht nämlich aus einem tertiären gelblichen oder röthlichen Sandstein, welcher auf silurischem Schiefer ruht und ist (oder war wenigstens früher) an seinen Hängen, besonders aber in seinen quellen- und wasserreichen Thalschluchten mit dichter Laubwaldung bekleidet. Das Thal des in seinem nördlichen Theil entspringenden Rio Jogergante, eines Zuflusses des Guadiaro, trennt dieses Gebirge in zwei parallele Ketten. Die östliche, keine 700 M. Höhe erreichende, welche sich gegen Süden in das die nördliche Umgebung des Golfs von Gibraltar bildende Hügelland von S. Roque auflöst, ist schmal und wenig gegliedert, die westliche dagegen ein vielkuppiges, südwärts immer breiter werdendes, von vielen Thälern und Schluchten zerrissenes, felsenreiches, schwer zugängliches Gebirge, welches an der zerklüfteten Steilküste von Tarifa wie abgebrochen endet und eine mittlere Kammhöhe von ca. 1000 M. besitzt. Obwohl eine einzige, ununterbrochene Kette, führt dieses Gebirge doch verschiedene Namen. In seiner nördlichen Hälfte erreicht es in der weithin sichtbaren Felsenpyramide des Cerro de Alcalá, dem culminirenden Gipfel der sogenannten Sierra de los Gázules seine höchste Höhe (angeblich 1300 M.). Sein südlichstes,

am meisten gegliedertes Viertheil, dessen mittlere Zone unter dem Namen Sierra de Palma bekannt ist, scheidet das anmuthige, den Golf von Gibraltar einfassende Hügelgelände von der weiten, sumpfigen Niederung der Campiña de Tarifa und der breiten flachen Mulde, in deren Schooss die Laguna de la Janda, ein grosser Küstensee, ihren reinen Wasserspiegel ausbreitet. Ob die Tarifa gegenüber liegende Steilküste von Afrika und die unmittelbar darüber sich erhebenden Berge aus demselben Gestein bestehen, welches die geschilderte Kette zusammensetzt, oder aus einem andern, ist mir nicht bekannt; dass aber hier dereinst ein gewaltsamer Durchbruch des Oceans nach dem mittelländischen Meere erfolgt sein muss, dem die Meerenge von Gibraltar ihre Entstehung verdankt, dafür spricht der schroffe Absturz der zwischen Algeciras und Tarifa bis hart an das Meer herantretenden, noch über 800 M. hohen Felsenberge, dafür spricht die wilde Zerissenheit jener Küste, welche die unverkennbaren Spuren einer gewaltsamen Zertrümmerung an sich trägt, dafür sprechen endlich die zahllosen Klippen und Untiefen, die längs der spanischen Küste, soweit dieselbe von dem Gebirge eingefasst ist, umhergestreut sind und hier die Schifffahrt sehr gefährlich machen. Diese Verhältnisse verleihen jener Sierra ein geologisches Interesse, das kein zweites Gebirge Europas besitzt.

Aus dem nördlichsten Theil des westlichen Randgebirges, welches nicht von tertiärem Sandstein, sondern von Jurakalk gebildet wird, aus der stark verzweigten, fast unbewaldeten Sierra del Pinar oder de Grazalema, die das Plateau von Ronda gegen Westen begrenzt und mit demselben verschmilzt, ragt ein kolossaler Felsenberg von glockenförmiger Gestalt, dessen Kamm

malerisch in mehrere Zacken zerspalten ist, majestätisch empor: der Cerro de S. Cristóval. Ich bedaure lebhaft, dass die Verhältnisse mir nicht gestattet haben, diesen westlichen Strebepfeiler der granadinischen Bergterrasse zu besuchen, da sein Gipfel, der dem Cerro de las Plazoletas an Höhe wenig nachsteht (er erreicht 1715 M.), ein wunderbar schönes Panorama darbieten muss. Namentlich dürfte die Aussicht gegen Norden, Westen und Südwest, wo das reichgegliederte Hügelland der Provinz von Cadiz mit seinen grünen Thälern und malerisch gelegenen Städten, durchschlängelt von dem Silberbande des Guadalete, ferner die ganze Bai von Cadiz mit allen ihre Ufer schmückenden Ortschaften sowie ein grosser Theil des vom untern Laufe des Guadalquivir durchströmten Tieflandes wie eine Landkarte vor den Augen des Beschauers ausgebreitet liegen muss, eine wahrhaft bezaubernde sein. Höchst imponirend ist die Ansicht dieses vulcanähnlichen Bergriesen, welcher den von West und Süd auf dem Ocean heransegelnden Schiffen als Wahrzeichen dient, indem sein Gipfel, lange bevor die spanische Küste sichtbar wird, aus dem Meere auftaucht, während des Winters, ja noch im März, von hervorragenden Höhenpunkten des gaditanischen Hügellandes, wie von Medina-Sidonia und Arcos aus, indem dann sein zackiger Gipfel und seine oberen Hänge gänzlich in Schnee gehüllt sind und er deshalb, namentlich bei Abendbeleuchtung einem Firngipfel der Alpen täuschend ähnlich sieht. Der Cerro de S. Cristóval, ein auch durch grossen Reichthum an seltenen Pflanzen ausgezeichneter Berg, ist von dem an seinem nördlichen Fusse gelegenen Städtchen Grazalema aus, welches ein guter Saumpfad mit der kaum

drei Leguas entfernten Stadt Ronda verbindet, ohne Gefahr binnen wenigen Stunden zu ersteigen.

Die uralte Stadt Ronda, berühmt in ganz Spanien wegen der grossartigen Stiergefechte, welche dort alljährlich im Mai, während der achttägigen „Feria", dem grössten, in hundert Liedern gepriesenen Volksfeste Andalusiens veranstaltet werden, ist eben deshalb im Mai das Ziel vieler Reisenden, insbesondere Engländer. Daher gibt es dort auch anständig und europäisch eingerichtete Fondas. Ehe die von Cordoba nach Malaga führende Eisenbahn erbaut wurde, waren die Reisenden gezwungen, entweder von Malaga aus über Yunquera, d. h. quer durch die Serrania, oder von Gibraltar aus über Gaucin durch das Guadiarothal auf Saumthieren dahin zu reiten. Gegenwärtig wird es nicht so leicht einem Touristen einfallen, diese unbequemen und kostspieligen Ritte zu unternehmen, da man von der Station Govantes aus in wenigen Stunden nach Ronda fahren kann. Da die betreffende Strasse über die am Nordrande der Serrania sich ausbreitenden Plateaus führt, so bekommen die Reisenden jetzt auf dem Wege nach Ronda von jenem romantischen Gebirgslande fast nichts mehr zu sehen, weshalb dasselbe gegenwärtig weniger bekannt sein dürfte, wie noch vor dreissig Jahren. Eben deshalb will ich mir erlauben, meine Leser an einige Punkte der Serrania und des westlichen Randgebirges zu führen, welche Naturschönheiten und Aussichten darbieten, wie kein anderer Theil Europa's. Bevor ich dies thue, mögen hier noch einige Bemerkungen über die Bevölkerung jener westlichsten Gebirge des granadinischen Berglandes Platz finden. Die „Serranos", wie die Bewohner der Serrania genannt werden, gehören zwar gleich den Granadinern

dem hochandalusischen Volksstamme an, unterscheiden sich jedoch von den Eingeborenen der Provinz Granada in mehr als einer Beziehung. Sie gelten für verschmitzt und rachsüchtig, aber auch für sehr muthig, tapfer, energisch und von zäher Ausdauer bei allen Unternehmungen, Charakterzüge, die man den Andalusiern im Allgemeinen nicht nachrühmen kann. Thatsache ist, dass die Bevölkerung der Serrania und des westlichen Randgebirges, seit Gibraltar in den Besitz der Engländer gekommen ist, die verwegensten Schmuggler geliefert hat, welche es überhaupt geben kann, und dass in ihrem Schoosse Jahrhunderte lang die Blutrache in ganz corsicanischer Weise üblich gewesen, eine Sitte, die noch vor 36 Jahren bei den Bewohnern der benachbarten Stadt Antequera in voller Blüte stand [1]). Von der Schmuggelei, die aus nahe liegenden Gründen von den Engländern begünstigt wird, zum Räuberhandwerke ist nur ein Schritt. Wirklich galt zu meiner Zeit die Serrania für eine der unsichersten Gegenden Spaniens, insbesondere während der Zeit der Feria von Ronda. Die zahlreichen „milagros“, d. h. in Steinhaufen gesteckte, an verübte Morde erinnernden Holzkreuze, welche man damals an allen frequenteren durch die Serrania führenden Saumpfaden antraf, legten beredtes Zeugniss ab von der Rohheit und Demoralisation jener Bevölkerung, wobei dahingestellt bleiben mag, ob jene Blutthaten aus gemeiner Habgier oder aus Rachsucht entsprungen waren.

---

[1]) S. mein Buch: „Zwei Jahre in Spanien und Portugal“ Bd. III, S. 227.

1.
Im südlichsten Gebirge Europa's.

Ein wonniger Frühlingsmorgen war angebrochen. Zwar schrieb man erst den 27. März, aber am Golf von Gibraltar, wo ein Winter in unserem Sinne unbekannt ist, herrscht um diese Zeit schon eine Temperatur und erscheint die Pflanzenwelt, die schon lange vor Ostern ihr Auferstehungsfest feiert, bereits so vorgeschritten, wie in Deutschland im Mai. Das malerische, meist dicht bebuschte Hügelland, welches Gibraltar gegenüber den Golf umgibt und sich, höher und höher anschwellend, an die dunkelbewaldeten Felsenberge der Sierra de Algeciras anlehnt, hatte sich in den letzten Wochen festlich herausgeputzt. Wohin man blickte, leuchteten die goldigen Blumentrauben verschiedenartiger Ginster- und verwandter Sträucher (*Genista candicans L., G. eriocarpa Kunze,* einer damals von mir entdeckten neuen Art, *Sarothamnus gaditanus Boiss. Reut.* und besonders der von Dornen starrenden *Calycotome villosa Link*), welche einen Hauptbestandtheil jenes oft mannshohen Buschwerkes bilden und schon aus der Ferne das nuancirte Grün der Landschaft mit gelben Flecken und Streifen gemustert erscheinen liessen. Durch das phantastische Geäst der Opuntiahecken, welche die Felder umgeben, wo der Weizen bereits in Aehren schoss, und anderes Gesträuch, schlangen schon der kletternde Erdrauch (*Fumaria capreolata L.*) und die andalusische Osterluzei (*Aristolochia baetica L.*), ihre blätterreichen, mit Blüten beladenen Stengel, ersterer seine Aehren buntfarbiger Lippenblumen zwischen den feinzertheilten Blättern fröhlich dem Lichte entgegenhaltend, letztere ihre räthselhaften dunkelbraunen Röhrenblumen scheu unter

den blaugrünen Nierenblättern bergend. Im Schatten der Hecken und Gebüsche, in den mit hellgrünen Blattbüscheln junger einjähriger Gräser bestreuten, daher von fern Wiesen gleichenden Thalsohlen, zwischen den starren Fächerblattbüscheln der Zwergpalme (*Chamaerops humilis L.*), welche hier sehr häufig auftritt, ja ganze Hügelabhänge bedeckt, auf Felsen und sonnenverbrannten Sand- und Gerölleabhängen: überall breitete sich ein bunter Blumenteppich aus, der mir schon Tage lang reiche Ausbeute geliefert hatte. Da prangten an Gräben und kräuterreichen Ackerrändern die langen, glänzend purpurrothen Blütenähren der spanischen Esparsette (*Hedysarum coronarium L.*), die unsere Gärten häufig als Zierpflanze schmückt, an saftstrotzenden, mit silberglänzenden Fiederblättern besetzten Stengeln, neben den goldgelben Blütensternen der wilden Ringelrose (*Calendula arvensis L.*), den bunten Glöckchentrauben der graublättrigen Wachsblume (*Cerinthe major L.*) und den schwefelgelben Kreuzblumensträussen der apulischen Brillenschote (*Biscutella apula L.*); der heitere, feinblättrige Grasteppich der Abhänge und Thäler war durchwirkt mit den goldgelben Blumen des fächerblättrigen Hahnenfusses (*Ranunculus flabellatus Desf.*), zwischen denen mehrere Ragwurzarten (*Ophrys apifera Huds.*, *O. Speculum Lk.*, *O. lutea Cav.* u. a.) ihre geheimnissvollen, insectenähnlichen, bunten, braunen und gelben Blüten emporhoben. Unter dem Schirm der glänzenden Fächerblätter der Zwergpalme, zwischen deren stachligen Stielen schon hier und da die zusammengepressten gelben Staubblütenkolben aus den sich eben öffnenden Scheiden hervorlugten, hockten ganze Gruppen des einjährigen Maasslieb (*Bellis annua L.*) mit hellgrünen Blattrosetten und niedlichen, auf

den zarten Stielen nickenden weissen Blütenköpfchen beisammen, während seine stolzere Schwester, das Wald-Maasslieb (*B. silvestris Cyr.*) mehr vereinzelt sich zwischen allerlei Gesträuch bemerkbar machte, seine doppelt grösseren, mit weissen purpurbespitzten Zungenblüten geschmückten Körbchen auf schlanken, bis fusslangen Stengeln aufrecht tragend. Auf Gerölle und Sand, zwischen dem blühenden Ginster- und Pistaziengebüsch hatte die salbeiblättrige Cistrose (*Cistus salviaefolius L.*) ihre grossen, zarten, schneeweissen, mit einer Fülle goldgelber Staubbeutel geschmückten Rosenblumen bereits entfaltet und zeigten sich überall die dunkelvioletten Quirlähren der ebenfalls strauchigen *Lavandula Stoechas L.*, deren gewürzhaftes Arom die ganze Atmosphäre erfüllte. Dazwischen erschien der steinige Boden mit einer Menge blühender Kräuter bestreut, als Salvien, wilder Reseda (*Reseda macrosperma Rchb.*), Flachs (*Linum angustifolium Huds.*), Sonnenröschen, Wundklee, Lupinen, Wicken- und Kleearten, Silenen u. a. Pflanzen.

Noch lag dieses blühende und duftende Gelände in jener schattenlosen Beleuchtung, welche dem Sonnenaufgang vorausgeht, als ich dasselbe in Begleitung meines Dieners auf der von Algeciras nach Tarifa führenden Strasse betrat. Aber das glühende Roth, welches im Osten auf dem glänzenden Meeresspiegel lagerte und schon rosige Streiflichter auf die hellen Felsenstirnen des benachbarten Gebirges warf, verkündete das bevorstehende Erscheinen des Tagesgestirns, und kaum hatten wir die Bogenreihen des von der Sierra herüberkommenden Aquäducts erreicht, welcher Algeciras mit Trinkwasser versieht, so tauchte der goldene Feuerball zwischen den Säulen des Her-

cules aus der blauen Salzfluth empor und übergoss das grüne Hügelland, das ernste Gebirge und die nahe Steilküste von Afrika mit blendendem Lichte, während die uns gerade gegenüber die spiegelnde Fläche des Golfes begrenzende Riesensphinx des Gibraltarfelsens, noch in tiefen Schatten gebettet, gleich einer Silhouette sich am lichtblauen Morgenhimmel abzeichnete. Wie durch einen Zauberschlag war auf einmal Leben und Bewegung in die scheinbar schlummernde Landschaft gekommen. Das vorher matte und einförmige Grün der Hügel erglühte jetzt in der Nähe in üppiger Pracht und durchzog sich in der Ferne mit blauen und violetten, die Thäler und Schluchten bezeichnenden Schatten; die grotesken Felsenmassen der Hochgipfel traten, in goldiges Licht getaucht, mit allen ihren Ecken und Kanten schroff aus dem dunkeln, in der Ferne in Blau übergehenden Grün des die tiefdurchfurchten Gebirgsabhänge bekleidenden Waldes hervor; die zerklüfteten Felsabstürze der malerischen Berge des maroccanischen Gestades erschienen in weiches Rosenroth und duftiges Hellblau gehüllt; die vorher kaum sichtbaren Segel der im Hintergrunde des schönen Golfs umhergestreuten Fischerbarken glichen blendend weissen Schwänen und mit dem leisen Murmeln des im Aquäduct hinrieselnden Wassers mischte sich der fröhliche Gesang der aufwirbelnden Lerchen, welche jubelnd den jungen Frühlingsmorgen begrüssten. Neben der Wasserleitung hinschreitend nahm uns nach etwa einstündiger Wanderung lichte, hochstämmige Korkeichenwaldung auf, die uns den Anblick des immer näher rückenden Gebirges entzog und im Verein mit Piniengehölzen auch rechts und links die Abhänge der allmälig zu Bergen anwachsenden Höhen bedeckte.

Aber bald wichen die grauen wulstigen Stämme dieser Bäume aus einander und gelangten wir an das Ufer eines wasserreichen Baches, der rauschend aus einem tiefen, zwischen hohen Waldbergen eingesenkten Thale hervorströmte. Wir befanden uns am Eingange des Barranco del Algarrobo, durch den ich zu dem Cerro de Comares, dem südlichsten Hochgipfel der Sierra de Palma emporzuklimmen mir vorgenommen hatte. Dieses romantische Waldthal ist indessen nicht unbewohnt, denn mehrere Mühlen liegen darin in idyllischer Einsamkeit, halb versteckt unter Ulmen, Zürgelbäumen und Schwarzpappeln, die eben das junge, gelbgrüne Laub hervorzutreiben begonnen hatten und aus deren Kronen die an ihren Stämmen emporrankende, aber noch unbelaubte Weinrebe in langen braunen Guirlanden herabhing, oder neben epheuumsponnenen und von Schlingpflanzen überwucherten Felsmassen am Ufer des krystallhellen, über gelbe und braune Sandsteinblöcke wild schäumenden Baches. Ein gut geschlossener Laubwald, unten in der Hauptsache aus hochstämmigen Bäumen der immergrünen Korkeiche bestehend, zog sich zu beiden Seiten an den Hängen des je weiter aufwärts, um so enger werdenden Thales hin, dieselben bis hinauf zu den senkrechten malerischen Felsenmauern bekleidend, welche die Krönung der Thalwände bilden und deren Formation mich lebhaft an die Sandsteinmassen der sächsisch-böhmischen Schweiz erinnerte. Aus dem glänzenden Dunkelgrün der dichtbelaubten Pistazien-, Oleander- und Myrtenbüsche, welche vorzugsweise die Ufer des Baches einfassten, und dem von Pistazien, Kermeseichen, Steinlinden (*Phillyrea angustifolia* und *media*) und anderen meist immergrünen Sträuchern zusammengesetzten



Unterholz des angrenzenden Waldes schimmerten überall die goldgelben Blumensträusse der schon genannten Ginsterarten hervor, zu denen sich hier noch über mannshohe, ebenfalls im vollen Blühen befindliche Exemplare des schmalblättrigen Kleebaumes (*Cytisus linifolius*) gesellten, dessen doppelfarbige Belaubung (die schmalen linealen Blättchen sind oberseits glänzend dunkelgrün, unterseits silberweiss) eine reizende Wirkung hervorbringen. Hier und da leuchteten auch die weissen Blumendolden des *Crataegus brevispina Kunze*, einer schön belaubten, früher unbekannten, von mir 1844 in den Gebirgen Valencias zuerst aufgefundenen Weissdornart, welche auch, und zwar viel häufiger, auf den Balearen wächst und dort oft baumartig wird. Die Hecken und Büsche längs des Weges erschienen durchschlungen von der stachligen Sassaparille (*Smilax aspera*), die bereits ihre verzweigten weissen Blütenähren in den Winkeln ihrer glänzend saftgrünen Pfeilblätter entwickelt hatte, von den zarten hellgrünen Laubgewinden der Schmeerwurz (*Tamus communis*) und dem dunkelfarbigen Epheu, der auch über den steinigen Boden des Waldes hinkroch und fast an jedem Baumstamm emporkletterte.

Bis zu der höchstgelegenen Mühle führt ein betretener, wenn auch nur sehr schlechter Saumpfad, oberhalb derselben ist aber der Barranco und das ganze ihn einschliessende Gebirge eine pfadlose Wildniss. Vergeblich erkundigte ich mich bei dem Müller, welcher in seinem Gärtchen beschäftigt war und uns verwundert anstarrte, nach einem Aufweg zum Cerro de Comares, dessen nackte Geröllekuppe im Hintergrunde der Thalschlucht hoch über dem dunkeln Walde sichtbar wurde. Dahin gebe es keinen Weg, meinte

er, und durch den Wald hinaufzuklimmen sei nicht möglich, wegen der vielen gestürzten Stämme und des dichten Unterholzes, das zwischen diesen aufgeschossen sei. Diese Bemerkungen konnten mich nur noch mehr reizen, jene Wildniss zu betreten. Ich wusste nun, dass ich einen „Urwald“ vor mir habe, denselben Urwald, den ich wenige Tage früher schon an einer anderen Stelle, bei meinem Uebergange über die Sierra de Palma auf dem von Vejer nach Algericas führenden Wege passirt hatte. Also vorwärts! Ohne mich länger aufzuhalten, schritt ich, gefolgt von meinem verdriesslich dreinschauenden Diener, am kräuterreichen Ufer des in geringer Entfernung aus dem Waldesdunkel hervorbrechenden Baches hin, während der Müller mir kopfschüttelnd nachblickte und wohl denken mochte, dass er einen „ingles loco“ (verrückten Engländer) vor sich habe. So gar unrecht hatte übrigens der gute Mann nicht gehabt, wenn er gemeint, dass jener Wald unzugänglich sei, denn es war in der That ein schweres Stück Arbeit, durch denselben bis zum Kamme des Gebirges emporzudringen.

Kaum hatten wir die Waldschlucht betreten, als ein balsamisches Arom uns umfächelte. Es rührte von hohen, in voller Blüte stehenden Lorbeerbäumen her, welche am Ufer des Baches erwachsen, ihre dunkelbelaubten, jetzt von weissen Blütenbüscheln wimmelnden Kronen über das schäumende Wasser neigten. Es waren nicht etwa vereinzelte, zufällig oder durch Menschenhand dahin gekommene Exemplare; nein, der Lorbeer ist hier heimisch und findet sich in allen Schluchten, an jedem Bache jenes Waldgebirges, in dessen mittlerer Region, namentlich in den Schluchten der Westseite. Häufiger als mit Lorbeerbäumen waren

die Ufer des Baches und seiner Zuflüsse, — denn rechts und links öffnen sich waldige Schluchten, durch welche kleine Bäche herabtoben, — mit riesigen Büschen der auch baumartig auftretenden andalusischen Alpenrose (*Rhododendron baeticum Boiss. Reut.*), sowie mit Oleander, Pistazien und blühender Myrte eingefasst. Ja, hier war ich wirklich in dem Lande, wo, wie der Dichter singt, „die Myrte still und hoch der Lorbeer steht!“ — Die genannte Alpenrose, welche sich auch in der Serra de Monchique Südportugals wiederfindet, besitzt fast fusslange glänzendgrüne Lederblätter und entwickelt prächtige Bouquets grosser purpurner Blumen, welche damals freilich erst aus den schwellenden Knospen hervorzubrechen begannen. An andern Stellen, sowohl am Bache als an feuchten Felsen, erhoben sich grosse Sträucher, ja bis zehn Meter hohe Bäume der Baumhaide (*Erica arborea*), einer zwar durch ganz Süd- und Westeuropa verbreiteten, aber nur in den Gebirgen der Meerenge und auf den canarischen Inseln zu wirklichem Baumwuchs gelangenden Haideart, die ebenfalls in vollem Blütenschmucke stand. Ihre aus Tausenden von niedlichen weissen Glöckchen zusammengesetzten Rispen massen mitunter bis 2 Fuss in der Länge und war oft ein Baum, ein Busch mit Hunderten solcher von fern gleich weissen Fahnen aus dem hellgrünen moosartigen Laubwerk hervorleuchtenden Rispen besetzt. Diese blühenden Bäume und Sträucher, zu denen sich häufig auch der linienblättrige Kleebaum mit seinen goldgelben Blütentrauben, der dunkelbelaubte mit weissen Blütendolden bestreute Lorbeer-Schneeball (*Viburnum Tinus*), eine bekannte Zierde unserer Wintergärten, sowie *Crataegus brevispina* gesellten, bildeten zu beiden Seiten des häufig in malerischen Fällen über

Sandsteinblöcke schäumenden Baches den Saum der Waldung, in welche wir, als der Aufstieg am Bache immer schwieriger wurde, einbogen, um zu dem Kamm emporzuklettern.

Dieser Wald — der schönste und interessanteste, den je mein Auge erblickt hat — besteht oder bestand (denn vielleicht ist auch er bereits der Axt verfallen!) aus einem bunten Gemisch von Korkeichen, portugiesischen oder andalusischen Eichen (*Quercus lusitanica Lam. var. baetica Boiss.*) und Oelbäumen, d. h. der wilden, ursprünglichen Form des Olivenbaumes. Die Bäume waren von dem verschiedensten Alter, denn neben vielhundertjährigen Korkeichen, die mit ihren mächtigen, von der faustdicken aufgeborstenen Rinde phantastisch umhüllten Stämmen von 20—30 M. Höhe, mit ihren weit ausgreifenden, schlangenartig gewundenen Aesten und mit ihrer unregelmässig gelappten, aber dicht belaubten Krone ein höchst malerisches und imponirendes Baumbild darboten, erhoben sich mittelalte und junge Bäume derselben oder anderer Holzarten, wenigstens wo eine Lücke, die der Fall eines solchen Baumriesen in den sonst völlig geschlossenen Bestand gerissen, das zum Keimen der Samen und zum Wachsen der jungen Holzpflanzen erforderliche Licht gespendet hatte. Und solcher Lücken, wo der blaue Himmel heiter zwischen den graugrünen Laubmassen der Korkeichenkronen hereinlächelte und das Sonnenlicht, das sich sonst nur verstohlen durch das dichte Laubdach der ineinander greifenden Baumkronen hindurchwagte und veränderliche Streifen und Flecken auf das braune Parket der dürren Laubstreu malte, ganz und voll hereinbrach, die üppige Vegetation mit goldigem Schimmer überstrahlend, gab es gar viele in jenem

märchenhaften Walde. Denn oft hemmte unsere Schritte ein gefallener Riesenstamm, der vielleicht schon viele Jahrzehnte da liegen mochte, überwuchert von hohem Gestäude und Farnkraut, seine gewundenen todten, aber mit grünem Moos und bunten Flechten bedeckten Aeste noch hoch über den Boden zwischen jüngerem nach seinem Sturz aufgeschossenem Holzwuchs emporhaltend. Hier und da lagen wohl auch mehrere Stämme kreuz und quer über einander, auf das Malerischste geschmückt von der unermüdlich schaffenden Natur. Ja, sie hatte diesem Walde, in dessen von einer feuchtwarmen Atmosphäre erfüllten Säulenhallen ein magisches Dämmerlicht herrschte, einen Schmuck verliehen, den keine Gartenkunst unseren Parken zu geben im Stande ist. Prächtige Büschel lichtgrüner Farnkräuter, nämlich einer südlichen Form unseres bekannten Tüpfelfarns (*Polypodium vulgare L.*), namentlich aber der zierlichen *Davallia pyxidata Sw.*, eines Farnkrautes mit dreifach fiederschnittigen Blättern, dessen eigentliche Heimat die canarischen Inseln sind, sprossten im Verein mit üppigen Polstern von Laub- und Lebermoosen aus allen Rindenrissen der alten knorrigen, lebenden wie todten Korkeichen, während ihre dicht mit Haarschuppen bedeckten Stämmchen gleich braunen Nattern über die Oberfläche der Rinde hinkrochen, mit ihren Wurzeln sich fest in deren Spalten einklammernd. Und nicht allein die Stämme, nein, auch die Aeste der Kork- und auch der anderen Eichen, ja selbst einzelner alter Oelbäume trugen diesen reizenden Farnschmuck, mit dessen heiterem Grün die aus der Krone, besonders von abgestorbenen Aesten herabwallenden weissgrauen und röthlichen Bartflechten und der bunte Flechtenüberzug der Stämme höchst effectvoll contrastirte.

Neben unserer grünlichen, mit grossen rothbraunen Fruchtschüsselchen bestreuten Lungenflechte (*Sticta pulmonacea*), die sich auch in den Urwäldern des Böhmerwaldes so häufig findet, wuchs hier, wenn auch nur als grosse Seltenheit, die schöne *Sticta aurata*, mit hellbraunem, goldgelb gerändertem Laube, eine vorzugsweise der südlichen Halbkugel angehörende, namentlich im südafrikanischen Capland heimische Flechte, die im südlichsten Spanien ihre Nordgrenze erreicht. Eine andere afrikanische, aber eine nordafrikanische Pflanze wuchs und blühte hier, wie anderwärts in der Sierra de Palma an lichten Plätzen in den Spalten feuchter Sandsteinfelsen, die oft ganz und gar von dünnen weichen Polstern der *Selaginella denticulata Sw.*, einer höchst zierlichen Bärlappart überzogen waren, nämlich die schöne *Bellis rotundifolia Desf.*, eine bis dahin nur aus den marokkanischen Gebirgen bekannte, von mir zuerst auf europäischem Boden aufgefundene Maassliebart mit herzförmig-rundlichen und eckigen Blättern und grossen Körbchen voll goldgelber Scheiben- und weisser unterseits purpurner Strahlblüten. Ein dichtes, meist aus immergrünen, zum Theil ebenfalls blühenden Sträuchern, vorzugsweise aus Pistazie, dem Lorbeer-Wegedorn (*Rhamnus Alaternus*), Steinlinden, jungen Oelbäumen und Eichen bestehendes Unterholz bedeckte streckenweis, wo der Bestand lichter war, den Boden dieses herrlichen Waldes. Seltsam nahmen sich unter dieser vornehmen, unsere Wintergärten schmückenden Gesellschaft die weissen, rosig angehauchten Blumen des wilden Apfelbaumes aus, der hier und da als bescheidener Strauch aus dem immergrünen Buschwerke hervorragte, die einzige Pflanze, welche mich hier, an der Schwelle der subtropischen

Zone, wo die Floren Europas, Afrikas und der Canarien sich die Hände reichen, an meine ferne Heimat und an den deutschen Frühling erinnerte. Aber auch da, wo im geschlossenen Bestande der tiefe Schatten kein Unterholz hatte aufkommen lassen, wo, wie in unseren haubaren Buchenwäldern nur eine Schichte modernden Laubes, die stellenweis so mächtig war, dass ich meinen Stock bis an den Griff hineinstossen konnte, den Boden bedeckte, fehlte es nicht an Decorationspflanzen; denn überall waren einzelne saftgrüne Blätterbüschel des *Allium triquetrum L.* zwischen den raschelnden Blattleichen hervorgesprosst, einer schönen Lauchart, deren schneeweissen, auf schlankem dreikantigem Schafte zu einer kleinen Dolde vereinigten, abwärts hängenden Glockenblümchen das andalusische Volk den poetischen Namen „lágrimas de la Virgen“, d. h. Thränen der h. Jungfrau, gegeben hat. Darunter gemischt, wenn auch viel spärlicher, hob die *Scilla vernalis Huds.*, ebenfalls ein westeuropäisches Zwiebelgewächs, seine aus himmelblauen Sternblumen bestehende Traube aus dem braunen Laubteppich empor. Zu diesen beiden Liliaceen gesellte sich als dritte Decorationspflanze, häufig auftretend, eine zierliche Hainsimse, die *Luzula Forsteri DC.*, welche ich ein Jahr früher, fast um dieselbe Zeit, am Ufer des Genfer Sees gesammelt hatte.

Je weiter wir in diesem Urwalde empordrangen, welcher in gleicher Zusammensetzung und Beschaffenheit nordwärts stundenweit die mittleren Hänge des breiten Gebirges auf dessen beiden Seiten bekleidete, desto mehr traten allmälig die Korkeichen zurück und in desto grösserer Anzahl die andalusische Eiche und der Oelbaum auf, bis endlich diese beiden Holz-

arten in der oberen Region den Wald ganz allein zusammensetzten. Die genannte Eichenart, welche auch im Orient, aber dort in einer anderen Form, verbreitet ist und die bekannten, fast nur von dort kommenden Galläpfel liefert, die Jahrhunderte lang einzig und allein die Tintenfabrication ermöglicht haben, gehört zu jener kleinen Gruppe der artenreichen Eichengattung, welche sozusagen mitten inne steht zwischen den sommer- und immergrünen Eichen, indem sie ihre im Frühlinge sich entwickelnden Blätter ein volles Jahr behält, bevor sie dieselben abwirft. Auch damals, wo fast von allen ihren Zweigspitzen üppige Büschel gelblicher Blütenkätzchen herabhingen, umgeben von lichtgrünen Blättern, sassen noch viele ihrer vorjährigen dunkelgrünen, buchenlaubähnlichen, nur fast dornig gezähnten Blätter, mit denen der Boden über und über bestreut erschien, an den vorjährigen Zweigen. Seltsam contrastirte mit diesem zweifärbigen Grün der geschilderten Eiche das starre graue Laub der noch blütenlosen Oelbäume, welche, im dichten Schlusse erwachsen, schlanke Stämme mit hochangesetzter kleiner Krone bilden.

Endlich wurde der Hang weniger steil, aber desto steiniger, der Wald lichter, der Baumwuchs niedriger. Das Unterholz nahm wieder überhand, der blaue Himmel schimmerte überall zwischen den getrennten Baumkronen hindurch und bald hörte der Wald ganz auf und nahm uns ein dichter, aus immergrünen Sträuchern bestehender Monte bajo auf, der unser weiteres Empordringen sehr erschwerte. Wir befanden uns am obersten Rande des Kammes und am Fusse der breitpyramidalen Kuppe des Cerro de Comares. Das erwähnte Buschholz war hier auf weite

Strecken ausschliesslich gebildet von der pappelblätterigen Cistrose (*Cistus populifolius L.*), einer westeuropäischen, fast mannshoch werdenden Art mit grossen, breiten, von einem balsamisch duftenden Gummiharz klebrigen, glänzend grünen Blättern, die ihre grossen weissen Rosenblumen leider noch nicht entfaltet hatte. Auf dem breiten, etwa 1000 M. über das Meer aufragenden Kamme des Gebirges angelangt, wo gegen Süd die breite Kuppe des genannten Berges, gegen Nord höher emporgethürmte, von pittoresken Felsenmauern umringte Gipfel jede Aussicht verhinderten und der Blick nur ost- und westwärts über die dunkeln Waldschluchten hinweg bis auf das mittelländische Meer und auf die fernen blauen Hügelreihen der Provinz von Cadiz schweifen konnte, sah ich mich von einer ganz andern, aber nicht minder fremdartigen und interessanten Vegetation umgeben. Der steinige Boden war auch hier mit dichtem, jedoch nur niedrigem Gesträuch bekleidet, zusammengesetzt aus verschiedenen, der Mehrzahl nach dem äussersten Westen Europas angehörenden Straucharten. Insbesondere herrschte hier die, jetzt über und über mit hellrothen Blütensträussen gezierte *Erica australis L.* vor, nächst ihr die Zwergpalme als niedriges Gestrüpp, der sparrig verzweigte, dornige, schmalblätterige, mit grünlichgelben Blüten besäete *Rhamnus lycioides L.*, sowie der blattlose, nur mit grünen Dornen dicht bekleidete *Ulex scaber Kunze*, eine von mir zuerst aufgefundene neue, auch noch weiter westwärts vorkommende Hecksamenart. Unter diesem blumenreichen bunten Gebüsch zierten mancherlei blühende Kräuter und Halbsträucher den nackten Gerölleboden, darunter zwei Seltenheiten, zwei Vertreter der Polygalaceenfamilie, beide mit prächtig azurblauen

Blumen prangend. Die eine, *Polygala microphylla L.*, ein seltsamer, fast blattloser Halbstrauch, der seine kurzen, gedrungenen Blütentrauben rispig gruppirt am Ende der schlanken, grünen, sich oft schlangenartig durch das Astwerk der Sträucher windenden Zweige trägt, ist längst bekannt und von den Gestaden der Meerenge durch Portugal bis nach Galicien verbreitet; die andere, *P. baetica Willk.*, deren fadenförmige, reich beblätterte Stengel ebenfalls häufig fast schlingend auftreten und in lange einseitswendige Blütentrauben endigen, war von mir erst wenige Wochen früher in den Umgebungen der Bai von Cadiz entdeckt worden. Auch diese Art ist nicht auf den Südwesten der Halbinsel beschränkt, sondern wächst auch im westlichen Nordspanien. An sonnigen Sandsteinfelsen wuchs hier eine der auffälligsten Pflanzenformen des Westens, die blattlose *Genista lasiantha Spach*, ein immergrüner, verworrenästiger Ginsterstrauch, der anstatt Blätter gewundene, blattartig geflügelte, gegliederte und dornig gezähnte Zweige besitzt, aus denen kurze Trauben goldgelber, seidig behaarter Schmetterlingsblumen hervorbrechen.

Die Besteigung des Cerro de Comares vom Kamme aus bietet keine Schwierigkeiten dar, indem dieser Berggipfel an seiner Nordseite zwar steil abfällt, aber hier nur aus Gerölle besteht, welches ein dichter, niedriger Monte bajo hoch hinauf bekleidet. Schwieriger ist sein Erklimmen von der Süd-, West- und Ostseite, wo ihn fast senkrechte Felsen grossentheils umgürten. Das erwähnte Gestrüpp besteht fast gänzlich aus einer zottig behaarten Cistrose, die damals über und über mit gelben Blumen beladen war und sich als eine ganz neue Art (*Halimium eriocephalum Willk.*) heraus-

gestellt hat. Plötzlich blieb ich, wie festgebannt, stehen, denn zwischen dem ebenfalls balsamisch duftenden Gestrüpp dieser Cistrose erblickte ich ein Gewächs, das mir zwar aus Abbildungen und Beschreibungen wohl bekannt war, welches ich aber hier am allerwenigsten vermuthet hätte. Ich stand vor einem hier in Menge vorkommenden, ja zwischen dem Cistrosengebüsch förmliche Inseln bildenden Halbstrauch von höchst seltsamem Ansehen. Die gewundenen, etwa fingerdicken, dicht mit Blattnarben bedeckten Stämmchen, deren Wurzeln zwischen den losen Steinen des dürren Gerölles herumkrochen, wo sie kaum Nahrung zu finden vermochten, trugen einfache, dicht beblätterte, etwa fusslange Aeste, deren untere, bereits abgestorbene Blätter graue, nach abwärts gerichtete Rosetten bildeten. Die Blätter selbst waren lang, schmal, fast lineal, an der Spitze uhrfederartig eingerollt und über und über mit rothen Wimpern bedeckt, die mit einem kleinen, glänzend rothen Knöpfchen endeten. Im Scheine der Sonne erschien die ganze Pflanze wie mit Millionen kleiner Thauperlen besäet. Aus diesen blattreichen Zweigen waren schlanke, mit ebensolchen Wimperhaaren dicht bekleidete Stiele hervorgewachsen, welche lockere Trauben von leider noch im Knospenzustand befindlichen Blüten trugen. Ich stand vor dem seltenen *Drosophyllum lusitanicum Lk.*, einer bis dahin nur aus Portugal bekannt gewesenen Pflanze, dem einzigen strauchigen Repräsentanten der merkwürdigen Familie der Droseraceen in Europa, deren gemeinste Art das zierliche, auf Torfmooren in Wassermoospolstern wurzelnde Kräutlein des rundblättrigen Sonnenthaues (*Drosera rotundifolia*) ist. Während diese Art wie fast alle übrigen Droseraceen in Torfsümpfen

wächst und nur kleine weisse Blümchen in einer schmächtigen Aehre trägt, bewohnt *Drosophyllum* nur nackte, dürre, sonnendurchglühte Sandstein- und Kalkgeröllemassen und entwickelt schöne, über zollbreite Blumen von goldgelber Farbe. Ich hatte damals keine Ahnung davon, dass dieser geheimnissvolle Halbstrauch einige Decennien später durch Darwin zu grosser Berühmtheit kommen sollte. Er ist nämlich, gleich allen übrigen Droseraceen — eine insectenfressende Pflanze, und zwar eine der wunderbarsten und interessantesten. Ich erinnere mich noch ganz wohl, zwischen seinen eine klebrige Feuchtigkeit aussondernden Wimpern (Tentakeln) zahlreiche kleine Fliegen und Mücken hängen gesehen zu haben; dass aber diese Wimpern mit Bewegung begabt seien und dass sie jene Insecten förmlich gefangen hatten, war damals weder mir, noch irgend einem anderen Botaniker bekannt. Da das dürre Steingerölle, aus dem man den ganzen Strauch mit allen seinen Wurzeln leicht herausziehen kann, keine irgend erhebliche Nahrung zu spenden vermag, so erscheint hier mehr als bei anderen insectenfressenden (richtiger fleischverdauenden) Pflanzen die Vermuthung gerechtfertigt, dass sich *Drosophyllum* in der Hauptsache von animalischer Kost ernähren möge.

Beschäftigt mit dieser Pflanze, die meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hatte, war ich, ohne mich umzuschauen, auf den völlig kahlen Gipfel des Berges gelangt. Welch' eine Aussicht eröffnete sich hier! Ich glaube kühn behaupten zu dürfen, dass es im ganzen übrigen Europa keinen Berggipfel gibt, der sich bezüglich der Aussicht mit dem Cerro de Comares messen kann, denn das Auge erschaut hier mit einem Blicke zwei Continente und zwei Meere!

Südwärts, tief unter meinen Füssen, lag die ganze Meerenge, bestreut mit einer Menge westwärts segelnder Schiffe, wie ein breiter Canal da, und jenseits derselben, hell von der Sonne beschienen, die Küste von Afrika, von Ceuta an bis zum Cap Espartel, mit allen ihren malerischen Vorgebirgen und einspringenden Buchten, von weissglänzenden Häusern und Weilern wie mit Perlen umsäumt, während die spanische Küste durch die bewaldeten Vorberge der Sierra verdeckt wurde. Deutlich schimmerte gegen Südwest, von dem Hintergrunde blauer Berge sich abhebend, die terrassenförmig ansteigende Häusermasse von Tanger. Ostwärts lag der azurblaue Golf von Gibraltar mit seinen reizenden Umgebungen, aus denen gegen Nordost die hochgelegene Stadt S. Roque hervortrat, wie eine Landkarte ausgebreitet und weit über den isolirten Gibraltarfelsen und über die wallgekrönte Felsenzunge von Ceuta ragte der breite Spiegel des Mittelmeeres hoch in den Himmel empor. Westwärts aber begrenzte die ungeheuere Fläche des atlantischen Oceans in noch grösserer Ausdehnung den Horizont, während hier im Vordergrunde, jenseits der Waldberge der Sierra die weite Ebene der Campiña de Tarifa bis an das scharf aus dem Meere vortretende Trafalgarcap, sammt der von hellgrünen Fluren umringten spiegelnden Fläche der Laguna de la Janda, und das blauduftige Hügelland von Cadiz mit den hochragenden Städten Vejer und Medina-Sidonia sich ausbreitete. Schief gegenüber starrten die wild zerklüfteten Felsabstürze des hohen unmittelbar von den Gestaden der Meerenge emporsteigenden, wie eine breite Glocke geformten Affenberges (Djibl-al-Kibr), der auch von Gibraltar und S. Roque aus den Hintergrund des herrlichen Landschafts-

bildes ebenso reizend als effectvoll abschliesst. Und hinter den terrassenförmig sich erhebenden Hügel- und Bergreihen Maroccos ragte die lange, vielgipflige Kette des Atlas empor, noch gehüllt in einen lang herabwallenden Schneemantel. „Allá está la Moreria“ (dort liegt das Maurenland!) rief Vicente, auf Afrika deutend, halb bewundernd, halb verächtlich; meine Gedanken aber eilten hinweg über die eisigen Zinnen des Atlas in die sonnendurchglühte Sahara, welche zu sehen schon des Knaben Wunsch gewesen, ein Wunsch, der auch dem Manne niemals erfüllt werden sollte! — Aber der Atlas war nicht das einzige Schneegebirge, welches meine Augen erschauten; im fernen Nordosten grüsste mich ein zweites, wohl bekanntes, gleich einer weissen Haufwolke über den zackigen blauen Felsenkämmen der Serrania am Himmel schwebendes Schneegebirge: die Sierra Nevada!

Mittlerweile war die Mittagsstunde herangekommen. Still und friedlich lag die prächtige, sonnenbeglänzte Landschaft um mich herum ausgebreitet. Ausser dem leisen Flüstern des Ostwindes in den Laubkronen der zu meinen Füssen ruhenden Waldmassen und dem Summen umherfliegender Insecten störte kein Laut das feierliche Schweigen der erhabenen Natur, die selbst in den Schlummer der Siesta versunken zu sein schien. Da plötzlich schlägt Geschützdonner an mein Ohr. Er rührt von einem fremden vor Gibraltar ankernden Kriegsschiffe her, welches am Morgen angekommen, wie üblich, um zwölf Uhr Mittags die stolze Veste der Engländer salutirt und bald kracht auch eine gleiche Anzahl Kanonenschüsse, den ehernen Gruss erwidernd, von der Hafenbatterie Gibraltars.

Zum Abstieg wählte ich die schroffere Süd- und

Ostseite des Berges. Vorsichtig zwischen malerischen Felsmassen hinabkletternd fand ich hier noch zwei seltene portugiesische Pflanzen, nämlich eine niedliche Schachblume mit gelb und purpurbraun gewürfelten Blumen (*Fritillaria lusitanica Wickstr.*) und die mit einer kurzen Traube rosenrother Lippenblüten geschmückte *Pedicularis lusitanica Link*, die unserem gemeinen, auf moosigen Waldwiesen so häufig vorkommenden Läusekraut ziemlich ähnlich sieht. In einem steinigen Giessbachbette hinabsteigend betraten wir bald wieder den Schatten des Waldes und erreichten nach zweistündiger mühsamer Wanderung die Sohle des Barranco del Algarrobo.

2.

Die Dolomiten von Yunquera. Die Pinsapowälder.

Besteigung des Cerro de las Plazoletas.

Von den Gestaden der Meerenge und des Golfs von Gibraltar nach Malaga zurückgekehrt, begab ich mich in der letzten Aprilwoche nach Yunquera. Damals gebrauchte man einen ganzen Tag zu dieser Reise, da man nur beritten nach jenem Centralpunkt der Serrania gelangen konnte. Jetzt fährt man auf der nach Cordova führenden Eisenbahn bis zur Station Pizarra, von wo man zu Pferde in drei Stunden nach dem genannten Städtchen kommen kann. Vielleicht geht jetzt auch eine Fahrstrasse dahin. — Die Lage Yunquera's, woselbst ich bereits im December auf meiner ebenfalls zu Pferde unternommenen Reise von Malaga über Ronda nach Sevilla ein paar Tage zugebracht hatte, um die Pinsapowälder zu besuchen,

habe ich bereits in meinem ersten Reisewerke (Bd. II, S. 167 ff.) beschrieben, ebenso die im April 1845 von dort aus unternommenen Excursionen (S. 335—340). Ich will daher hier nur einige Touren herausgreifen, die dort nur sehr skizzenhaft geschildert worden sind, da die Punkte, an welche sie mich führten, zu den merkwürdigsten und besuchenswerthesten der Serrania und Andalusiens überhaupt gehören.

Yunquera, ein sauberes Städtchen, liegt auf steilem Felsenvorsprung über einem Bache, welcher südwärts fliessend sich nach kurzem Lauf in einem viel wasserreicheren ergiesst. Dieser, der den in Spanien so häufig vorkommenden Namen Rio Grande führt, ein Nebenfluss des Guadalhorce und eine der stärksten Wasseradern der Serrania, tritt fast ebenso stark, wie er bei seiner Vereinigung mit dem Bache von Yunquera ist, aus einer grossen Quelle hervor, dem weit und breit berühmten Nacimiento del Rio Grande. Es ist dies unleugbar eines der grössten Naturwunder Spaniens, welches von Touristen um so mehr besucht zu werden verdient, als der von Yunquera dahin führende Weg durch ein hochromantisches, von bizarr geformten Dolomitbergen eingefasstes und mit einer reichen, echt südlichen Vegetation geschmücktes Thal, den Barranco del Nacimiento, geht. Ich besuchte dieses Nacimiento gleich am ersten Morgen nach meiner Ankunft in Yunquera in Begleitung des Arztes der Stadt, welcher mich schon im Winter gastfrei in sein Haus aufgenommen hatte. Durch die vom Yunquerabache bewässerte, auch schon sehr malerische Felsenschlucht gelangten wir bald in das von dem silberklaren Rio Grande durchrauschte Thal, wo damals eine Spinnfabrik erbaut wurde, die möglicherweise noch jetzt existirt.

Ein betretener Pfad führt von da immer über dem linken Ufer des fast unaufhörlich über Dolomit- und Marmorblöcke schäumenden, oft malerische Cascaden bildenden Flusses bis zum Nacimiento hinan, bald an Geröllelehnen, bald am Rande von Abgründen hinlaufend. Hüben und drüben ragen über die reich bebuschten unteren Hänge hohe, schroffe, nackte Felskuppen empor, von jener phantastischen, unbeschreiblichen Form, die eben nur die Welt der Dolomiten aufzuweisen hat und welche damals in der duftigen Morgenbeleuchtung, mit ihren blendendweissen Zinnen, Hörnern und Wänden und blaubeschatteten Klüften und Schluchten über dem üppig grünen Thalgrunde thronend einen wunderbar schönen Anblick darboten. Das sie zusammensetzende Gestein ist nämlich ganz weiss, ein sehr krystallinischer, zuckerähnlicher, weissem Marmor gleichender Dolomit, der sich in schneeweissen Sand auflöst, weshalb ein Unkundiger die breiten Sand- und Gerölletobel, welche aus den wasserlosen, aber bei jedem Regenguss von wilden Giessbächen durchtobten Schluchten durch das glänzende Grün des Montebajo bis zu dem Felsenbette des Flusses sich hinaberstrecken, im Scheine der Sonne von fern für Schneefelder und Schneestreifen halten könnte.

Wenn die Wanderung durch diesen etwa anderthalb Stunden langen Thalgrund schon jedem Naturfreunde einen hohen Genuss gewährt, so wird ein Naturforscher, zumal ein Botaniker, sich doppelt belohnt fühlen; denn dieser romantische Barranco birgt eine Anzahl der seltensten und prächtigsten Gewächse des Königreichs Granada. An der Mündung des Baches von Yunquera wächst in Spalten schattiger, vom Wasserdunst des vorbeischäumenden Flusses fortwährend

feucht gehaltener Felsen, leider meist unerreichbar, die seltene *Scrophularia crithmifolia Boiss.*, nebst der zierlichen *Campanula Erinus L.*, einer kleinen südeuropäischen, in der untern Region der Gebirge von Yunquera sehr gemeinen Glockenblume. Auf sonnigem Gerölle blühten in Gesellschaft zweier niedriger, hier in Menge vorkommender Pflanzen, der mit violetten, gelbgefleckten Maskenblümchen besäeten *Linaria satureioides Boiss.* und der halbstrauchigen, kleine Büsche und Polster bildenden *Polygala saxatilis Desf.*, zwei wahre Prachtpflanzen, das schon S. 209 beschriebene *Echium albicans*, hier viel grösser und üppiger werdend als in der Sierra Nevada, wo dieser Natterkopf erst über einen Monat später zum Blühen gelangt, und die *Reseda undata L.*, eine reichbelaubte Staude, deren daumesdicker, straff aufrechter, bis einen Meter Länge erreichender Stengel in eine lange Aehre dicht gedrängter, weisser, mit purpurrothen Staubbeuteln gezierter Blumen ausläuft. Aus den Spalten der Felsen hingen grosse lockere Büsche der halbstrauchigen *Anthyllis podocephala Boiss.* herab, einer schönen Wundkleeart mit seidig behaarten Blättern und goldgelben Blütenköpfen. Viel häufiger aber war hier die in üppigen Büscheln wachsende, mit feinzertheilten Blättern und blauen Quirlähren geschmückte *Lavandula multifida L.*, ein dem Südwesten Europa's und Nordafrika angehörender Halbstrauch, den ich schon am Gibraltarfelsen gefunden hatte. Zwei andere von Boissier in diesem Thale zuerst entdeckte Prachtpflanzen der granadinischen Flora, die *Linaria Clementei* und *Salvia Candelabrum*, blühten damals leider noch nicht. An einer Stelle, wo der Weg bei einem Felsvorsprunge vorüberführte, war derselbe theilweis beschattet von

einem grossen, von oben herüberhängenden, reich belaubten Strauche, bekleidet mit schönen, handförmig gelappten Blättern und geschmückt mit grossen, prachtvollen, wohl drei Zoll im Durchmesser haltenden malvenartigen Purpurblumen. Es war ein *Hibiscus*, vielleicht, ja wahrscheinlich eine noch unbekannte neue Art. Leider gingen mir die gesammelten Zweige später durch Schimmel gänzlich zu Grunde, da das betreffende Packet auf dem Transport nach Malaga vom Regen gänzlich durchnässt worden war, und ist es mir bis heute nicht gelungen, von jenem vielleicht längst ausgerotteten Strauche nochmals Blüten zu erlangen.

Je höher wir auf dem steinigen, allmälig immer steiler ansteigenden Wege emporkamen, desto wilder und romantischer wurde der Felsengrund, in dessen Tiefe der Rio Grande in einer Reihe von Cascaden in milchweissen Schaum zerschellt. Endlich schliesst eine senkrechte quer durch das Thal sich erstreckende Felsenwand, über die ein kleiner Bach in einem langen Wasserstrahl herabstürzt, den Grund ab, jedem weiteren Vordringen ein Ziel setzend. Links davon, an dem ebenfalls von senkrechten Wänden umgürteten Thalhange öffnet sich ein dunkler Schlund, aus welchem der Rio Grande breit heraustritt. Uralte wilde Feigenbäume mit phantastisch gewundenen Stämmen und reichbelaubten Aesten beschatten den Eingang der geräumigen Felsenhöhle, welche das Nacimiento birgt und deren Wände, soweit sie das hereinfallende Licht erhellt, mit dunkeln Epheuteppichen ausgekleidet sind, während von ihrem Gewölbe blendendweisse Tropfsteingebilde herabhängen. Fast der ganze Raum, wo zehn Pferde bequem Platz finden könnten, ist eingenommen

von einem Wasserbassin von sehr bedeutender, angeblich unergründlicher Tiefe, dessen Spiegel in dem matten Lichte ganz blau schimmert und daher einen wunderschönen Anblick gewährt. Wie der mich ebenfalls begleitende Apotheker von Yunquera erzählte, dem die erwähnte Fabrik gehörte (er, wie auch der Arzt ist längst todt!), nimmt die Wassermasse dieses unterirdischen Bassins bei Ostwind bedeutend zu, bei Westwind dagegen ab, ein sonderbares Phänomen, welches auf eine Verbindung mit dem Meere zu deuten scheint. Einen eigenen Eindruck machte es auf mich, dass am Eingange der Höhle zwischen den Steinen des feuchten Dolomitgerölles zwei Pflanzen Deutschlands in Menge wuchsen, nämlich unser gemeiner stinkender Storchschnabel (*Geranium Robertianum*) und die bei uns allerdings nur selten vorkommende und mehr dem Süden Europas angehörende *Orlaya grandiflora Hoffm.*, ein Doldengewächs mit feinzertheilten Blättern und weissen Blüten. Während der Apotheker nach seiner Fabrik zurückkehrte, wählte mein zweiter Begleiter, der Arzt, einen schmalen Gangsteig, der sich an dem linken Thalgehänge zu dessen Kamme emporwand, zur Rückkehr nach Yunquera. Oben eröffnete sich eine prächtige Aussicht auf das grüne, im weiten Umkreise von hohen, malerischen Felsgebirgen umringte Thalbecken von Yunquera. Mein gütiger Gastfreund führte mich um die Stadt herum, nach einer zweiten, grossen, ebenfalls sehr schönen, die Stadt mit Trinkwasser versehenden Quelle, dem ganz offen und frei gelegenen Nacimiento del Plano und von da zu dem benachbarten auf einem Hügel thronenden Thurme oder Castell, von wo aus sich Yunquera am malerischsten ausnimmt. Hier und rings um Yunquera blühten

zwischen Geröllesteinen *Erodium guttatum Willd.*, ein südeuropäisches Storchschnabelgewächs mit hellrothen, purpurn gefleckten Blumen. Auf dem Castellhügel selbst aber wächst eine der seltensten Pflanzen des südwestlichen Europa's, ein strauchiger, immergrüner Fingerhut mit eingeschnitten gesägten Blättern *(Digitalis laciniata Lindl.)*, der damals leider noch nicht blühte, aber ebenfalls eine Prachtpflanze ist.

Nicht minder interessant und belohnend ist ein Ausflug nach dem „Schneekloster" (Convento de la Nieve), zumal wenn man damit die Besteigung des Pico Jarro, des Gipfels der Sierra de la Nieve verbindet. Ich unternahm diese Excursion am zweiten Tage meines Aufenthaltes in Yunquera in alleiniger Begleitung meines Dieners. Das genannte Kloster liegt zwei Leguas westlich von Yunquera. Bald nachdem man die nach Ronda führende Strasse verlassen hat, windet sich der Weg durch ein felsiges, bebuschtes, sehr coupirtes Hügelgelände, dessen Kuppen die Ansicht der höheren Gebirge verhindern. Um so überraschender ist die herrliche Aussicht, welche sich nach etwa einstündiger Wanderung bei einer Wegewendung eröffnet. Man steht zu Häupten einer bewaldeten Thalmulde, welche im Hintergrunde (gegen West) von der langen Kette der Sierra de la Nieve geschlossen erscheint, deren phantastisch geformte völlig nackte Dolomitfelsberge damals im Scheine der Morgensonne einen prachtvollen Anblick darboten. Besonders imponirend erscheint der schon genannte Pico Jarro, eine gewaltige, in vier Hörner zerspaltene, von furchtbaren Felsabstürzen umgürtete Bergmasse, dessen erhabenster Gipfel 1800 Meter Höhe erreicht. Der rechte Hang der Thalmulde ist mit gut geschlossener Laubwaldung

bedeckt, mit Ausnahme einer etwa in seiner Mitte befindlichen Blösse, wo das Schneekloster liegt, umgeben von alten hohen Cypressen. Auch an dem nach dem Kloster führenden Wege stehen mehrere solche alte, wohl mehrhundertjährige Cypressen, meist paarweise einander gegenüber. Links vom Kloster, dessen nur einstöckige, aber vielfenstrige Gebäude ein grosses Viereck bilden, verengt sich die Thalmulde in eine schmale Schlucht, begrenzt dem Kloster gegenüber von einem steilen Felshange, der an seinem schwindelnden Rande eine Hermita (Capelle) trägt. Zwei andere Hermitas liegen auf freien Bergkuppen oberhalb des Klosterwaldes. Dieser besteht aus einem Gemisch von Korkeichen, Steineichen (*Quercus Ilex*) und andalusischen Eichen, welche letztere jetzt in voller hellgrüner Belaubung prangten, während die immergrünen Eichen mit Büscheln gelblicher Blütenkätzchen beladen waren. Andere immergrüne, strauchartige Eichen (*Qu. coccifera L.*, *Qu. Pseudococcifera Desf.*, *Qu. Mesto Boiss.*) mit meist dornigen Blättern bilden im Vereine mit Cistrosen, Hecksamen (*Ulex australis Clem.*), Ginstern (*Genista cinerea DC.*, *Sarothamnus affinis Boiss.*) und anderen Sträuchern das Unterholz dieses Waldes, dessen grasigen Boden ein bunter Blumenflor zierte. Unter andern blühten hier *Scilla campanulata Ait.*, ein reizendes Liliengewächs mit langen Trauben hängender lilafarbener Glockenblumen und am Bache zwei schöne Orchideen: *Orchis Simia L.* und *Orchis longicruris Lk.*

Der etwa 800 Meter über dem Meer gelegene Convento de las Nieves, ein ehemaliges Hieronymiterkloster, wo wir eine Weile rasteten, bietet nichts Bemerkenswerthes dar. Die schon damals sehr verfallenen Klostergebäude, wo ein Priester und ein Päch-

ter wohnten (das Kloster war, wenn ich mich recht erinnere, an einen Kaufmann von Malaga verkauft worden) umschliessen einen weiten Hofraum, der, wie auch der Kreuzgang, voller Schutt und Unrath lag; die von einem niedrigen schmucklosen Thurme überragte Kirche, welche noch zum Gottesdienste benutzt wurde, ist unbedeutend. Aber die Lage des Klosters ist ebenso idyllisch als romantisch, denn fast an allen Seiten schauen hohe, kühn geformte Felsenberge in den grünen, üppig bewaldeten Thalkessel herein. Eine tiefe, von Norden herkommende Schlucht, ein Seitenthal des erwähnten von einem Bache durchrauschten Barranco, trennt den Klosterwald von der breiten ebenfalls bewaldeten Basis des Pico Jarro. In dieses Querthal mündet ein Barranco, welcher steil ansteigend den dem Kloster zugekehrten Ostabhang des genannten Berges durchfurcht und den bequemsten Aufweg zu dessen Felsengipfeln bildet. Ich liess hier Vicente zurück, mit dem Befehl, mein Pferd durch das Barranco de los Monges (Mönchsgrund) genannte Querthal bis an den südlichen Fuss des Berges zu bringen und stieg allein auf einem sehr steinigen und steilen Pfade durch jene Schlucht zu den schroffen Felsenkegeln des Berges hinan. Bald hörte der Strauchwuchs auf und umgaben mich nackte steile Geröllelehnen, von welchen hohe, unersteigbare, wild zerrissene, in Zacken und Hörner auslaufende Felsenwände herniederstarrten. Der Barranco theilt sich oben in mehrere Schluchten, durch welche die vier Gipfel des Berges geschieden werden. Da meine Zeit mir nicht erlaubte, alle vier zu ersteigen, was vielleicht auch gar nicht möglich ist, so entschloss ich mich, blos den südöstlichen, zugleich höchsten, welcher am zugänglichsten erschien, zu er-

klimmen. In der That gelang es mir ohne sonderliche Anstrengung, an der felsigen Lehne seiner Nordseite bis zu der schmalen Gipfelfläche emporzuklettern; oben angekommen prallte ich aber fast erschrocken zurück, denn auf drei Seiten öffnen sich hier grausige Abgründe. Ueberhaupt ist der Besuch des Pico Jarro nur schwindelfreien Bergsteigern anzurathen. Solche werden aber ihre Rechnung finden, denn die oben sich eröffnende Rundschau, welche einen grossen Theil der wilden Serrania umfasst, ostwärts bis an die Meeresküste, nordwestwärts bis in die Ebenen Niederandalusiens reicht, ist entzückend. Gegen Süden begrenzt der Marmorwall der Sierra de Yunquera, an deren Gipfeln und oberen Hängen damals noch einige Schneestreifen blinkten, die Aussicht in geringer Entfernung, während der Blick gen Ostnordost über ein Labyrinth von blauen Sierren schweift, über denen am äussersten Horizont die hier ebenfalls en profil sich darstellende Sierra Nevada als ein breite schneeweisse Pyramide majestätisch thront.

So nackt das Dolomitgebirge erscheint und obwohl man in seinen dürren Schluchten keine Spur von Wasser findet, so entbehrt dasselbe doch nicht der Vegetation, denn sowohl zwischen den scharfkantigen Steinen seiner langen Geröllehalden, als in den Spalten und Klüften seiner weissen Felsen wächst eine Menge von Pflanzen, darunter manche Seltenheit. Ich will hier nur erwähnen, dass damals hier in den Felsenspalten eine kleine Junquille (*Narcissus juncifolius Lag.*) in Menge blühte, im Vereine mit *Ranunculus blepharsicarpos Boiss.*, einem schönen Hahnenfuss mit grossen goldgelben Blumen, welcher bisher nur an den Dolomitfelsen der Serrania aufgefunden worden ist und mit

dem *Senecio minutus DC.*, einer niedlichen zwerghaften Kreuzkrautart, die auf meist nur fingerlangen Stengelchen ein innen goldgelbes, äusserlich purpurröthliches Blütenkörbchen trägt. Neben diesen gelbblühenden Pflanzen schmückten weissblumige Steinbrecharten (*Saxifraga glaucescens Boiss. Reut.*, eine südspanische Art und die kleine, auch bei uns vorkommende *S. Tridactylites L.*) und Kreuzblütler die Felsspalten und Geröllelehnen. Nicht unerwähnt kann ich lassen, dass ich auch an jenem Tage so glücklich war, eine noch ganz unbekannt gebliebene Pflanze zu entdecken, das *Erysimum Kunzeanum Boiss.*, welches seitdem an vielen Orten der südlichen Hälfte der Halbinsel wiedergefunden worden ist. In tieferen Lagen erreicht diese Pflanze eine viel bedeutender Grösse und wird sehr ästig, während sie auf dem Pico Jarro als zwerghaftes Alpenkräutlein mit einfachem Stengel auftritt. Nachdem ich alle Pflanzen, deren ich habhaft werden konnte, eingesammelt hatte, stieg ich wieder die Nordlehne hinab und wählte die zwischen dem höchsten und diesem zunächst gelegenen westlichen Horn befindliche Schlucht zum Abstieg nach dem tiefen Barranco, wo ich meinen Diener treffen musste. Es blieb mir schliesslich nichts Anderes übrig, als über eine lange steile Geröllehalde hinabzuklettern. Ohne Alpargatas würde ich hier schwerlich mit heiler Haut hinabgekommen sein. Zum Aufstieg möchte ich diese Seite des Pico Jarro nicht empfehlen. Noch ehe ich die Thalsohle erreichte, sah ich meinen Schimmel am Bache grasen und bald traf ich auch Vicente, welcher sich ein schattiges Plätzchen neben einer Felswand ausgesucht hatte, um Siesta zu halten, denn es war Mittag schon vorüber. Nachdem wir dem malerischen

Thale noch eine Strecke weit aufwärts gefolgt waren und den Fuss des zur Rechten emporragenden, einen steilen spitzen Kegel bildenden Pico Almochón passirt hatten, verliess der Pfad den Barranco und brachte uns über felsige Kämme in den Barranco del Alcal, durch den wir nach Yunquera zurückkehrten. Diese Thalschlucht ist besonders wegen des Tajo del Frayle (Mönchsfelsen) besuchenswerth, einer langen Reihe wunderlich geformter, zum Theil an Mönchsgestalten erinnernder Dolomitfelsen, die ihre rechte Wand bilden.

Die Sierra de Yunquera, deren Erforschung ich damals zwei volle Tage widmete, habe ich hinsichtlich ihrer Gestaltung a. a. O. schon hinreichend geschildert, wie auch die romantische Nacht, welche ich dort hoch oben in der alpinen Region in lustiger Gesellschaft bei einem grossen Bivouakfeuer verlebt habe. Ich will daher hier nur die Vegetation, insbesondere die Wälder dieses Gebirges eingehender besprechen und von der Aussicht erzählen, welche sein höchster Gipfel darbietet. Wie schon in der Einleitung erwähnt, ist die Sierra de Yunquera ehedem wahrscheinlich völlig bewaldet gewesen, mit Ausnahme des höchsten über die Grenze des Holzwuchses hinausreichenden Gipfels und der auf dem Kamme und an den oberen Hängen zu Tage tretenden oft kolossalen Felsmassen, welche, wie die ganze obere Hälfte des Gebirges, aus einem meist schwarzen, weiss geaderten Marmor bestehen. Die vorherrschende Holzart war und ist noch gegenwärtig die Pinsapotanne (*Abies Pinsapo Boiss.*), eine eigenthümliche und sehr schöne Tannenart, welche in etwas veränderter Form auch auf den Hochgebirgen Süd-Algeriens wächst und daher in früheren Zeiten wahrscheinlich im Südwesten der Halbinsel und im gegenüberliegenden Afrika eine

viel weitere Verbreitung besessen haben mag, als wie gegenwärtig. Leider schmelzen die Pinsapowälder immer mehr zusammen und wer weiss, ob diejenigen, welche ich vor 37 Jahren durchwandert habe, jetzt noch existiren. Schon damals wurde von sachverständigen Personen der Unverstand beklagt und gerügt, womit die Holzberechtigten gegen diese Wälder vorgingen, welche man planlos ausbeutete, ohne das Geringste für deren Verjüngung zu thun, diese lediglich der Natur überlassend. Schon damals musste man bis zu einer Seehöhe von ca. 1000 M. emporsteigen, bevor man die ersten vereinzelten Pinsapostämme und kleine, junge, aus natürlichem Anflug hervorgegangene Bestände dieser Holzart antraf, während sich alte Leute in Yunquera sehr wohl erinnerten, dass in ihrer Jugendzeit die Hänge des Gebirges noch tief hinab mit geschlossener Pinsapowaldung bekleidet gewesen waren. Von Yunquera aus war schon damals von den Pinsapowäldern gar nichts mehr zu sehen, denn diese befanden sich lediglich in den Einsattelungen der subalpinen und alpinen Region im Innern des Gebirges. Die ersten Horste alter Pinsapos traf ich im oberen Theile der Cañada la Perra, einer wilden Felsenschlucht, welche aufwärts, sich rasch erweiternd, in ausgedehnte, sanft ansteigende Alpentriften übergeht, etwa in einer Höhe von 1350 M. Der Pinsapo trat hier und tritt überhaupt in der untern Region seines jetzigen Vorkommens in Gesellschaft einer sommergrünen Eichenart auf, welche gleich ihm der Serrania eigenthümlich ist und daher vor Boissier's Reise den Botanikern auch noch nicht bekannt war. Diese Eiche, *Quercus alpestris*, welche weiter oben in Einsattlungen zwischen den Kämmen der Sierra stellenweis für sich allein geschlossene

Bestände bildet, deren Boden mit einer dicken Laubschicht bedeckt war, befand sich damals noch in ganz winterlichem Zustande, indem selbst ihre Knospen noch keine Spur von Leben zeigten, und stach daher sonderbar gegen die dunkelgrünen Pinsapos ab, von denen viele über und über mit Tausenden männlicher Blütenkätzchen von prächtig purpurrother Farbe beladen waren. Aeltere Bäume, die durch ihren dicken Stamm und ihre breitästige, dachförmige Krone an die Libanonceder erinnern, bieten im blühenden Zustande einen prächtigen Anblick dar. Im Gegensatz zu den männlichen Blüten ist die Zahl der auf die Gipfel der Krone beschränkten und daher schwer zu erlangenden weiblichen, aus denen sich aufrechte, walzig - längliche, zimmtbraune Zapfen mit abgestumpftem und kurz bespitztem Ende entwickeln, sehr gering; ja nicht selten scheint ein Baum nur männliche Blüten hervorzubringen. Dieser Umstand, sowie die Thatsache, dass verschiedene Vögel den Pinsaposamen sehr nachstellen, begünstigen selbstverständlich die natürliche Verjüngung der Pinsapowälder nicht, weshalb sehr zu wünschen wäre, dass durch eine rationelle Aufforstung der vorhandenen und noch entstehenden Blössen dem gänzlichen Verschwinden dieses ebenso schönen als nutzbaren Baumes vorgebeugt werde. Wenn die vor 36 Jahren bestandene Misswirthschaft noch Jahrzehnte lang fortgedauert haben und ihr auch jetzt noch nicht Einhalt gethan worden sein sollte, so steht zu befürchten, dass binnen Kurzem die Pinsapowälder ebenso ausgerottet sein werden, wie die Bestände der Seekiefer (*Pinus halepensis Mill.*), welche in früheren Jahrhunderten die untern Abhänge der Sierra de la Nieve und anderer Gebirgsketten der Serrania bedeckt

haben und von denen zu meiner Zeit nur noch hier und da einzelne Exemplare und Horste alter Bäume übrig waren. Damals gab es in der oberen Region der Sierra de Yunquera noch bedeutende Pinsapowälder, zum Theil von urwaldähnlichem Charakter, z. B. in den tiefen Barrancos, welche den Cerro de las Plazoletas rings umgeben und denselbeu von den umherliegenden Kämmen isoliren und in dem schönen Felsenthale, das von der Hoya de Caridad nach dem hohen Puerto de Cañalizo hinführt. In jenen Beständen, in deren Schatten die immergrüne, auch in Süddeutschland vorkommende *Daphne Laureola L.* und die schon genannte *Scilla campanulata*, wie auch die stinkende Nieswurz (*Helleborus foetidus L.*), eine durch das westliche Südeuropa verbreitete Pflanze, blühten, gab es damals noch viele mehrhundertjährige Stämme von über einen Meter Durchmesser mit mächtigen, weit schattenden Kronen und lagen andere abgestorbene, von selbst umgestürzte oder vom Sturm gebrochene Riesen am Boden, überwuchert von Moos und Farnkräutern. Unter einem solchen todten, an einen Felsblock gelehnten, inwendig ausgefaulten und hohlen Riesenstamme hatten meine Begleiter am Pilar de Tolóx, einem am Fusse des Plazoletaskegel befindlichen Wasserbassin, das Wachtfeuer angezündet, welches bald den ganzen Stamm ergriff, worauf die Flamme aus dessen oberen Ende wie aus einem Schornstein klafterhoch emporloderte und die ganze wilde, von dunkeln Marmorfelsen eingefasste Thalsenkung grell beleuchtete.

Die höchsten Kämme des sehr verzweigten Gebirges, welche im Mittel 1650 M. Seehöhe erreichen mögen, sind nicht bewaldet und wohl auch niemals

bewaldet gewesen, sondern theils mit Alpenkräutern und Gräsern bestreut, theils mit niedrigem Gebüsch von Kleinsträuchern, die ich schon in der Berg- und Alpenregion der Sierra Nevada gefunden hatte, wie mich überhaupt diese langgestreckten Lomas und die an deren Hängen sich ausbreitenden Alpentriften sehr an jenes Hochgebirge erinnerten, das von allen Gipfeln der Sierra sichtbar ist. Ende April ist hier die Vegetation noch sehr wenig entwickelt, ja man findet um diese Zeit hier und da noch beträchtliche Reste des im Winter gefallenen Schnees, besonders in beckenförmigen Einsenkungen, wo der Schnee oft bis zum hohen Sommer liegen bleiben soll. Hart am schmelzenden Schnee blühte damals an einigen solchen Stellen eine reizende blass rosenrothe Frühlingszeitlose (*Colchicum bulbocodioides M. Bieb.*), welche ich im Juni an den Schneegruben der Sierra Tejeda wieder gefunden habe. Diese von mir zuerst in Spanien beobachtete Pflanze, welche, wie spätere Forschungen ergeben haben, auch in den Hochgebirgen des Centrums und Ostens der Halbinsel vorkommt, ist vielleicht sogar eine ganz neue Art, da sie sich von dem echten in Südrussland und Griechenland wachsenden *C. bulbocodioides*, mit der man sie neuerdings identificirt hat, nicht unwesentlich unterscheidet, und in der That sowohl von dem verstorbenen Professor Kunze, welcher die von mir damals gesammelten Pflanzen bestimmt hat, unter dem Namen *C. triphyllum*, als auch später von dem Madrider Naturforscher Graëlls unter dem Namen *C. Clementei* als eine neue Art beschrieben worden. Mehrere andere entschieden neue Arten war ich so glücklich, an jenen Tagen an den Abhängen und in den Schluchten der Sierra de Yunquera zu entdecken,

nämlich eine neue Steinbrechart (*Saxifraga Kunzeana Willk.*), welche im Verein mit der üppige, lockere, klebrige Polster bildenden *S. dichotoma Willk.* (*S. arundana Boiss.*) und der *S. glaucescens* in Felsspalten wächst und zwei Alpenpflanzen aus der Kreuzblütlerfamilie, die *Lobularia strigulosa Willk.*, ein niedliches, mit weisspurpurnen Blütchen geschmücktes Kräutlein, das ich schon im December zwischen Steinen der Cañada la Perra gefunden hatte und welches auch in den Pinsapowäldern vorkommt, und das ebenfalls auf Gerölle und in Felsspalten wachsende *Thlaspi calycotrichum Kze.*, ein filzblättriges, weissblühendes Täschelkraut. In den Spalten der auf den Kämmen umhergestreuten Felsenmassen fand ich auch die hübsche schon S. 204 erwähnte *Draba hispanica* zum ersten Male blühend, während die steinigen Kämme selbst streckenweise mit Tausenden von Exemplaren der *Gagea polymorpha Boiss.*, einem unserem Wiesen-Gilbstern (*G. pratensis*) ähnlichen Zwiebelgewächs und der *Viola Demetria Prol.*, eines kleinen gelben Stiefmütterchens, das auch an den Abhängen und in den Schluchten der Sierra in Menge wächst, sowie mit *Narcissus juncifolius* bestreut erschienen. Eine andere gelbe Narzisse (*N. major Curt.*) blühte häufig auf sumpfigen Grasplätzen der Pinsapowälder.

Aber nicht allein wegen der Pinsapowälder und wegen ihrer romantischen Thäler verdient die Sierra de Yunquera besucht zu werden, sondern auch wegen der prächtigen Aussicht, welche ihre leicht ersteigbaren Gipfel darbieten. Unter diesen nimmt natürlich der Cerro de las Plazoletas die erste Stelle ein. Von dem Pilar de Tolóx kann man in einer Stunde bequem auf seinen Gipfel gelangen; sein dem Pilar zugekehrter

Abhang war damals noch hoch hinauf mit lichten Pinsapobeständen bedeckt. An allen andern Seiten fällt der Plazoletas viel schroffer, stellenweis in steilen Felsen ab. Während meine Begleiter unser Bivouak herrichteten und für die Abendmahlzeit Sorge trugen, stieg ich allein zu dem Gipfel des Plazoletas hinan. Die Vegetation war hier kaum erwacht, die botanische Ausbeute daher äusserst gering; dafür wurde ich reichlich entschädigt durch die grossartige Rundschau, die sich vor meinen Augen entfaltete und in der warmen farbenreichen Beleuchtung des Sonnenunterganges doppelt schön war. Rings um mich herum lag zunächst die ganze Serrania mit ihren tiefen, theilweis walderfüllten Thalschluchten, ihren pittoresken Felsmassen und ihren zackigen Kämmen und Kuppen ausgebreitet. Im Westen ragte, scheinbar nur wenige Stunden entfernt, das malerisch zerspaltene, noch schneegekrönte Felsenhaupt des Cerro de S. Cristóbal hoch über das Hügelgelände empor, welches der Guadalete bewässert, während im Südwesten die vielkuppige Gebirgskette von Alcalá und Algeciras den Ausblick auf die Bai von Cadiz und den Ocean verhindert. Gegen Süd erblickt man den Gibraltarfelsen und einen Theil der Meerenge nebst der Küste von Afrika und dem Atlas, südostwärts den Spiegel des mittelländischen Meeres, welcher hinter den die Küste verdeckenden zackigen Wällen der Sierra de Estepona, S. Blanca, S. Bermeja und S. de Mijas emportaucht; im Osten zeigt sich die schöne Vega von Malaga, aus deren grünem Schoosse die weisse Häusermasse dieser Stadt hart am Ufer des blauen Meeres hervorblinkt, umgeben von dem terrassirten rebenbedeckten Hügellande der Axarquia. In grösserer Ferne erheben sich die blauen Gebirgs-

wälle der Sierra de Alhama und S. Tejeda, die den Thron der königlichen Nevada zu bilden scheinen, welche majestätisch scheinbar über ihnen schwebt. Nord- und nordwestwärts endlich dringt das Auge über die grotesken Dolomitberge der zunächst gelegenen Sierra de la Nieve und S. Blanquilla und über Hochebenen und niedrige Bergkämme weit hinaus in die ebenen Gefilde Niederandalusiens, deren bläuliches Grau am fernen Horizont unmerklich mit dem lichten Blau des Himmels verschwimmt.

Der Besuch des Cerro de las Plazoletas kann von Yunquera aus in einem Tage bequem ausgeführt werden, selbst zu Fuss. Bis zum Pilar de Tolóx führt ein betretener Saumpfad, der an keiner gefährlichen Stelle vorbeigeht. Und zwar windet sich dieser Weg, nachdem er den Barranco de Bacamón passirt und den Barranco Pimentón gekreuzt hat, durch den Caucón empor, einen weiten malerischen Thalkessel, dessen östlicher Hang, Lastras del Caucón genannt (der entgegengesetzte heisst Canchas del Caucón) in den Tajo de la Cáina ausläuft. So nennt man eine kolossale, höchst pittoreske Marmorfelsenmauer, die den südlichsten Vorsprung der Loma bildet, durch welche der Caucón von der Cañada de la Perra geschieden wird. Diese durch grossen Pflanzenreichthum ausgezeichnete[1]), aber schwer zugängliche Felsenpartie bietet zugleich einen prächtigen Anblick des Caucón, des ihn über-

---

[1]) Unter andern wachsen hier in Felsspalten die *Centaurea Clementei Boiss.*, eine prächtige Flockenblumenart mit dicken, schneeweissfilzigen Fiederblättern und grossen Köpfen goldgelber Blumen, die im April leider noch nicht blüht, und die *Saxifraga biternata Boiss.*

ragenden Gebirges und des Thalbeckens von Yunquera dar. Der Weg läuft nun durch die genannte Schlucht aufwärts und klimmt über Alpentriften zu einem höheren Kamme empor, auf dem der Peñon de los Enamorados thront, von dem aus man bereits eine umfassende Aussicht geniesst. Von hier schlängelt sich der Weg über hohe Joche, den Cerros de los Pilónes, den zweithöchsten Gipfel der Sierra rechts lassend, nach der Thalsenkung, wo sich der Pilar de Tolóx befindet. Ich füge hier diese Angaben bei, für den Fall, dass irgend ein Leser Lust bekommen sollte die Sierra de Yunquera zu besuchen. Ich hatte diesen Weg schon im December 1844 kennen gelernt, wo übles Wetter mich zwang in der Cañada de la Perra umzukehren. Bei meinem zweiten Besuche der Sierra liess ich mich, um auch die westliche Hälfte des Gebirges kennen zu lernen, von einem meiner ortskundigen Begleiter auf einem grossen Umwege nach Yunquera zurückführen. Wirkliche Wege konnten zu dieser Tour nur streckenweis benutzt werden. Aber auch sie war nicht blos in botanischer Beziehung, sondern auch hinsichtlich der An- und Aussichten, die sie darbot, höchst lohnend, weshalb ich die bemerkenswerthesten Punkte, welche wir berührten, hier ebenfalls angeben will. Durch einen mit dichter Pinsapowaldung erfüllten Thalgrund stiegen wir zu dem Felsengipfel des Cerro de Alcazaba empor, welcher durch eine waldige Schlucht vom Plazoletaskegel geschieden ist. Hier eröffnet sich namentlich gegen Ronda hin eine herrliche Aussicht. Insbesondere nimmt sich hier der Cerro de S. Cristóbal höchst grossartig aus. Dann ging es über die lange Loma de Alcazaba bei der Boca del Mar redondo vorbei über den ganz und gar mit spanischer



Salbei bedeckten Cerro de los Pilones nach dem Puerto (Pass) de las tres Cruces, von wo wir in südwestlicher Richtung nach der Hoya (Grube) de Caridad hinabstiegen, eine von malerischen Felsen umringte Thalmulde, von der aus ein Weg durch einen damals mit prachtvollen urwaldähnlichen Pinsapobeständen erfüllten Barranco, bei der Cueva del Manijero, einer kleinen Tropfsteinhöhle, vorbei und den Tajo de Pedro Muñoz, eine gewaltige Felsenwand, links lassend zu dem Puerto de Cañalizo hinanführt. Von hier gingen wir über den hohen Puerto de Cuco, den Peñon de los Enamoradas rechts lassend, nach dem langen Felsenthal der Angosturas de los corales hinab, welches in das Hochbecken von Yunquera ausmündet. Somit hatte ich binnen zwei Tagen eine förmliche Rundreise durch die ganze Sierra gemacht die in meiner Erinnerung unvergesslich geblieben ist und bleiben wird.

III.

Die Gebirge im Osten von Granada.

Der östliche Theil des Königsreichs Granada ist bisher von Touristen wohl nur sehr selten besucht worden. Freilich bieten die wenigen dort gelegenen Städte dem Kunstfreunde keinen Genuss dar, selbst Almeria nicht. Doch wird diese noch aus der Römerzeit stammende Stadt von Reisenden, wenn auch nur auf wenige Stunden, oft besucht, da die der Küste entlang fahrenden Post- und Passagierdampfer dort anzulegen pflegen. Die fürchterliche Sterilität, welche die Umgebungen Almerias zur Schau tragen, die wilden, nackten Felsenmauern, die weiter ostwärts die Küste umgürten, die zwar malerisch geformten, aber völlig kahlen und sehr unwirthlich erscheinenden Gebirge, welche von der See aus sichtbar sind, können Vergnügungsreisende kaum anlocken, jene Gefilde zu betreten. Dazu kommt, dass das Reisen im Innern jenes Landes höchst unbequem und mit Ausnahme der von Murcia nach Granada führenden Strasse nur auf Saumthieren möglich ist und dass die in den weit aus einander liegenden Städten und Flecken befindlichen Posaden den Ansprüchen selbst sehr bescheidener Reisenden nicht zu genügen vermögen. So war es vor 35 Jahren, es wird auch jetzt noch nicht anders sein, da jener

Theil Granadas vom Weltverkehr gänzlich abgeschnitten ist. Alles dieses dürfte anders werden, wenn die längst projectirte Eisenbahn, welche eine directe Verbindung zwischen Murcia und Granada herstellen soll, noch zur Ausführung käme. Diese würde jedenfalls durch das weite vom Rio de Velez-Rubio bewässerte Thal gehen, welches zwischen den zwei mittleren Parallelketten des östlichen Randgebirges (s. die Einleitung) liegt. Gerade diese beiden Gebirgsketten, von denen die nördliche aus der Muela de Montalbiche, Sierra de Velez-Blanco, S. de Maria und S. de Cullar besteht, die südliche von der Cuesta de Viotar, Sierra de las Estancias und S. de Oria gebildet wird, enthalten, insbesondere die nördliche, so eigenthümliche Naturschönheiten und bieten ihre Gipfel so interessante Aussichten dar, dass sie wohl auch von solchen Touristen besucht zu werden verdienten, welche keine naturwissenschaftliche Zwecke verfolgen. Nicht minder besuchenswerth ist die im Süden der Provinz von Almeria sich erhebende Sierra de Filabres, ein mächtiges, vielfach verzweigtes Gebirge, welches durch sein Gestein (Glimmerschiefer) an die Sierra Nevada erinnert, sowie der hohe, fast isolirte Pik der Sagra Sierra de Huescar an der Nordgrenze derselben Provinz, nächst den Hochgipfeln der Sierra Nevada der höchste Berg der ganzen granadinischen Terrasse. In der allerdings sehr zweifelhaften Voraussetzung, dass das erwähnte Eisenbahnproject noch verwirklicht wird, will ich meine Leser einen Blick in jene Gebirge thun lassen, welche vor mir kein deutscher Naturforscher betreten hatte und über die ich zuerst Kunde gegeben habe (in meinem ersten Reisewerke, Bd. III, S. 82—102). Dort habe ich nachgewiesen, dass die Gegenden des Ostens der

granadinischen Bergterrasse, insbesondere die Ebenen der Provinz von Almeria bereits ein völlig afrikanisches Gepräge tragen, welches je weiter ostwärts, immer charakteristischer hervortritt. Aber auch die Gebirge unterscheiden sich, obwohl sie der Mehrzahl nach auch aus Kalk zusammengesetzt sind, sowohl durch ihre Contouren und Oberflächengestaltung als durch ihre Vegetation wesentlich von den Sierren des Centrums und Westens der Bergterrasse. Was endlich die Bewohner dieser wenig bevölkerten Landstriche betrifft, so erinnern dieselben sowohl bezüglich ihrer Physiognomie, als ihres Charakters, ihrer Sitten, Trachten und Gebräuche viel weniger an die Andalusier, als an die Bevölkerung des angrenzenden Königreichs von Murcia. Abgeschnitten vom Weltverkehr dürften dieselben auch jetzt noch ihre Ursprünglichkeit und mit derselben die Uneigennützigkeit, Geradheit und Ehrlichkeit bewahrt haben, durch welche Tugenden sie sich vor einem Menschenalter so vortheilhaft auszeichneten.

1.

Die Sierra de Maria und die Sagra de Huescar.

Es war im Juli 1845. Ein dreitägiger Ritt hatte mich von Granada nach Maria gebracht, einem grossen, hart am nordöstlichen Fusse der gleichnamigen Sierra gelegenen Flecken, den ich zum Standquartier für meine in die benachbarten Gebirge zu unternehmenden Excursionen gewählt hatte. Abgeschnitten von allem Verkehr, bewohnt von einer bedürfnisslosen Bevölkerung, deren Mittellosigkeit sich in dem ärmlichen Aussehen der meist nur einstöckigen Häuser ausspricht, würde

mir dieser Ort wahrscheinlich nur eine sehr schlechte Unterkunft in seinen blos von Arrieros frequentirten Posaden gewährt haben, hätte mich nicht der Arzt, ein Schwager meines Dieners, gastfrei in sein stattliches Haus aufgenommen. Die Lage Maria's kann man nicht schön nennen. Zwar schaut der mit steilen Felsenwänden eingefasste Wall der Sierra überall in die Gassen des Fleckens herein, aber nicht als ein dessen Bild verschönernder Hintergrund, sondern eher wie eine Drohung, denn es ist, als ob die gigantischen Felsmassen auf die niedrigen Häuser herabstürzen und dieselben unter Schutt und Steinen begraben müssten. Die einzige Merkwürdigkeit Marias ist sein grosser Brunnen, der sein köstliches, aus eilf Röhren in armdicken Strahlen in sein Bassin strömendes Wasser von dem schönen Nacimiento erhält, welches eine halbe Stunde vom Ort am westlichen Fusse des Gebirges zwischen nackte Kalkklippen gebettet liegt. Sein Abfluss bewässert die kleine Vega von Maria, deren saftiges Grün damals sehr angenehm gegen die grauweisse Farbe der nackten, dürren, unwirthlichen und staubigen Steppe abstach, welche den Flecken auf drei Seiten umgibt. Gegen Osten thürmt sich, in scheinbar geringer Entfernung, der nackte, weisse, kolossale Felswürfel der isolirt stehenden Muela de Montalbiche empor, gegen West der ebenfalls kahle, ungegliederte Felsenwall der Sierra de Periate, die von der ziemlich parallel mit ihr verlaufenden Sierra de Maria nur durch ein breites, walderfülltes Thal geschieden ist; im Nordwest aber ragt in grösserer Ferne, neben den nördlichen Vorsprüngen des Periategebirges der blaue Riesenkegel der Sagra Sierra über die welligen Hügelketten empor, welche in dieser Richtung und gegen

Norden die ungefähr 1000 Met. über dem Meerespiegel liegende Hochebene von Maria umsäumen.

Die Sierra de Maria, deren Erforschung ich zwei Tage gewidmet habe, ist ein langer, hoher, schroffer, fast auf allen Seiten in senkrechten Wänden abstürzender, aus Jurakalk bestehender Wall von welligen Contouren, welcher auf breiter, kiefernbewaldeter Basis thront und sich mit seinen wenig vorragenden Gipfeln bis über 2000 M. erheben mag. Sie bildet das höchste Glied der das Thal von Velez-Rubio gegen Norden umwallenden Gebirgskette und ist von den beiden andern, ihr ganz ähnlichen, nur niedrigeren Felsenwällen, der Sierra de Cullar im Westen und der S. de Velez-Blanco im Osten, nur durch breite walderfüllte Schluchten geschieden. Durch die westliche, Puerto viejo genannte Schlucht läuft der Saumpfad, der Maria in westlicher Richtung mit der von Granada nach Murcia führenden Fahrstrasse verbindet. Die Kiefernwaldung, welche den von vielen Schluchten und Gründen durchfurchten Fuss der Sierra bedeckt und damals noch hier und da hochstämmige gut geschlossene Bestände aufzuweisen hatte, ist von der Sternkiefer (*Pinus Pinaster Sol.*) gebildet, einer sehr schönen, langnadligen und grosszapfigen Art, die auch die Sierra de Gor bei Guadix und das die Sagra de Huescar umgebende Gebirge bedeckt und früher in der östlichen Hälfte der Bergterrasse von Granada allgemein verbreitet gewesen sein mag, da Reste ehemaliger Wälder dieser Holzart sich hin und wieder auch in den jetzt kahlen Kalkgebirgen vorfinden und selbst noch in der nahe bei Granada gelegenen Sierra de Alfacar vorkommen. In der westlichen Hälfte der Bergterrasse findet sich dieser Baum, welcher auch die berühmten und uner-

messlichen Waldungen der Landes de Bordeaux zusammensetzt, nicht, wohl aber jenseits der Sierra Morena in Estremadura und im angrenzenden Portugal, wo er seine höchste Vollkommenheit erreicht und in Riesenstämmen von mehr als 30 M. Höhe vorkommt.

Die riesige Felsenmauer an der Nordseite der Sierra de Maria gestattet nur an wenigen Punkten, nämlich da, wo sie von tief einschneidenden Schluchten zerrissen ist, einen Aufweg zum Kamme des Gebirges. Durch eine solche Schlucht erstieg ich denselben am 12. Juli, wo ich in Vicente's Begleitung die erste Excursion in die Sierra unternahm, nachdem ich eine weite Strecke am Fusse jener oft ein paar hundert Meter hohen Felsenwände hingeklettert war, um die überaus reiche, alle Spalten und Klüfte auskleidende Vegetation eingehend zu studieren. Deshalb brauchten wir sechs volle Stunden, bevor wir den höchsten Gipfel erreichten, während man in der Hälfte dieser Zeit bequem dahin gelangen kann. Die Sierra de Maria ist weit und breit wegen ihres grossen Pflanzenreichthums und besonders als Fundort heilkräftiger Kräuter berühmt, und nicht mit Unrecht. Denn obwohl sie, einige tiefe Thäler ihrer bewaldeten Basis ausgenommen, keine Quellen und Bäche enthält, birgt sie dennoch in ihren Wäldern, Schluchten, Felsspalten und auf ihrer Kammfläche eine überaus grosse Anzahl von Pflanzen, worunter mehrere, welche bisher noch nirgends wo anders gefunden worden sind. Ich glaube der erste Botaniker gewesen zu sein, der dies Gebirge durchforscht hat, wenn nicht etwa der Spanier Clemente, welcher zu Anfang dieses Jahrhunderts das ganze Königreich von Granada durchwandert und auch die

Sierra de Maria trigonometrisch gemessen hat[1]) dort gewesen ist. Die in Madrid aufbewahrten Reste seines Herbars geben hierüber keinen Aufschluss. — Schon die Vegetation des waldbedeckten Abhanges, von dem wir zu der Felsenmauer hinanstiegen, trägt ein anderes Gepräge, als wie diejenige der centralen und westlichen Kalkgebirge Hochandalusiens bei ungefähr gleicher Seehöhe. Unter der lichten Ueberschirmung des Kiefernwaldes bedeckt ein aus verschiedenen Straucharten zusammengesetzter Monte bajo den steinigen Boden. Eine hervorragende Rolle spielen in demselben die lorbeerblättrige Cistrose (*Cistus laurifolius L.*), ein schöner Strauch mit glänzend grünen, balsamisch duftenden Lederblättern, den ich bis dahin noch nicht gesehen hatte, und das grauweissfilzige, meldenblättrige Sonnenröschen (*Halimium lepidotum Spach*), ein meist nur fusshoher Strauch. Grosse Strecken sind lediglich mit der Bärentraube, die mir seit der Besteigung des Trevenque nicht mehr vorgekommen war, und der spanischen Salbei bedeckt. Auch die Färberröthe (*Rubia tinctorum L.*) tritt hier auf Kalkgerölle häufig auf. Aus den Blättern der genannten Salbei wird in Südspanien das officinelle *Oleum Salviae* gewonnen und blüht dieser Industriezweig besonders in Maria, indem kaum irgendwo anders im Süden der Halbinsel so viel Salbei wächst, als in den Umgebungen jenes Fleckens. Ueberhaupt ernähren sich viele der ärmeren Bewohner Marias vom Sammeln officineller Pflanzen für die Apotheken. Eine mir fast ganz neue und fremdartige Vegetation schmückte die gigantische Felsenmauer des

[1]) Clemente gibt 7000 spanische Fuss als absolute Höhe an. Diese Ziffer dürfte zu gross sein.



Hochgebirges, deren Fuss durchschnittlich 1800 Met. über dem Meere liegen mag. Ich war an jenem Tage so glücklich, mehrere noch ganz unbekannte neue Pflanzen zu entdecken, worunter ein wahres Prachtgewächs aus der Familie der Lippenblütler, nämlich die silberweissfilzige, seidenglänzende, von Quirlähren purpurner Blumen überragte *Sideritis stachydioides Willk.*, welche die Felsspalten in üppigen Polstern schmückte. Zwischen denselben wuchsen eine ebenfalls polsterbildende, weissfilzige, aber mit schön orangegelben, und zwar sitzenden Blütenköpfen gezierte Flockenblume mit auffallend dickem, holzigem Wurzelstock, weshalb ich dieselbe *Centaurea macrorrhiza* genannt habe, sowie eine blaugrün belaubte Sternmiere, welche äusserst zerbrechliche, mit weissen Blüten übersäete halbkugelige Büschel bildete (*Moehringia intricata Willk.*) und ein seltsamer, niedergestreckter, immergrüner Halbstrauch mit blaugrünen, dornig gezähnten, ihrer Form nach an die Stechpalme erinnernden, nur viel kleineren Lederblättern, aus deren dichten Rosetten sich beschuppte Stengel mit einem Körbchen voll blauer Blümchen am Ende erhoben. Es war eine Kugelblume (*Globularia*), die ich damals für eine neue Art hielt und später als *G. ilicifolia* beschrieben und abgebildet habe. Nachträglich hat es sich aber herausgestellt, dass dieselbe die echte, längst in Vergessenheit gerathene *G. spinosa L.* ist, welche der grosse schwedische Naturforscher ehemals aus Spanien erhalten hat, woher und von wem? ist nicht zu ermitteln. Auch Linné hat diese hochinteressante Pflanze jedenfalls nicht lebend gesehen. Ausser einem Bruchstück in seinem zu London aufbewahrten Herbar existirte von derselben bis zu ihrer Wiederauffindung durch mich

in keinem Herbar der Welt irgend ein Exemplar. Zu diesen neuen Pflanzen gesellten sich die ebenfalls in dicken, weissfilzigen Polstern wachsende, bisher nur aus der Sierra Tejeda bekannte *Andryala Agardhii Boiss.*, deren schlanke, fast blattlose Stengel Trauben goldgelber Blütenkörbchen tragen und der *Senecio quinqueradiatus Boiss.*, eine Nevadapflanze, welche ich ein Jahr früher um dieselbe Zeit am Dornajo gesammelt hatte. Seltener zeigten sich das elegante *Hypericum ericoides L.*, ein zwerghaftes Halbsträuchlein mit dichtgedrängten, fast nadelförmigen, blaugrünen Blättchen und goldgelben Blüten, ein Labkraut (*Galium fructicescens Cav.*) und die *Reseda Gayana Boiss.*, eine auch in der westlichen Hälfte der Bergterrasse vorkommende, dort von Boissier zuerst aufgefundene Reseda mit weissen, geruchlosen Blüten in langer Aehre. Auf Gerölle der Schlucht, in welcher wir zur Kammfläche emporkletterten, wie auch in den Spalten der Felsenmauer an deren oberen Rande, dort meist an unzugänglichen Stellen, wuchs eine in voller Blüte stehende, halbstrauchige Steinbrechart, welche ich sofort als neu erkannte und die ich in meinen Sammlungen als *Saxifraga almeriensis* bezeichnet habe. Mehrere Jahre später ist dieselbe von dem spanischen Botaniker Pedro del Campo anderwärts gefunden und diesem zu Ehren von dem Botaniker Cosson in Paris *S. Camposii* genannt worden, indem meine Entdeckung und Benennung in Vergessenheit gerathen war. Sie findet sich wahrscheinlich in allen Kalkgebirgen der östlichen Hälfte von Granada und bildet grosse dichte Polster, deren steife, handförmig getheilte Blätter mit einem balsamisch duftenden Gummiharz überzogen und daher klebrig sind. Auch eine neue niedliche Grasnelke mit rosen-



rothen Blütenkörbchen, die ich jedoch nicht benannt habe (*Armeria Durieui Boiss.*), wuchs häufig in den Felsspalten und zwischen Steinen in der obersten Region der Nordseite des Gebirges. Auf dem ein geräumiges, unebenes, westwärts allmälig zum höchsten Gipfel ansteigendes, mit Gerölle und kurzbegrasten Triften bedecktes Plateau darstellenden Kamme traf ich eine Menge alter Bekannter aus der Alpenregion der Sierra Nevada[1]), ein Beweis, dass ich mich über 2000 M. hoch befand. Es fehlt jedoch in der Sierra de Maria auch nicht an einzelnen Pflanzenarten der deutschen Alpen, welche sich zwischen den die Hauptmasse ihrer Vegetation bildenden spanischen und mediterranen Gewächsen merkwürdig ausnehmen, indem die Felsenspalten des höchsten Gipfels mit Polstern des rothblühenden Leberbalsams (*Erinus alpinus L.*) ausgekleidet sind. Zwei andere Felsenpflanzen der Alpen, ein Habichtskraut (*Hieracium Lawsonii Vill.*) und das Felsen-Leimkraut (*Silene rupestris L.*) hatte ich auch schon am Fusse der Felsenmauer bemerkt.

Die Aussicht von dem höchsten, leicht ersteigbaren Gipfel der Sierra de Maria mag sehr umfassend und schön sein: leider hinderte mich damals aus den Gründen aufsteigender Nebel, dieselbe zu geniessen. Man muss den ganzen Osten der Provinz von Almeria, sowie einen grossen Theil der angrenzenden von Murcia überschauen und weit auf das Meer hinausblicken. Sehr romantisch nahmen sich die tiefen walderfüllten

---

[1]) *Erodium trichomanifolium l'Her.*, *Anthyllis Webbiana Hook.*, *Sideritis vestita Boiss.*, *Arenaria tetraquetra L. var. granatensis Boiss.*, *Ptilotrichum spinosum* und *longicaule Boiss.*, *Vella spinosa Boiss.*, *Genista nevadensis Boiss. Reut.* u. a.

Schluchten aus, welche die Sierra von den benachbarten, oben genannten Gebirgen scheiden. Nach kurzem Aufenthalte stiegen wir durch eine andere Schlucht der Nordseite wieder hinab und kehrten über eine an der Baumgrenze unweit einer Quelle malerisch gelegene Hermita, in deren Nähe ich mehrere hochstämmige Bäume der mir aus der Sierra Nevada bekannten *Lonicera arborea Boiss.* fand, nach Maria zurück. — Das Ziel einer zweiten am folgenden Tage unternommenen Excursion in die Sierra war der Barranco ágrio, ein westlich vom höchsten Gipfel gelegenes wildes Felsenthal, welches mir der Apotheker des Ortes als sehr pflanzenreich gerühmt hatte. Da mich Vicente gebeten hatte, seine Schwester nach Velez-Rubio begleiten zu dürfen, so unternahm ich diesen Ausflug in Gesellschaft eines Arriero, der sich mir zum Führer anbot. Ein wenig betretener Fusspfad brachte uns über den waldigen Abhang direct in den genannten Barranco, einen engen, beiderseits von hohen malerischen Felsen eingeschlossenen und mit üppigen Baum-, Strauch- und Kräuterwuchs erfüllten Grund, den im Winter oder Frühling ein Bächlein durchrauschen mag. Damals war dasselbe vollkommen versiegt, nur sein sandiges, oft von Felsblöcken versperrtes Bett sichtbar, das wir als Pfad benutzten, um in der steil ansteigenden Sohle des Thales emporzuklimmen, denn ein wirklicher Weg existirte nicht. Zwischen Gerölle wuchs hier eine saftige breitblättrige Staude aus der Solanaceenfamilie, mit hängenden gelbgrünen Glockenblumen, welche ich für die in den südöstlichen Alpen heimische *Scopolia atropoides Schult.* hielt, die sich aber nachträglich als eine neue Tollkirschenart (*Atropa baetica Willk.*) herausgestellt hat. Sonst lieferte die malerische

Felsenschlucht, an deren Wänden ich viele der Tags zuvor gesammelten Pflanzen wiederfand, keine bemerkenswerthe neue Ausbeute, wohl aber erinnerte mich die Baum- und Strauchvegetation seines obern in die Alpenregion sich hineinerstreckenden Theiles wieder lebhaft an die Hochthäler der Sierra Nevada, indem hier *Crataegus* und *Cotoneaster granatensis*, *Lonicera arborea*, *Acer opulifolium nevadense*, *Quercus Tozza* und andere im Monachilthale zuerst gesehene Holzarten in Menge wuchsen. Da ich nicht die Absicht hatte, den Kamm der Sierra nochmals zu ersteigen, so kehrte ich, als die Schlucht sehr unzugänglich zu werden begann, wieder um. Der Barranco ágrio erweitert sich nach unten in einen geräumigen Felsenkessel, welcher damals vollständig von einem prächtigen hochstämmigen Bestand der Sternkiefer erfüllt war, el Barrancón genannt. Der steinige Boden erschien hier, soweit ich sehen konnte, mit einem glänzend grünen Blätterteppich bedeckt. Derselbe war lediglich von der Bärentraube gebildet, die ich nirgends mehr in solcher Menge vorkommend angetroffen habe. Noch eine andere Pflanze erinnerte mich hier an die ferne Heimat: der Diptam *(Dictamnus Fraxinella L.)*, dessen an ätherischem Oel reiches Kraut bei den Einwohnern Marias als Heilmittel im hohen Ansehen steht. Weiter abwärts, wo der Wald lichter wurde, trat die Salbei an die Stelle der Bärentraube. Bei einer spärlichen Quelle, welche hier sprudelt, traf ich eine ganze Familie aus Maria, welche hier schon seit mehreren Tagen campirte und um Kohlenfeuer gelagert mit der Gewinnung des Salbeiöles beschäftigt war. Die zur Destillation erforderlichen Retorten und anderen Gefässe, die selbstverständlich sehr primitiver Natur waren,

lieferte eine damals nahe bei Maria befindliche Glashütte — die einzige, die ich in Andalusien gesehen — welche Hohlglas, vorzüglich Flaschen erzeugte und einer nicht unbeträchtlichen Anzahl der Bewohner des Ortes ihren Unterhalt gewährte.

Schon auf den Kämmen der Sierra Nevada hatte der Anblick des hohen Kegels der Sagra Sierra de Huescar die Begierde in mir rege gemacht, denselben zu besteigen. Nachdem ich daher mit der Sierra de Maria fertig geworden, begab ich mich am dritten Tage nach meiner Ankunft in Maria nach dem unweit des östlichen Fusses jenes Berges gelegenen Flecken La Puebla de D. Fadrique, welcher sieben Leguas von Maria entfernt ist. Der Weg dahin führt über eine öde, dürre, von kahlen Höhen- und Hügelreihen durchzogene Hochebene von entschiedenem Steppencharakter, wo nur in der Nähe der wenigen Quellen oder Brunnen kleine armselige Weiler oder „Cortijadas“ (Gruppen von Cortijos) liegen. Heerden braunwolliger Schafe weideten hier und da auf den mit Thymian und anderem aromatischen Labiatengesträuch (worunter *Thymus membranaceus Boiss.* sehr häufig auftrat) bestreuten Boden unter der Aufsicht verwildert aussehender und in Lumpen gehüllter Hirten. Die Julisonne brannte furchtbar in dieser schattenlosen Einöde, welche gegen Süden von der Sierra de Maria, gegen Westen von der kahlen Felsenkette der Sierren von Cullar, Periate und Castril, gegen Norden von der schroffen, ebenfalls nackten Sierra Seca und einen Höhenzug, über den der Riesenkegel der Sagra stolz emporragt, gegen Osten von felsigen Hügelreihen, hinter denen die bereits zu Murcia gehörende, theilweis bewaldete Sierra de las Cabras auftaucht, begrenzt erscheint, und waren wir froh, als



wir aut der Höhe des Calar de la Puebla, eines niedrigen ganz und gar mit damals blühendem Lavendel bedeckten Hügelkammes den genannten Flecken im Schoosse einer zwar baumlosen, aber gut angebauten, rings von Weingärten umgebenen Ebene vor uns liegen sahen. Diese Ebene reicht nordostwärts bis an den Fuss der kaum zwei Leguas entfernten Sierra de las Cabras. In noch geringerer Entfernung ragt die Sagra aus waldbedeckten Vorbergen empor. Sie bietet vom Calar aus einen sehr imponirenden Anblick dar.

Bei den Bewohnern von La Puebla, einem grossen, regelmässig gebauten Flecken von besserem Ansehen als Maria, gilt der Gipfel des genannten Berges für unersteiglich. Es hielt daher schwer, einen Führer dahin zu bekommen und ohne solchen mochte ich die Besteigung dieses allerdings abschreckend steil erscheinenden Felsenkegels denn doch nicht wagen. Endlich fand sich ein junger fröhlicher Bursch, der einige Jahre als Hirt in den Umgebungen der Sagra zugebracht und zweimal deren Gipfel erstiegen hatte. In seiner Begleitung brachen wir am frühen Morgen des folgenden Tages auf und fand uns die aufgehende Sonne bereits in einem hübschen grünen Thale der meist bewaldeten Vorberge, das der Quellbach des Rio Guardal oder Barbate bewässert. Der Wald, welcher sich auch an den Abhängen der Sagra bis über deren halbe Höhe hinanzieht, wird auch hier lediglich von der Sternkiefer gebildet. Von der rechten, hier kahlen Thalwand schauten seltsam geformte Felsmassen hernieder, die von den ersten Strahlen der Sonne malerisch vergoldet wurden. Bald gelangten wir an den Fuss der Sierra selbst, an deren Ostabhange, etwa 80 Meter über der Thalsohle unser nächstes

Ziel, die Hermita de las santas Mártires, eine Wallfahrtskirche, aus dem dunkelgrünen Walde im Scheine der Morgensonne wie eine auf grünem Sammt liegende Perle herabglänzte. Schon von diesem, mit einem Hospiz für Wallfahrer verbundenen Kirchlein aus, dessen Gemäuer mit üppigen Gewinden von Epheu, Clematis u. a. Schlingpflanzen malerisch decorirt ist, geniesst man eine bezaubernde Aussicht. Den Vordergrund bilden die dunkeln Kämme, Kuppen und Schluchten des niedrigen die Sagra fast rings umgebenden Waldgebirges. Jenseits desselben breitet sich im Süden die weite fruchtbare Ebene von Huescar aus, in deren grünem Schoosse, umringt von einer baumreichen Vega die genannte Stadt nebst verschiedenen kleinen Ortschaften und zerstreuten Häusern gelegen ist. Den Horizont begrenzen die blauduftigen Felsenwälle der Sierren von Maria, Periate und Cullar, der isolirte Glockenberg der Sierra de Javalcohol bei Baza und in grösserer Entfernung die Gebirgsketten der Sierra de Baza und S. de Gor.

Es nahm uns nun der Schatten hochstämmiger und meist gut geschlossener Waldung auf. Ein holpriger Saumpfad, der bis zu den höchsten an der Baumgrenze gelegenen Holzschlägen hinanführt, brachte uns nach etwa einstündigem Emporsteigen zu der Fuente de las Yéguas, einer aus moorigem Wiesengrund hervorsprudelnden Quelle, wo wir rasteten, um zu frühstücken. Wir hatten nun noch ein gutes Stück emporzusteigen, bevor wir die erwähnten Holzschläge erreichten. Unweit derselben liegt am Westabhange des Berges die Cueva de los Carnereros (Schafhirtenhöhle), eine sehenswerthe, in vier Abtheilungen zerfallende Tropfsteinhöhle voll der prächtigsten Stalaktiten, in welcher mein Führer

der hier Kienspähne anzündete, guten Bescheid wusste. In der dritten Halle tröpfelt aus den durchbohrten Tropfsteinzapfen, welche das Gewölbe bedecken, unaufhörlich ein eiskaltes Wasser hernieder, das sich am Boden in einem natürlichen, von den herabfallenden Tropfen im Laufe der Jahrtausende ausgehöhlten Becken ansammelt. Dieses muss einen unterirdischen Abfluss haben, da der Wasserspiegel in demselben immer die gleiche Höhe besitzt. Von der Baumgrenze an erhebt sich der Kegel der Sagra furchtbar steil. Ich liess daher mein Pferd unter Vicente's Obhut bei der Höhle zurück und erklomm mit meinem munteren Führer den Gipfel des Berges, den wir um Mittag erreichten. Als Aufweg wurde eine mit losem scharfkantigen Kalkgerölle bedeckte Lehne benützt, deren Gestein oft unter unseren Füssen nachgab. Es erinnerte mich daher diese Kletterpartie lebhaft an die Besteigung des Trevenque. Wie dort ist auch hier der Auf- und Abstieg für Schwindelfreie nicht gefährlich, wohl aber sehr beschwerlich. Hie und da breiteten sich noch Schneefelder von nicht unbeträchtlicher Ausdehnung an den oberen Geröllehängen aus. Auch an den schroffen grauen Felsenlehnen der sich im Westen an die Sagra anlehnenden Sierra Seca leuchteten noch Schneespuren.

Der Gipfel der Sagra bildet einen schmalen, aber fast ebenen, mit Gras und Alpenkräutern bedeckten, von NO. nach SO. gerichteten Kamm. Ob derselbe neuerdings gemessen worden, ist mir nicht bekannt; da aber die Sagra alle benachbarten Gebirge an Höhe weit übertrifft, der Schnee an einzelnen Stellen ihrer Hänge den ganzen Sommer hindurch liegen bleibt und auf ihrem Kamme Pflanzen wachsen, welche sonst

nur in der Sierra Nevada, und zwar in deren Alpen- und Schneeregion vorkommen, so muss sich dieselbe mindestens 2600 M. über das Meer erheben. An der Nord- und Nordwestseite fällt der nur von seichten Barrancos durchfurchte und daher einem Vulcan gleichende Berg sehr steil in schauerlich zerklüfteten Felsen bis fast hinab zu seiner Basis ab, weshalb er an diesen Seiten unbewaldet und wohl auch unersteigbar ist. Da seine Grundfläche keinen Kreis, sondern eine Ellipse bildet, so erscheint er nur da, wo man ihn en profil sieht, als ein spitzer Kegel, sonst als eine abgerundete Glocke. An einem so klaren und heiteren Tage, wie jener 15. Juli war, ist die Aussicht vom Gipfel der Sagra nicht nur eine sehr umfassende, sondern auch überaus prächtige, weshalb auch ein Nichtnaturforscher sich durch dieselbe für die Strapazen des Aufstiegs reichlich belohnt fühlen dürfte. Man überschaut einen grossen Theil der vier in der Nähe der Sagra zusammenstossenden Provinzen von Jaen, Granada, Almeria und Murcia. Ein Meer von Bergen und Gebirgsketten liegt gegen Ost, West und Südwest ausgebreitet. Nord- und nordostwärts schweift der Blick über eine weite, entvölkerte, aber wie es scheint mit Monte bajo bedeckte, zu Murcia gehörende Hochebene bis an die dunkelbewaldete Kette der Sierra de Segura, welche im Verein mit den westwärts sich an sie anschliessenden Wellenkämmen der Sierra Morena in diesen Richtungen den Horizont begrenzen. Im fernen Südwest thront über den blauen jenseits der grünen Ebene von Huescar und der hellgrauen, unwirthlichen Gypsgefilde der Hoya de Baza sich erhebenden Sierren von Baza und Gor der stolze, eisgekrönte Wall der Sierra Nevada, während gegen Süd-

ost hier und da zwischen den hellblauen parallelen Felsenwällen des östlichen Randgebirges der Spiegel des Meeres auftaucht. Interessant ist der Hinabblick in die von Felsen starrende Thalschlucht, die den Kegel der Sagra von der wilden, ebenfalls sehr hohen Sierra Seca scheidet und auf das vielkuppige, von düstern Schluchten zerrissene Waldgebirge, welches die Sagra auf drei Seiten umgibt und dessen östlichster Theil die schon erwähnte Sierra de las Cabras bildet. Westwärts schliesst sich an diese Waldberge die kahle, aber malerische Felsenkette der Sierra de Cazorla an, welche in ihren tiefen Schluchten die Quellen des Guadalquivir birgt.

Ich glaube der erste Botaniker gewesen zu sein, der den Gipfel der Sagra erstiegen hat und bin als solcher durch die Entdeckung einer sehr eigenthümlichen neuen Pflanze, die seitdem noch nirgends wo anders in Spanien und Europa überhaupt aufgefunden worden ist, sich aber in den Hochgebirgen Nordafrikas wiederfinden dürfte, reichlich belohnt worden. Das lose, dürre Kalkgerölle am obersten Hange der Nordseite zeigte sich nämlich durchrankt von einer Pflanze mit sehr zerbrechlichen, saftvollen, blaugrünen, purpurn überlaufenen Stengeln, welche ausser fein zertheilten, blaugrünen Fächerblättern langgestielte Köpfchen hellrother, schwarzpurpurn gefleckter Lippenblüten trugen. Es war eine neue Art der zur Familie der Erdrauchgewächse (*Fumariaceen*) gehörenden Gattung *Platycapnos* (*P. saxicola Willk.*), von welcher bis dahin nur eine einzige, in den Ländern der Mediterranzone verbreitete, aber nur in der unteren warmen Region wachsende Art bekannt gewesen ist. In ihrer Gesellschaft wuchs eine andere kriechende, ebenfalls halb

unter das Gerölle vergrabene Pflanze der Compositenfamilie mit rundlichen unterseits violetten Blättern und Körbchen voll orangerothen Zungenblüten, die ich damals auch für neu hielt, sich jedoch später nur als eine allerdings auch sehr merkwürdige Varietät der auch in den Alpen wachsenden *Crepis pygmaea L.* entpuppt hat. Auf Gerölle des Südabhanges, wo ich die schöne *Andryala Agardhii* wieder antraf, sammelte ich das morgenländische Schildkraut (*Scutellaria orientalis L.*), eine Pflanze des fernen Orients! So berühren sich auch auf diesem östlichen Strebepfeiler der Bergterrasse von Granada die Floren dreier Continente! Im Uebrigen erinnert die Vegetation des Gipfels der Sagra sehr an diejenige der alpinen und Schneeregion der Sierra Nevada [1]).

2.

Die Muela de Montalbiche und die Sierra de Filabres.

Einige Leguas östlich von Maria, nahe der murcianischen Grenze, ragt ein hoher, nackter, von senkrechten Wänden umgürteter, oben abgestutzter Kalkberg aus einem mit Monte bajo bestreuten Hügelgelände empor: die Muela de Montalbiche [2]). Die auffallende Form und die beträchtliche Höhe dieses Berges reizten mich, denselben zu besteigen, obwohl seine

[1]) Unter andern wachsen dort: *Senecio Boissieri DC.*, *Paronychia aretioides DC.*, *Antyllis Webbiana Hook.*, *Ptilotrichum spinosum* und *Vella spinosa Boiss.*

[2]) „Muelas“, d. i. Backenzähne, nennen die Spanier isolirte, oben abgestutzte Felsenberge von der bekannten Form des Königs- und Liliensteins der Sächsischen Schweiz.

anscheinende Sterilität gar keine botanische Ausbeute versprach. Als ich daher am 19. Juli von Maria schied, um mich nach der Küste zu begeben, machte ich von dem höchst malerisch am Fusse des nach ihm benannten Gebirges gelegenen Städtchen Velez-Blanco aus einen Absteher nach der diesem sehr nahen Muela. Ich ritt bis an den bebuschten Fuss des Berges, wo ich meinen Diener mit dem Pferde im Schatten eines alten breitkronigen Oelbaumes zurückliess. Nach kurzem Emporsteigen kam ich an den Fuss der himmelhohen Felsenwände, die sich hin und wieder von tiefen Klüften zerrissen zeigen; indessen kann keine derselben zum Aufstieg benützt werden. Ich hatte jedoch schon von fern eine Geröllelehne gesehen, die zwar schmal und steil war, wo es aber möglich sein musste, zur Gipfelfläche des Berges hinaufzuklettern. Nach einigem Suchen fand ich auch diese sich schräg an der sonst ebenfalls von unzugänglichen Felsenwänden eingefassten Westseite hinanziehende Geröllelehne, aber das Hinanklimmen war sehr beschwerlich und nicht ganz gefahrlos, da diese den Tobeln der Kalkalpen vergleichbare Schutthalde stellenweis sehr schmal ist und sich an furchtbaren Abgründen vorbeizieht, ausserdem das lose Gestein bei jedem Schritt nachgibt. Das Ansehen des Berges hatte mich nicht getäuscht, denn seine Vegetation war in der That ärmlich. Der breite Fuss der Muela ist nur stellenweis mit Gebüsch, sonst fast ausschliesslich mit Espartogras (*Marcochloa tenacissima Kunth*) bedeckt, zwischen dessen graugrünen Blätterbüscheln überall das nackte Gestein hervorschimmert. Aus den dünnen, aber zähen, stielrunden Blättern dieses Steppengrasses, welches auf den sterilen Hochebenen Ostgranadas, namentlich aber in Murcia und in der

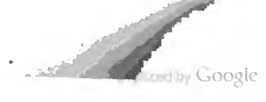
Mancha grosse Flächen, ja Quadratmeilen bedeckt, verfertigt man in Spanien bekanntlich sehr hübsche und dauerhafte, bunt gemusterte Matten, welche einen bedeutenden Handels- und Ausfuhrartikel bilden, ausserdem Stricke, Taue, Körbe, Sandalen und anderes Flechtwerk. An der Muela selbst war der Sabinastrauch (*Juniperus phoenicea L.*), ein wegen seiner vierzeilig angeordneten Schuppenblätter der Cypresse täuschend ähnlicher Wachholder, das vorherrschendste Gewächs. Im obern Theile bemerkte ich in Felspalten wieder das zierliche, hier in Menge vorkommende *Hypericum ericoides* in Gesellschaft verschiedener südspanischer, polsterbildender Labiatenhalbsträucher (*Thymus membranaceus Boiss., Teucrium cinereum Boiss., T. buxifolium Schreb.*). An schattigen Felsen wuchs der in Kalkgebirgen Andalusiens häufige *Sarcocapnos enneaphyllos DC.*, ein halbstrauchiges Erdrauchgewächs, dessen höchst zerbrechliche, sehr verästelte Stämmchen mit fleischigen, blaugrünen Blättern bedeckt sind, sowie eine von mir schon in der Sierra de Maria gefundene, dort aber nur spärlich vorkommende neue Art von Leinkraut (*Linaria antirrhinoides Coss.*), welche viele Jahre später anderwärts von dem Sammler Bourgeau wieder gefunden und dann erst beschrieben worden ist. Die unebene, sehr geräumige Oberfläche des Berges besitzt einen nur dürftigen Graswuchs. An Felsblöcken wächst hier häufig die schon S. 204 beschriebene Zwergkirsche, welche jetzt reife Früchte besass. — Trotz dieser geringen botanischen Ausbeute bereute ich nicht den Berg erstiegen zu haben, denn eine prächtige Aussicht belohnte die ausgestandenen Beschwerden. Rings um das Plateau herumgehend, an dessen Rande überall furchtbare Abgründe gähnen,

schwelgte ich in den wechselnden Landschaftsbildern, die sich auf den verschiedenen Seiten entrollen. Höchst lieblich nimmt sich das weite und lange grüne Thal von Velez-Rúbio aus mit der freundlichen, im Schoosse einer wohlangebauten Huerta gelegenen Stadt, hinter welchem in grösserer Ferne der hohe vielkuppige, blaue Wall der Sierra de Filabres mit der gewaltigen Pyramide der Teta de Bacares, ihres höchsten Gipfels, majestätisch emporragt. Ostwärts sieht man weit hinein in die wilden Gebirge des angrenzenden Murcia, im Süden taucht zwischen den völlig kahlen Felsenwällen der erzreichen Sierren von Almagro, Almagrera und Aguaderas der blaue Spiegel der Meeres auf, während gegen Nordwest die waldigen Kuppen und Kämme der Sierra de las Cabras und der Riesenkegel der Sagra der Fernsicht ein Ziel setzen.

Nach einem dreitägigen Aufenthalte an der Küste trat ich am 22. Juli von der Bergwerksstadt Cuevas de Vera aus die Rückreise nach Granada an und wählte dazu den durch das Thal des Rio de Almanzora nach Purchena führenden Saumpfad, indem ich unterwegs der Sierra de Filabres einen Besuch abzustatten beabsichtigte. Denn zu einer mehrtägigen Bereisung dieses umfangreichen Gegirges fehlte es mir an Zeit, da ich eilen musste, nach Granada zurückzukommen, um noch während der besten Vegetationsperiode einige (bereits oben beschriebene) Excursionen in die Alpen- und Schneeregion der Sierra Nevada unternehmen zu können. Das Thal des im äussersten Westen der Sierra de Filabres entspringenden Almanzora, über dessen rechtem Ufer auch Cuevas liegt, gehört in seinem mittleren Theil zu den anmuthigsten Flussthälern der Bergterrasse von Granada und wäre zu-

gleich sehr geeignet, um eine Strasse oder selbst Eisenbahn hindurchzulegen, zu dem Zwecke, die Küstenstadt Vera, in deren Nähe die reichen Blei- und Silbergruben der Sierra Almagrera und die Amalgamirwerke von Villaricos liegen, in directe Verbindung mit Granada zu setzen. Dann würde die wegen ihrer malerischen Thäler und ihrer leicht ersteigbaren, prachtvolle Aussichten darbietenden Gipfel sehr besuchenswerthe Sierra de Filabres gewiss das Ziel vieler Touristen werden. Gegenwärtig liegt dieses Hochgebirge so abseits, dass sich wohl niemals ein Reisender dahin verirrt. Selbst von Naturforschern ist sie bisher wohl nur selten besucht worden und glaube ich der erste Botaniker gewesen zu sein, der dies gethan hat. Noch heute bedaure ich lebhaft, nur über ihren Kamm hinweggegangen zu sein und nicht noch einen Tag geopfert zu haben, um wenigstens ihren höchsten Gipfel, die weithin sichtbare Teta de Bacares besteigen zu können.

Kaum hatten wir das breite, überaus öde, fast durchgängig aus Gyps zusammengesetzte Hügelgelände erreicht, durch das sich der von Cuevas nach Purchena führende Weg bis zum Thale des Almanzora hinschlängelt, so entrollte sich zu unserer Linken die Sierra de Filabres in ihrer ganzen Länge. Sie bildet einen schroffen in westnordwestlicher Richtung sich erstreckenden Wall, dessen Kamm von vielen pyramidalen Kuppen überragt ist. Obwohl völlig kahl, bot sie mit ihren tiefen dunklen Gründen, den Rinnsalen der vielen ihrem Kamm entquellenden und der Mehrzahl nach sich in den Almanzora ergiessenden Bächen, an deren Ausgange eine Menge von Ortschaften mit weissgetünchten Häusern, umgeben von grünen Huertas, liegt, in der duftigen Morgenbeleuchtung des Südens



einen ebenso reizenden als imponirenden Anblick dar. Aber entsetzlich brannte die Sonne auf und zwischen jenen Gypshügeln, deren kreideweisser Boden nur spärlich mit missfarbigen Steppenpflanzen bestreut ist, unter denen die klebrige, düster grüne, am Ende ihrer schlanken Zweige goldgelbe Blütenkörbchen tragende *Santolina viscida Lag.*, ein buschiger Halbstrauch der Compositenfamilie und einige graugrüne Salsolaceen die Hauptrollen spielen. Selbst das Thal des Almanzora, welches wir in der Nähe des von einer grossen maurischen Burg überragten Fleckens Arboledas erreichten, gewährte nur wenig Schatten, indem der Weg meist in der breiten Rambla des im hohen Sommer zu einem schmalen Bach zusammengeschrumpften Flusses hinläuft. Erst von Cantoria aus, einem hübschen, am linken Ufer höchst anmuthig gelegenen Städtchen, wo wir Mittag machten und Siesta hielten, wurde das Thal schattenreicher und daher die Hitze jenes Tages, eines der heissesten, die ich in Südspanien erlebt habe, erträglicher. Von hier an wo die Vorsprünge der Sierra de Filabres bis nahe an das rechte Ufer der Almanzora herantreten, wird dessen Thal enger und mehr und mehr romantisch. Freundliche Ortschaften und Häusergruppen, von Feldern und baumreichem Gartenland umringt, wechseln mit malerisch gelegenen Mühlen ab und üppige Büsche von damals in voller Blüte stehendem Oleander, sowie von Pistazien-, Granaten- und Myrthensträuchen garniren die Ränder der mäandrisch gewundenen Rambla. Zur Rechten begrenzen kahle felsige Höhenzüge, die östlichsten Ausläufer der Sierra de Baza, die breite grüne Thalfläche, während zur Linken hinter theilweis bebuschten Hügeln die ernsten Felsenhäupter des immer

näher heranrückenden Hochgebirges emporsteigen, in dessen romantische Thäler man bei jeder Bachmündung tief hineinschauen kann.

Der Rambla folgend, in deren Sande der Weg oft sehr unscheinbar wurde, hatten wir oberhalb des mit einer hübschen Kirche gezierten Dorfes Olula del Rio die Stelle verfehlt, wo der nach Purchena gehende Weg aus der Rambla hinaustritt. Bald nöthigte uns die felsiger werdende Beschaffenheit des Flussbettes dasselbe zu verlassen und einen kahlen Höhenzug zu erklimmen, welcher sich hier am linken Ufer erhebt. Oben angelangt erblickten wir die weissen Häuserreihen von Purchena uns gerade gegenüber, am untersten Hange der sich hier gewaltig emporthürmenden, von der bereits tief stehenden Sonne in rosigen Schimmer gehüllten Sierra de Bacares, wie der höchste Theil der Sierra de Filabres genannt wird. Es galt nun, auf gutes Glück einen Weg nach der in der Luftlinie etwa eine Stunde entfernten Stadt hinüber zu suchen, was keine so leichte Aufgabe war, da weit und breit keine menschliche Wohnstätte existirte, wo wir hätten fragen können, und ausgedehnte Olivenpflanzungen zu durchmessen waren, die jede Aussicht verhinderten, auch der Fluss nochmals passirt werden musste. Die Sonne war daher schon längst zur Rüste gegangen, als wir nach vielen Kreuz- und Querzügen bei'm Sternenlicht Purchena erreichten, wo mir in der einzigen, an der Alameda (öffentlichen Promenade) gelegenen Posada ein kleines schmutziges Gemach mit ebenso beschaffener Lagerstatt als Nachtquartier angewiesen wurde, wie denn überhaupt das ganze Wirthshaus den Stempel der Verkommenheit trug. Es verkehrten eben damals nur Arrieros und Hausierer in



jener Posada, welche den Bewohnern des abgelegenen Städtchens die zum Leben nothwendigsten Waaren zuführten. Es dürfte auch jetzt dort noch kaum anders sein. Dennoch erregte meine Ankunft kein so grosses Aufsehen, wie ich gefürchtet hatte, was sich daraus erklärte, dass vor einiger Zeit bei dem benachbarten Dorfe Bacares Spuren von Zinnobererzgängen aufgefunden worden und infolge dessen wiederholt in- und ausländische Bergingenieure in die Gegend gekommen waren. Auch ich wurde für einen solchen gehalten, weshalb sich bald verschiedene Personen, die durch Bergbau rasch reich zu werden wünschten (denn der Minenschwindel stand damals in Spanien in vollster Blüte!), darunter auch der Herr Alcalde in der Posada einfanden, um mich auszuforschen, beziehentlich mir Anerbietungen zu machen. Die guten Leute waren nicht wenig enttäuscht, als ich mich als einen simplen Kräutersammler entpuppte, und schienen fast beleidigt, als ich mich weigerte, am folgenden Tage die „berühmten“ Quecksilberminen von Bacares, die bis dahin noch kein Pfund dieses Metalles geliefert hatten, in Augenschein zu nehmen. Noch weniger schienen sie es zu begreifen, weshalb ich auf die Teta de Bacares hinaufklettern wolle, die ihnen natürlich für unersteigbar galt, weil keiner von ihnen jemals oben gewesen war. Es gelang mir daher auch nicht, einen Führer dahin aufzutreiben, und da ich meinem schwer beladenen Pferde nicht zumuthen konnte, grosse Umwege in pfadlosen Hochgebirgsregionen zu machen, auch im Gebirge kein Ort vorhanden war, wo ich hätte übernachten können, so blieb mir nichts übrig als auf die Besteigung der Teta zu verzichten und den betretenen Saumpfad zu wählen,

welcher über den höchsten Kamm des Gebirges nach dem an dessen westlichen Fusse gelegenen Städtchen Gergal führt, welches ich zu meinem nächsten Nachtquartier ausersehen hatte.

Purchena führt zwar den Titel „ciudad“, welcher diesem Orte verliehen worden sein mag, als derselbe dem entthronten Boabdil zum Aufenthalt angewiesen wurde, ist aber ein elendes Nest, das ausser jener historischen Erinnerung und einem schönen am untern Thore aus felsigem Schoosse hervorquellenden Nacimiento nichts Bemerkenswerthes darbietet. Desto reizender ist seine Lage am Abhange des Gebirges und die Aussicht, welche seine „Alameda“ gewährt. Letztere besass damals zwei, sage zwei Pyramidenpappeln und zwei halbrunde Steinbänke! Auf einer derselben sitzend schwelgte ich am Morgen des folgenden Tages, auf das Desayuno wartend, welches eine schmutzige Magd bereiten sollte, in dem entzückenden Landschaftsgemälde, das sich, von den ersten Streiflichtern der aufgehenden, mir noch nicht sichtbaren Sonne beleuchtet, vor meinen Augen entrollte. Das Thal des Almanzora erweitert sich hier aufwärts zu einem geräumigen im Umkreis von malerischen Felsgebirgen umschlossenen Becken, dessen breite Sohle mit wahren Wäldern von Oelbäumen erfüllt ist, die sich auch an seinen unteren Hängen hinanziehen. Ueber dieser baumreichen Thalebene schimmerten am Fusse der zackigen, duftig blau und violett gefärbten Gebirgsketten, von denen die jenseitige der Sierra de Baza, die diesseitige der Sierra de Filabres angehört, die weissen Gemäuer einer Menge von zerstreuten Caserios und einzelner grösserer Ortschaften, unter denen Lucar und Serón die bedeutendsten sind. Oberhalb des letztgenannten

Städtchens erscheint das Thalbecken vollkommen geschlossen, indem hier die beiden Sierren mit einander verschmelzen und nur durch einen Sattel geschieden sind, über welchen der aus dem Almanzorathale in das Thal des Rio de Almeria führende Weg gelegt ist, der Purchena mit der von Almeria nach Guadix, beziehentlich Granada gehenden Strasse verbindet.

Mit Wein, Brod, hartgekochten Eiern und allen Ingredienzen versehen, um bei irgend einer Quelle ein „Gazpacho" bereiten zu können [1]) — andere Lebensmittel waren in der Stadt nicht aufzutreiben gewesen — machten wir uns um sieben Uhr auf den Weg. Dem heissen Tage war ein fast kühler Morgen gefolgt und frische, reine Gebirgsluft umfächelte uns und machte die bald beschwerlich werdende Wanderung sehr angenehm. Nach Ueberschreitung des Bergrückens, an dessen felsigem Abhange Purchena erbaut ist, gelangten wir in ein Thal, in dessen Grunde ein munterer Bach sich durch eine schmale, von Immergrüneichen, Eschen, Ulmen und Pappeln eingefasste Rambla hinschlängelte. Bald verlässt der Saumpfad diese Rambla, um an dem rechten, bebuschten Thalgehänge in einen anderen, hochromantischen, von einem wasserreichen Bach durchbrausten Barranco hinüber zu gehen, wo das Dörfchen Sierro liegt. Von hier aus führt ein Pfad in südlicher Richtung über den höchsten Theil des Gebirges und hart bei der Teta de Vacares vorüber nach den in den südlichen und östlichen Thälern der

---

[1]) So nennen die Andalusier eine Art von Salat, bestehend aus zerschnittenen Tomates, Gurken, Zwiebeln und Weissbrodstücken, übergossen mit Wasser, Essig und Oel und mit Salz, nach Belieben auch mit Paprika gewürzt.

Sierra de Filabres gelegenen Ortschaften; ich konnte aber demselben nicht folgen, da ich gezwungen gewesen sein würde, entweder in einem jener uns ganz unbekannten Dörfer, d. h. sehr weit entfernt vom Wege nach Gergal, zu übernachten oder auf dem Kamme zu bivouakiren, was ich in dem uns wildfremden Gebirge denn doch nicht riskiren mochte. Nachdem wir am entgegengesetzten Hange des Thales von Sierro im Schatten eines vielleicht mehrhundertjährigen Nussbaumes bei einer Quelle unser Gazpacho als Frühstück verzehrt hatten, führte uns der immer steiniger und holpriger werdende Saumpfad über ein zweites Querjoch in das nicht minder romantische Thal von Bacares hinüber. Dieser Ort liegt höchst malerisch am rechten Thalgehänge über dem in der Tiefe brausenden Bache, dessen Wasser mehrere Mühlen treibt. Ohne uns aufzuhalten, kreuzten wir auch dieses Thal und mussten nun abermals an der gegenüberliegenden höheren Wand emporklimmen, um auf die Loma zu gelangen, welche zum Kamme der Hauptkette hinanläuft. Höchst grossartig nahm sich hier die Teta de Bacares aus, indem sie jenseits des langen dunkeln Thales von Bacares als eine gewaltige steile Pyramide hoch in den blauen Himmel emporragte. Der langen, ziemlich steil ansteigenden Loma folgend, erreichten wir endlich um vier Uhr Nachmittags den Kamm des Hochgebirges, welcher dort eine absolute Höhe von etwa 1700 Met. besitzen mag.

Hier wurde ich durch eine prachtvolle Aussicht angenehm überrascht und für alle ausgestandenen Mühen reichlich entschädigt. Scheinbar nahe, unmittelbar hinter den westlichen Vorspüngen des breiten Gebirges stieg die Sierra Nevada empor, weil wir die weite Thal-



ebene des Rio de Almeria, welche sie von der Sierra de Filabres scheidet, nicht sehen konnten. Da man sie hier en profil erblickt, so gleicht sie einer Reihe hinter einander emporsteigender umgestürzter Kegel, deren fernster und höchster der Mulahacén ist. Nichtsdestoweniger ist auch diese Ansicht der Sierra Nevada sehr imponirend. Südlich von diesem Schneegebirge erhob sich der schroffe, nackte, von vielen Schluchten durchfurchte Marmorwall der Sierra de Gador, an dessen östlichem Fusse die weisse Häusermasse von Almeria aus einer saftgrünen Fruchtebene hervorschimmerte, welche sich nordwärts in die mit vielen Ortschaften besäete, vom Almeriafluss bewässerte Thalebene verlängert. Grell contrastirten mit diesen grünen Fluren die grauweissen Steppengefilde des ostwärts von Almeria sich ausbreitenden Campo de Nijár, welche im Südosten von der isolirten, kahlen, aber schöngeformten und duftigblauen Sierra de Aljamilla begrenzt erschienen. Zwischen dieser und der Sierra de Gador lag die von zahlreichen Wartthürmen eingefasste Küste von Almeria an bis zu den braunen und weissen Felsenklippen des öden und von den Schiffern gefürchteten Cabo de Gata vor unseren Augen ausgebreitet, umsäumt von dem hoch in den Himmel aufragenden Spiegel des Meeres. Nordwärts stiegen jenseits des theilweis sichtbaren Almanzorathales die parallelen Gebirgsketten der Sierren von Baza, Oria und Maria, je nach ihrer Entfernung in verschiedenen Nuancen von Blau und Violett prangend empor, hinter denen am fernen Horizont der lichtblaue Riesenkegel der Sagra emportauchte. Nordostwärts blickten wir weit nach Murcia hinein, nur gegen Osten verhinderte die hier breite Pyramide der Teta de Bacares jede Aus-

sicht. Dieser mindestens 2000 M. hohe Berg, dessen Gipfel eine ganz prachtvolle Rundschau darbieten muss, scheint aus Kalk zusammengesetzt zu sein, während der grösste Theil der Sierra de Filabres, wie schon bemerkt, aus demselben Glimmerschiefer besteht, der auch die Hauptkette der Sierra Nevada bildet. Gerade dort, wo wir den Kamm überschritten, wimmelte derselbe ebenso von Granaten, wie am Picacho de Veleta.

Weniger lohnend als die Aussicht war die botanische Ausbeute, welche meinen Erwartungen gar nicht entsprach. Ausser einer riesigen Königskerze (*Verbascum Thapsus hispanicum Coss.*) wuchs auf den grasigen und steinigen Triften des Kammes keine Pflanze, die ich nicht schon früher beobachtet hatte, wohl aber wieder eine Anzahl von Pflanzen aus der Alpenregion der Sierra Nevada[1]). Zu ihnen gesellte sich häufig die niedrige, igelartige Dornenpolster bildende *Erinacea pungens Boiss.*, eine durch das ganze südliche und südöstliche Spanien verbreitete Gebirgspflanze, welche sich im Mai mit blauen Schmetterlingsblumen bedeckt. Ihre grünen Dornen sind so steif und spitz, dass sie sich sogar durch die hänfenen Sohlen der Alpargatas durchzubohren vermögen, weshalb man beim Gehen über mit dieser Igelpflanze bedeckte Triften vermeiden muss, auf sie zu treten. — Rasch ging es nun am westlichen Hange des Kammes hinab und bald nahm uns ein felsiger Barranco auf, durch den der Weg in ein tiefes und ziemlich weites Thal hinabführte, das ein ebenfalls in einer Rambla hinströmender Bach be-

[1]) Unter andern: *Berberis hispanica*, *Adenocarpus decorticans*, *Lavandula lanata*, *Cirsium flavispina*, *Marrubium sericeum*, *Ptilotrichum spinosum*.



wässerte. Je tiefer wir hinabkamen, desto malerischer und romantischer gestaltete sich dieses schöne Thal, desto üppiger wurde die Strauch- und Baumvegetation seines Grundes und bald zeigte sich eine Mühle, welcher eine ganze Reihe anderer in kurzen Abständen folgte. Ausserdem lagen hüben und drüben am Fusse der weit hinauf bebuschten, oben von malerischen Felsenmassen gekrönten Thalgehänge einzelne von Baumgärten und Feldern umgebene Cortijos. Schon rötheten die Strahlen der untergehenden Sonne die Felsenstirnen der uns umgebenden Berge, als die zerborstenen Zinnen einer grossen maurischen Burg auf einem kahlen Hügel aus dem baumreichen Schoosse des sich nun rasch erweiternden Thales vor uns auftauchten. Es war das Castell des Städtchens Gergal, welches jenseits des Burgberges liegt, an dessen Abhange sich seine Häuser terrassenförmig hinanziehen. Auch dieser Ort hat eine höchst malerische Lage, ist aber ebenso armselig wie Purchena. Auch die Posada, welche an dem recht freundlichen, mit einem schönen Brunnen gezierten Platze lag, entsprach dem Ansehen der Stadt. Aber einen Vorzug besitzt oder besass wenigstens damals dieses versteckte Landstädtchen, nämlich auffallend viele schöngewachsene und überhaupt schöne Mädchen und Frauen. Hatte ich diese dunkeläugigen und schwarzlockigen Schönen gleich nach meiner Ankunft beim Wasserholen bewundert, wo sie den amphorenförmigen Krug auf dem stolzen Haupte mit einer Hand haltend mit ihren classischen Profilen antiken Bildsäulen glichen, so stieg meine Bewunderung noch, als sich später mehrere derselben und gewiss die hübschesten vor der Thüre des Wirthshauses mit jungen, malerisch costümirten Männern zum Tanz vereinigten und beim Klange

der Guitarre und des Tambourin und unter dem taktmässigen Geräusch der Castagnetten im Scheine eines lodernden Feuers die graziösen Tänze Andalusiens aufführten. Eine Genremaler hätte da Studien zu prächtigen Bildern voll südlichen Lebens machen können.

Schon bei Tagesanbruch verliess ich Gergal wieder, da ich eine lange Tour bis Guadix, meinem Ziele, vor mir hatte. Von dort kehrte ich durch die Montes de Granada nach der Hauptstadt des Königreichs zurück. Nachdem ich, wie schon erzählt, die Sierra Nevada noch einmal besucht hatte, schied ich am 19. August, wo ich meine Reise nach der Sierra Morena antrat, für immer von den Hochgebirgen von Granada, die ich niemals wieder betreten sollte!

Anhang.

Sagen und Märchen.

I.

Die Kastanienquelle.

Volkssage aus der Sierra Nevada.

Ungefähr zwei Stunden von dem am Nordrande der Sierra Nevada und der Vega gelegenen Flecken La Zúbia, wo ehedem ein Franziskanerkloster stand, dessen noch vorhandene Kirche gegenwärtig als Pfarrkirche dient, sprudelt hart am „Schneewege“ in einer beckenförmigen, sumpfigen Vertiefung eine spärliche Quelle, die Kastanienquelle (fuente de castaños) genannt, obwohl weit und breit kein Strauch, geschweige denn ein Baum dieser Holzart zu sehen ist. Im Gegentheil erscheint jene Gegend unheimlich-öde, denn sowohl die Umgebungen der Quelle als die von derselben gegen das Jenilthal sich hinabziehende sumpfige Thalsenkung sind fast nur mit undurchdringlichen Dornbüschen, riesigen Disteln und Nesseln und anderem Unkraut bedeckt. Während die Touristen hier ihre Reitthiere verschnaufen zu lassen pflegen, um sich an dem reizenden Bilde der Vega von Granada zu weiden, eilen die Neveros und Gebirgsbewohner an dieser Stelle, ein Kreuz schlagend, möglichst rasch vorüber, denn es haftet an derselben ein furchtbarer Fluch, der nicht gesühnt worden ist und nimmer gesühnt werden kann. In grauer Vorzeit, erzählt dann wohl

der Führer auf Befragen, wenn auch ausweichend — denn der Granadiner ist Fremden gegenüber wenig mittheilsam bezüglich seiner Sagen und Märchen — habe hier ein stattlicher Bauernhof gestanden, welcher zuletzt an einem heissen Sommerabend durch ein Erdbeben zerstört und von der Erde verschlungen worden sei, zur Strafe für die entsetzliche Blutschuld, die sein letzter Besitzer auf sich geladen. Was ich vor Jahren in der Sierra Nevada aus dem Munde von Hirten, Jägern, Neveros und alten Leuten über diese schaurige Sage vernommen habe, welcher jedenfalls ein historisches Factum zu Grunde liegt und die sich während der blutigen Zeit des grossen Aufstandes der Moriscos gegen die Spanier abspielt, das will ich im Folgenden zu einem harmonischen Bild zusammenzufassen versuchen, dessen Hintergrund die folgenreichen Ereignisse der genannten Geschichtsepoche bilden.

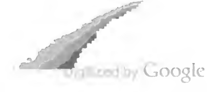
1.

Der zehnjährige Krieg, welcher mit der Uebergabe Granadas an die katholischen Könige endete, hatte grosse Lücken in die vorher so dicht gedrängte maurische Bevölkerung des Königreichs gerissen und zahlreiche Besitzungen ehemaliger maurischer Grundbesitzer zu herrenlosem Eigenthum gemacht, welches für einen geringen Kaufschilling von der spanischen Regierungsbehörde in Granada zu erwerben war. Dies veranlasste viele Abenteurer aus allen Gauen Spaniens in das neue eroberte Königreich einzuwandern, mit der Absicht, hier ihr Glück machen zu können, nebenbei aber auch rechtliche und ehrliche Landwirthe, welche in einem milderen Klima und auf fruchtbarerem Boden

ihren vielleicht zerrütteten Vermögensverhältnissen aufhelfen wollten. Zu letzteren gehörte auch ein neucastilischer Bauer, Namens José Alvarez, welcher gegen das Ende des 15. Jahrhunderts mit seiner Familie und seinem ganzen Gesinde nach Granada kam, um sich hier womöglich anzukaufen. Da er sich als einen guten Christen von unverfälschtem Blut und als einen getreuen Unterthan der Königin Isabella auswies, so erhielt er von der Verwaltungsbehörde des Königreichs die Erlaubniss, sich in den die Vega begrenzenden Vorbergen der Sierra Nevada eines der dort befindlichen herrenlosen Grundstücke auszusuchen. Unter allen, welche Alvarez besichtigte, gefiel ihm keines so sehr, als jenes, wo gegenwärtig die Kastanienquelle sprudelt. Freilich bot jenes Stück Land damals einen ganz anderen Anblick dar, als jetzt. Ein prachtvoller, hochstämmiger Kastanienhain bedeckte nicht allein den ganzen oberhalb der jetzigen Quelle gelegenen Abhang, sondern zog sich auch durch die Thalmulde bis tief nach dem Jenilthale hinab, wo er sich an die tiefer gelegenen Waldbestände anschloss, nur gegen Norden eine Blösse lassend, von der aus man, wie noch jetzt, einen reizenden Ausblick auf Granada und die Vega genoss. Aber anstatt der jetzt so spärlich fliessenden Quelle lag auf jener Blösse im Schatten eines uralten breitästigen Kastanienbaumes ein prachtvolles, tiefes, von Felsblöcken umschlossenes Becken krystallhellen, köstlichen Wassers, ein sogenanntes „nacimiento“, dem ein munterer Bach entströmte, welcher in schäumenden Kaskaden durch blumige Wiesen nach der waldigen Tiefe des Jenilthales hinabtobte. Die ganze weit ausgedehnte Besitzung hatte einer fleissigen maurischen Gärtnerfamilie gehört, welche

durch künstliche Bewässerung und Terrassirung des Abhanges die ganze Thalmulde in einen höchst ergiebigen Frucht- und Gemüsegarten umzuwandeln verstanden hatte. Aber seit länger als zehn Jahren war die Plantage verlassen, von Unkraut überwuchert; die Gräben und Schleussen waren verfallen und die bescheidenen Wohngebäude zu Ruinen geworden. Alvarez, ein thätiger und verständiger Landwirth, erkannte sofort, welch' bedeutender Nutzen sich bei guter Bewirthschaftung aus diesem Grundstücke ziehen liesse. Er brachte daher dasselbe käuflich an sich, wusste sich überdies noch die Weidegerechtigkeit für mehrere tausend Stück Schafe und Ziegen auf den hoch im Gebirge gelegenen Triften und Wiesen der Sierra Nevada für sich und seine Nachkommen zu erwerben. Zur Bewirthschaftung eines so ausgedehnten Grundbesitzes reichten aber die aus Castilien mitgebrachten Knechte und Mägde lange nicht aus und so sah sich Alvarez, gleich allen anderen christlichen Grundbesitzern genöthigt, zahlreiche Mauren in seinen Dienst zu nehmen. Diese waren überdies wegen ihrer Anspruchslosigkeit, Genügsamkeit, Intelligenz, Arbeitsamkeit und Geschicklichkeit als Taglöhner sehr beliebt und für billigen Lohn zu haben. Auch war Alvarez, obwohl ein strenggläubiger Katholik, doch nicht bigott, sondern tolerant gegen Andersgläubige, ja voll Wohlwollen gegen die besiegten Mauren, deren Ueberlegenheit in Allem, was Acker-, Frucht- und Gemüsebau betraf, er anerkennen musste. So stellte sich sehr bald ein fast patriarchalisches Verhältniss zwischen ihm und den ihm untergebenen Mauren heraus, welche zu ihm wie zu einem Vater voll Vertrauen emporblickten. Unter der Mitwirkung der fleissigen Mauren, unter

denen sich auch erfahrene und geschickte Zimmerleute, Maurer, Schreiner und andere Handwerker befanden, erhob sich bald an der Stelle der verfallenen Hütten ein stattliches Gehöft mit Nebengebäuden und Stallungen, welches fortan den Namen des Kastanienhofes (cortijo de castaños) erhielt. Grosse Strecken des damals werthlosen Waldes wurden niedergehauen und in fetten Weizenboden umgewandelt, welcher alljährlich zweifachen Ertrag lieferte, indem derselbe nach der in den Juni fallenden Weizenernte noch mit Bohnen, Erbsen, Linsen, Hanf und allerhand Gemüse bepflanzt werden konnte. Die ganze unterhalb der Quelle, neben welcher Alvarez den alten grossen Kastanienbaum stehen liess, befindliche Thalmulde wurde von Neuem terrassirt und durch zweckmässige Vertheilung des Wassers in einen höchst ergiebigen Obst- und Gemüsegarten verwandelt, wo Mais, Artischocken, Gurken, Kürbisse, Melonen und allerhand Gemüse, sowie Maulbeer- und Granatäpfelbäume, Mandel- und Obstgehölze, Weinreben, sogar Orangengebüsche auf das Ueppigste gediehen. Des Himmels Segen begünstigte den fleissigen und intelligenten Castilianer sichtlich und noch waren keine zehn Jahre vergangen, so galt der bereits zum silberhaarigen Greis gewordene Alvarez für einen der reichsten Grundbesitzer in den Vorbergen der Sierra Nevada. Auch genoss derselbe wegen seiner Rechtschaffenheit und seines wohlthätigen Sinnes unter Christen wie Muhamedanern der allgemeinsten Achtung. Wenn der alte José trotzdem sich seines Glückes nicht recht erfreuen zu können vermeinte, so lag dies weniger in seinen persönlichen und Familienverhältnissen, als vielmehr in den politischen Zuständen des Königreichs, die sich von Jahr zu Jahr trüber gestalteten



und schon damals eine Katastrophe voraussehen liessen, welche, wenn sie auch erst viele Jahrzehnte später eintrat, dennoch schon jetzt ihre Schatten vorauswarf.

Nicht leicht ist der belagerten Hauptstadt eines eroberten Reichs eine günstigere Capitulation bewilligt worden, wie die am 30. December 1491 zu Santa Fé zwischen den katholischen Königen und dem letzten maurischen Könige von Granada abgeschlossene es war. Dem schlauen Ferdinand von Aragonien lag daran, so bald als möglich in den Besitz der so begehrenswerthen Stadt zu kommen und deshalb entschloss er sich zu den weitgehendsten Zugeständnissen. Ungläubigen brauchte man ja das gegebene Wort nicht zu halten! Unter Anderen wurde durch diese Capitulation der maurischen Bevölkerung des gesammten Königreichs vollständige Religionsfreiheit, der Besitz aller ihrer Moscheen und Schulen, eigene Gerichtsbarkeit unter selbst erwählten Kadis, das Recht sich ferner der arabischen Sprache im bürgerlichen wie officiellen Verkehr bedienen zu dürfen, die Beibehaltung ihrer Sitten, Gebräuche, Trachten, die Erlaubniss des Waffentragens, kurz Alles garantirt, was sie bisher unter ihren eigenen Königen besessen hatte. In den ersten Jahren wurden auch die Stipulationen dieser überaus günstigen Capitulation wirklich gehalten und fassten daher die an und für sich friedliebenden Mauren Vertrauen zu dem spanischen Regime. Als aber 1498 der Cardinal Jimenez de Cisneros die Zügel der Regierung ergriff, sich bald einer Verletzung der Capitulation nach der andern schuldig machte, ja einzelne gewaltsame Bekehrungen maurischer Familien vornahm

und schliesslich in unbegreiflich fanatischer Verblendung jenes eigenthümliche Auto-de-fé auf dem Vivarrambla-platze zu Granada anordnete, wo über 80.000 Bände der werthvollsten arabischen Bücher und Manuscripte aus den Bibliotheken der maurischen Könige, Moscheen und Schulen den Flammen übergeben wurde: da griffen die damals den Spaniern an Bildung weit überlegenen Mauren zu den Waffen und belagerten den Cardinal in dessen eigenem Palast. Zwar gelang es dem Generalcapitän von Granada den Aufstand ohne sonderliches Blutvergiessen niederzuwerfen und die aufgeregten Gemüther zu beruhigen; da aber der Cardinal die Einsetzung einer Untersuchungscommission erzwang, welche über die Schuldigen streng richten sollte, so entflohen Hunderte von sich compromittirt fühlenden Mauren in die Sierra Nevada und in die Alpujarras, wo sie sich unter dem Namen „Monfis" zu bewaffneten Banden organisirten, die nun im Verein mit den Seeräubern der afrikanischen Küsten bald das ganze Land in Aufregung brachten, die muhamedanische Bevölkerung gegen die Spanier aufwiegelten und sengend, plündernd und mordend in christliche Dörfer und Gehöfte einbrachen, Vieh und Menschen fortschleppend, um letztere als Sclaven nach Afrika zu verkaufen. Die Organisation dieser Monfisbanden, welche sich von Jahr zu Jahr durch flüchtige Mauren und durch afrikanische Zuzügler vermehrten, muss als der Anfang jener grossen Rebellion der Moriscos betrachtet werden, die siebzig Jahre später zum Ausbruch gelangte. Nach dem Tode Isabella's wurden die Bedrückungen der Mauren immer ärger und in flagrantester Verletzung der Capitulation schon 1500 Tausende von Muhamedanern gewaltsam zum Christen-

thum bekehrt und bald mussten sich die Mauren alle dazu entschliessen, das Christenthum anzunehmen. Von Neuem hofften die so willkürlich Unterdrückten auf Besserung ihrer Verhältnisse und auf Gerechtigkeit, als Karl I. (V.) den spanischen Thron bestieg. Als aber der grosse Kaiser 1526 selbst nach Granada kam, wo er Gelegenheit fand, sich von der gefährlichen Stimmung der maurischen Bevölkerung zu überzeugen, da wusste er leider im Gefühl seiner absoluten Machtvollkommenheit und Majestät und unter den Einflüsterungen fanatischer Priester kein besseres Mittel zu finden, um einer allgemeinen Erhebung der Mauren vorzubeugen, als die „Moriscos“, wie seit deren gewaltsamer Bekehrung zum Christenthum die Mauren genannt wurden, vergessen zu machen, dass sie einer besonderen Nation angehörten. Durch einen Gewaltact glaubte Karl V. schneller zum Ziele zu kommen, als durch versöhnende Milde. Demgemäss berief er die Inquisition von Jaen nach Granada, woselbst sich diese in einem Palast der Strasse von Elvira, in der Nähe des noch stehenden arabischen Prachtthores von Elvira etablirte und ernannte eine Junta, welche unter dem Vorsitze des Erzbischofs von Sevilla das Loos der Moriscos berathen und über deren zukünftige Verhältnisse entscheiden sollte. Auf Befehl des Kaisers wurden Enquête-Commissionen in alle Theile des Königreiches entsendet, um Erkundigungen über die religiösen Verhältnisse der Moriscos einzuziehen. Auf Grund der Berichte dieser Commissäre, meist unwissender oder fanatischer Mönche, beschloss die Junta, dass es zum Heile der „neuen Christen“ unerlässlich sei, dass denselben Alles verboten werde, was sie an ihre Abstammung erinnern könnte. So kam jene unheilvolle, am

7. December 1527 veröffentlichte Pragmatika Karls V. zu Stande, welche den Moriscos bei Todesstrafe befahl, ihren Namen und ihre Sprache zu vergessen, fortan castilianisch zu sprechen und zu schreiben, sich und ihre Frauen nach spanischer Sitte zu kleiden u. s. w. und durch welche die Moriscos unter die specielle Obhut und Aufsicht der Inquisition gestellt wurden. Die geängstigten Moriscos von Granada erkauften die Suspendirung dieses entsetzlichen Erlasses durch eine Summe von 160.000 Ducaten (zwei Millionen Francs!). Noch eine Menge späterer drückender Verordnungen wussten die unglücklichen Moriscos durch Zahlung grosser Geldsummen unschädlich zu machen; allein die Bedrückungen hörten nicht nur nicht auf, sondern mehrten sich von Tage zu Tage, da jeder abgefeimte Schuft die Moriscos als ein Mittel sich zu bereichern betrachtete, indem er sie mit der Denunciation beim Heiligen Gerichte bedrohte. So bildete sich allmälig ein Spionir- und Angebereisystem aus, welches das Loos der maurischen Bevölkerung nachgerade unerträglich machte. Noch duldete das gemisshandelte Volk, obwohl eine dumpfe Gährung im ganzen Königreiche sich fühlbar machte; als aber Philipp II., den Einflüsterungen seines fanatischen Ministers, des Cardinals Espinosa, nachgebend, am 17. December 1566 die berüchtigte Pragmatika erliess, durch welche den Moriscos bei Todesstrafe Alles und Jedes verboten wurde, was nur im Entferntesten an orientalische Abstammung und Sitte erinnern konnte und ihnen zugemuthet wurde, binnen drei Jahren spanisch sprechen und schreiben zu lernen, da beschlossen die Misshandelten sich selbst Hilfe zu verschaffen. Die Bewohner des Albaicin (des ältesten, der Alhambra gegenüber gelegenen Stadt-



theiles von Granada), welcher schon seit Jahrzehnten den Herd der Verschwörung gebildet hatte, schickten heimlich Emissäre in alle Gegenden des Königreichs, besonders zu den kriegerischen Stämmen der Alpujarras, um die maurische Bevölkerung aufzuwiegeln, sowie Gesandte an die Könige von Algier und Fez wegen Lieferung von Waffen und Munition. Auch gelang es den afrikanischen Seeräubern trotz aller Vorsicht der königlichen Behörden, welche sich umsonst abmühten, die Fäden der ihnen wohl bekannten Verschwörung in die Hände zu bekommen, und trotz der zahlreichen Kreuzer längs der granadinischen Küsten, grosse Massen von Waffen und Munition in die Hände der Alpujarreños zu liefern. Schon hatten die Verschworenen die allgemeine Schilderhebung der maurischen Bevölkerung auf den Gründonnerstag des Jahres 1568 festgesetzt, als neue Unterhandlungen, welche der die gefährliche Situation des Königreichs richtig erkennende Generalcapitän von Granada, der Marques von Mondejar mit dem Könige zu Gunsten der Moriscos anknüpfte, diese veranlassten, den Ausbruch des Aufstandes so lange noch hinauszuschieben, bis diese Unterhandlungen ein greifbares Resultat geliefert haben würden. Aber eine unheimliche, beängstigende Stimmung lagerte sich, gleich der schwülen Windstille vor dem Ausbruche eines Gewittersturmes über das ganze so blühende Königreich und erfüllte die Herzen der Christen wie der Moriscos mit bangen Sorgen vor der nächsten Zukunft.

2.

Um jene Zeit war ein Enkel von José Alvarez Besitzer des Kastanienhofes. Ramon, so hiess der Mann, war das gerade Gegentheil seines Grossvaters, was sich schon in seiner äusseren Erscheinung kundgab. Auf einem vierschrötigen Körper sass ein plumper, mit krausem schwarzem Haar bedeckter Kopf, dessen tief gebräuntes, durch zwei im Kampfe mit einem Wolf erworbene Narben entstelltes, von einem struppigen Bart eingefasstes Gesicht einen überaus harten und abstossenden Ausdruck besass, der durch die unter buschigen Brauen tief liegenden kleinen, stechenden Augen, in denen der wüthendste Fanatismus loderte, noch vermehrt wurde. Geradezu abschreckend wurden aber diese Züge, wenn der Jähzorn, der den Bauer schon oft zu unüberlegten Handlungen hingerissen hatte, die Stirnader schwellte und das braune Gesicht röthete; denn dann nahmen die unheimlich funkelnden Augen den Ausdruck boshafter Tücke und grausamer Rachsucht an. Während der alte José tiefes Mitleid und inniges Wohlwollen für die unterdrückten Mauren gefühlt hatte, hasste Ramon die Moriscos, die er insgesammt als der Hölle verfallene Ketzer, welche vom Erdboden vertilgt werden müssten, betrachtete, aus Grund seiner Seele, weshalb er auch kein grösseres Vergnügen kannte, als in Granada einem Auto-de-fé beizuwohnen und sich an den Qualen der zum Feuertod verurtheilten, als Ketzer überführten Moriscos zu weiden. Er war überhaupt ein blinder Anhänger und begeisterter Verehrer der Inquisition, in welcher er gleich Philipp II. das einzige Mittel erkannte, um das spanische Volk glücklich zu machen. So sehr er die Moriscos hasste, so sah er sich doch alljährlich gezwungen, zur Erntezeit gleich den anderen

christlichen Grundbesitzern Schaaren von Moriscos als Tagelöhner in Dienst zu nehmen, da seine christlichen Knechte, welche überdies während des Sommers meist als Hirten in dem Gebirge umher zerstreut lebten, zur Bewältigung der Erntearbeiten lange nicht ausreichten. Während nun die Moriscos bei ihm arbeiteten, machte er sich das grausame Vergnügen, denselben Freitags, als dem heiligen Tage der Muhamedaner (denn dass sie im Herzen solche geblieben, setzte er, und nicht ohne Grund, voraus), wenn sie zur Mittagsstunde sich in seinem Hofe zur Mahlzeit versammelten, nur Schweinefleisch verabreichen zu lassen. Wehe den Unglücklichen, welche aus irgend einem Grunde diese Kost verschmähten! Ohne dass sie eine Ahnung davon hatten, wurden sie von Ramon notirt, dem Santo Oficio als Ketzer denuncirt und dann, kaum dass sie nach beendeter Ernte in ihre Heimat zurückgekehrt waren, bei Nacht und Nebel von der heiligen Hermandad aufgehoben und der Inquisition überliefert, deren Kerker sie selten zu einem anderen Zwecke verliessen, als um den Scheiterhaufen zu besteigen. Ramon brüstete sich nicht selten, dass, seit er den Kastanienhof übernommen, er bereits über 50 ketzerische Moriscos dem Flammentode zugeführt habe. Er galt daher auch für einen Spion des heiligen Gerichtes und war aus diesem Grunde bei Christen und Moriscos weit und breit ebenso gehasst und gefürchtet, als sein Grossvater geachtet und geliebt gewesen war. Selbst bei seinen christlichen Dienstboten vermochte sich Ramon weder Vertrauen noch Liebe zu erwerben, denn er war ein hochfahrender, jähzorniger, misstrauischer, habsüchtiger und von schmutzigem Geiz beseelter Mann, welcher sein Gesinde, wo er nur konnte, um wenige Maravedis zu ersparen, zu bevortheilen suchte.

Deshalb hielt auch kein Knecht, keine Magd lange auf dem Kastanienhofe aus; es war ein ewiger Wechsel von Dienstboten, während letztere bei seinem Grossvater meist so lange im Dienste geblieben waren, als sie zu dienen vermochten und dann noch oft das Gnadenbrod bis an ihr Lebensende genossen hatten. Trotz seines Geizes unterliess Ramon nicht, wenn, wie oft, Mönche, Priester oder Mitglieder der Hermandad auf dem Kastanienhofe einsprachen, dieselben auf das Beste zu bewirthen und reichlich zu beschenken.

Ramon, welcher 10 Jahre nach dem Tode seines Vaters den Kastanienhof übernommen hatte, jetzt in der Mitte der Vierziger stehend, war seit acht Jahren Witwer. Alle seine Kinder waren ihm in zartem Alter gestorben, bis auf eine Tochter, die er nach dem Tode seiner Gattin den Nonnen des Klosters N. S. de las angustias in Granada zur Erziehung übergeben hatte. Er würde daher ganz einsam auf seinem grossen Gute gewirthschaftet haben, hätte ihm nicht eine Tante, der er sein ganzes Vertrauen geschenkt, helfend und rathend zur Seite gestanden. Señora Feliciana, eine schon ziemlich bejahrte, aber robuste Frau von rohem Gesichtsausdruck, war ihrem Neffen vollkommen ähnlich, ebenso habsüchtig, geizig, glaubenseifrig und unduldsam wie er. Sie peinigte die Mägde, welche sie mit Argusaugen überwachte, mit ihrem unvertilgbaren Misstrauen und war daher deren Schrecken, wie Ramon der Gegenstand des Abscheues seiner Knechte. Nichts machte diesem intriguanten und argwöhnischen Weibe mehr Vergnügen, als Liebesverhältnisse der Dienstboten auszukundschaften und dieselben, wenn irgend möglich, zu zerstören, wie sie überhaupt zur Spionin und Angeberin wie gemacht war. Dabei verstand sie sich aber aus dem Grunde auf

die Wirthschaft, weshalb der Kastanienhof äusserlich und innerlich blanker und netter aussah, als irgend ein anderes Bauerngehöft am ganzen Nordrande der Sierra.

Es war das verhängnissvolle Jahr 1568 herangekommen. Noch niemals, seit Ramon den Kastanienhof bewirthschaftete, war die Witterung so günstig, der Boden so ergiebig gewesen, daher auch noch niemals eine so reiche Ernte in Halm- und Gartenfrüchten in Aussicht wie diesmal. Darum musste sich der Bauer auch entschliessen, eine grössere Anzahl Moriscos denn jemals zuvor in Dienst zu nehmen, was ihm wegen der damaligen politischen Verhältnisse, wegen der bekannten Gährung unter der maurischen Bevölkerung, sehr unliebsam war. Allein, wollte er nicht, dass die Hälfte seiner Ernte verdarb, so konnte er sich nicht anders helfen. Am zweiten Osterfeiertage desselben Jahres hatte seine Tochter Dolores das 16. Lebensjahr erfüllt und war von den Nonnen, welche ihre Erziehung für vollendet erklärten, aus dem Kloster entlassen und nach dem väterlichen Hofe geschickt worden. Ramon, welcher seine Tochter seit 8 Jahren nicht gesehen hatte, fühlte sich bei ihrem Anblick, der sein Herz mit berechtigtem Vaterstolze erfüllte, nicht wenig überrascht, denn Dolores war zu einer Jungfrau von wunderbarer Schönheit und Anmuth erblüht. Rabenschwarzes, bläulich schimmerndes Haar legte sich in schweren, breiten Flechten um den bräunlichen Nacken, und wenn sie an die Schläfe einige glührothe Blumen des Granatapfelbaumes befestigte, so verlieh dieser natürliche Schmuck dem schlanken Mädchen den Anstand einer geborenen Fürstin. Unter den schön geschwungenen, scharf gezeichneten Brauen der alabasterweissen Stirn ruhten, beschattet von langen seidenen Wimpern auf feuchtem

Grunde zwei grosse, sammetschwarze Augen von so wunderbarem Ausdrucke, dass Jeder, auf den sie dieselben heftete, sich wie von einer überirdischen Macht gebannt fühlte. Man sah es diesen Augen, aus denen eine grosse Herzensgüte strahlte, an, dass sie nicht blos kindlich naiv und unschuldig froh zu lächeln, sondern unter Umständen auch in heisser, verzehrender Leidenschaft aufzuflammen verstehen würden. Das fast griechische Profil verrieth die castilianische Abstammung, während die Grübchen in den sanft gerötheten Wangen dem heiteren Lächeln, welches fortwährend den kleinen, von korallenrothen Lippen umrahmten Mund umspielten, einen allerliebst schelmischen Ausdruck verliehen. Die halb städtische Kleidung, welche sie trug, hob auf das Vortheilhafteste das graziöse Ebenmass ihrer Glieder, und wenn sie des Sonntags, das Gesicht umrahmt von dem schwarzen Spitzenschleier der Mantilla, nach La Zúbia hinab zur Messe ging, so erschien sie Jedem, der ihr begegnete, wie ein Edelfräulein. Noch waren acht Tage nicht vergangen, und schon hatte sich Dolores durch ihr leutseliges Benehmen, ihre Herzensgüte, ihre kindliche Naivetät und ihre harmlose Heiterkeit die Liebe aller Hausgenossen erworben. Die Dienstboten betrachteten sie als die geborene Herrin des Kastanienhofes und blickten mit ebensoviel Ehrfurcht als Vertrauen auf das junge, der Kindheit kaum entwachsene Mädchen. Auch ihres Vaters Blicke ruhten oft bewundernd auf ihrer graziösen Erscheinung, nur Señora Feliciana theilte nicht die Gefühle der übrigen Hausgenossen. Diesem ränkevollen Weibe war Dolores vom Anfange an verhasst, denn sie musste sich gestehen, dass ein so reines und edles Wesen in den Kastanienhof, wo Eigennutz und blinder Fana-

tismus ihre Herrschaft aufgeschlagen hatten, nicht passe, und sie beschloss, das junge Mädchen zu belauschen und zu überwachen. Aber auch Dolores vermochte zu ihrer Grosstante, welche ihr der Vater selbstverständlich zur Dueña bestimmt hatte, kein Herz und kein Vertrauen zu fassen.

Schon im Mai erschienen die von Ramon angeworbenen Moriscos auf dem Kastanienhofe. Unter diesen jungen kräftigen Männern zeichnete sich einer sowohl durch seine äussere Erscheinung als durch sein ganzes Benehmen so sehr aus, dass er sofort die Aufmerksamkeit aller Bewohner des Cortijo auf sich zog. Diego, so hiess der etwa 25jährige Bursch mit seinem Taufnamen, war ein hochgewachsener, schlanker aber kräftig gebauter Mann. Sein gebräuntes, aber männlich schönes, von einem wohlgepflegten, glänzend schwarzen Vollbart eingefasstes Gesicht, dem die scharf gebogene Adlernase einen Ausdruck kühner Entschlossenheit verlieh, wurde ausdrucksvoll belebt durch zwei grosse, glänzend schwarze Augen, in denen neben dem frohen Uebermuth der Jugend glühende Leidenschaftlichkeit loderte. Er besass eine natürliche Tournure, die jedem Edelmanne Ehre gemacht haben würde, feine Manieren und eine fast ritterliche Galanterie den Frauen gegenüber. Zu diesen äusseren Vorzügen gesellte sich eine ungewöhnliche geistige Begabung und Bildung. Diego sprach und schrieb das Castilianische nicht nur fliessend und correct, sondern elegant, war in der spanischen Literatur wohl bewandert und, wie viele seiner Stammesgenossen, mit einem grossen Improvisationstalent begabt. Oft unterhielt er Abends, wenn die Knechte und Arbeiter auf den Hof zurückgekehrt waren, alle Anwesenden mit

seinen witzigen und heiteren Couplets, welche er mit einer wohltönenden Bassstimme sang, bis tief in die Nacht hinein. Selbst Ramon, so sehr er die Moriscos hasste, konnte nicht umhin, diesem jungen, gewandten, artigen, dabei immer heiteren und harmlosen Manne seine Sympathie zuzuwenden. Dabei arbeitete Diego für zwei und wo es irgend etwas im Hause zu richten und auszubessern gab, da wusste er sicher Rath zu schaffen und zu helfen. Er war ein geschickter Schreiner, Drechsler und Holzschnitzer und zeichnete ganz vorzüglich, besonders Arabesken und stylisirte Blumen. In maurischer Tracht, mit dem Turban auf dem edelgeformten Haupte, hätte er für ein Muster des arabischen Typus, ja für einen maurischen Prinzen gelten können; allein orientalische Kleidung anzulegen war den Moriscos ja bei Todesstrafe verboten. Seiner Abstammung nach war Diego zwar nicht aus fürstlichem Geblüt, jedoch von so altem Adel, dass er sich in dieser Beziehung mit jedem spanischen Ritter hätte messen können. Sein noch lebender Vater, ein alter Gold- und Silberarbeiter, welcher in einem einsamen, vom Kastanienhofe aus sichtbaren Häuschen bei Granada am Rande des Jenilthales wohnte [1]), leitete seine Abkunft von einem Seitenzweige des berühmten Adelsgeschlechtes der Abencerragen ab. Er hiess mit seinem arabischen Namen Jusuf Aben Gazal und war, obwohl getauft und zum Christenthum bekehrt, doch allgemein unter dem Namen des alten Jusuf bekannt und als ein geschickter Gold- und Silberarbeiter geschätzt.

Jusuf's Familie hatte früher bessere Tage ge-

---

[1]) Noch 1844 stand an jener Stelle ein kleines Gehöft, welches den Namen Cortijo del platero (Goldschmiedhof) führte.



sehen. Sein Grossvater Abdallah hatte in den Reihen der granadinischen Ritterschaft tapfer für seinen König und seinen Glauben gekämpft; ja während der Belagerung von Granada war derselbe sammt allen seinen Brüdern und Söhnen, den jüngsten, Jusuf's Vater ausgenommen, im Kampfe gegen die Spanier gefallen. Jusuf's Vater, Mohammed, sah sich nach Beendigung des Krieges seiner sämmtlichen Güter beraubt, indem diese bei Baza gelegen, während der langen Belagerung jener Stadt gänzlich verheert worden waren, und hätte ihm nicht die Capitulation von Granade den Besitz seiner beweglichen Habe und des von seinem Vater nach Granada in Sicherheit gebrachten baaren Geldes gerettet, so wäre er völlig mittellos gewesen. So wurde es ihm wenigstens möglich, ein Haus in Granada zu kaufen und seinen Sohn das Goldschmiedhandwerk erlernen zu lassen. Jusuf entsprach auch seinen Erwartungen, denn er wurde ein überaus geschickter Arbeiter und vermochte sich schon mit 25 Jahren als selbstständiger Goldschmied zu etabliren. Nach seines Vaters Tode verheiratete sich Jusuf und wurde von seiner Gattin mit vielen Kindern beschenkt. Doch starben alle bis auf einen der jüngsten Söhne, welcher den Namen seines Urgrossvaters erhielt, doch denselben sehr bald bei der gewaltsamen Conversion der Familie, der sich Jusuf sehr lange zu entziehen gewusst hatte, mit dem Namen Diego vertauschen musste, und ein spät geborenes Töchterchen, welches 1568 erst zwölf Jahre alt war. Jusuf verwendete die grösste Sorgfalt auf die Erziehung seines Sohnes, da dieser schon als zarter Knabe ein ausgesprochenes Talent zum Zeichnen und Schnitzen und für Erlernung fremder Sprachen verrieth. Er that den Knaben zu einen Kunst-

tischler und Stuccateur in die Lehre und hatte die Freude zu sehen, welch' rasche Fortschritte Diego machte und welche Erfindungsgabe und welchen Geschmack derselbe in der Entwerfung von Arabesken- und Blumenmustern an den Tag legte. Diego wurde ein sehr tüchtiger Kunsttischler und Stuccateur; allein die Zeitverhältnisse waren diesem Gewerbe, welches vor dem Kriege in Granada geblüht und Tausende zu reichen Leuten gemacht hatte, nicht günstig. Jusuf selbst gerieth, da auch das Goldschmiedhandwerk nicht mehr so viel abwarf wie früher, in Schulden, musste sein Haus verkaufen und froh sein, jenes kleine Anwesen im Jenilthale erwerben zu können, wo er mit seiner alternden Frau und seinem Töchterchen sich kümmerlich von seiner und seiner Frau Arbeit ernährte. Auch Diego's Verdienst reichte nicht aus, sich durchzubringen, geschweige denn seine darbenden Eltern zu unterstützen und so sah sich der junge, schöne, ritterliche Mann, dem man es ansah, dass er besser auf ein Pferd und unter die Krieger passe, als in die Werkstatt, gezwungen, jeden Sommer als Feldarbeiter bei Landwirthen in Dienst zu treten, um so viel zu verdienen, dass er und seine Familie den Winter hindurch ohne Sorgen leben konnten. Uebrigens war Diego in allen ritterlichen Künsten wohl bewandert, ein geübter Fechter und Schütze, ein gewandter Tänzer und vorzüglich ein kühner, verwegener Reiter.

Da die Moriscos um ein und acht Uhr jedes Tages von den Feldern nach dem Hofe zurückkehrten, um hier das von den Frauen für sie bereitete Mittagsmahl und Abendbrod einzunehmen, so war es unvermeidlich, dass gleich in den ersten Tagen Diego und Dolores sich kennen lernten. Die schöne Spanierin

sehen und in heisser Liebe zu ihr entbrennen, war für Diego das Werk eines Augenblicks. Niemals noch glaubte der junge Maure ein schöneres und begehrenswertheres Mädchen gesehen zu haben und sofort fasste er den Entschluss, die schöne Dolores müsse seine Gattin werden, koste es was es wolle. Eine Annäherung an dieselbe war nicht schwierig, auch glaubte er bald zu bemerken, dass seine Huldigungen ihr nicht zuwider waren. Dolores, in klösterlicher Abgeschiedenheit erzogen, war noch nie mit jungen Männern in Berührung gekommen. Ihr noch halb kindliches Gemüth, ihre Herzensgüte, ihre Arglosigkeit liessen ihr Jedermann im besten Lichte erscheinen, geschweige denn einen jungen schönen Mann, der mit zartester Aufmerksamkeit und ritterlichster Galanterie ihr ehrerbietig seine Huldigungen darbrachte. Noch war keine Woche vergangen, als sich auch Dolores gestehen musste, dass ihr der gewandte ritterliche Morisco nicht gleichgiltig sei, ja ihr Herz ihm in heisser Liebe entgegenschlage.

Während die übrigen Moriscos sich nach der Abendmahlzeit gewöhnlich entfernten, sei es um sich nach Hause zu begeben oder, wohnten sie zu entfernt, irgendwo in den Umgebungen des Cortijo sich eine Schlafstelle zu suchen, blieb Diego gewöhnlich noch ein paar Stunden im Hofe, bevor er sich nach Granada auf den Weg machte. Denn fast immer fand sich eine Arbeit für ihn im Hause, wozu er während des Tages keine Zeit erübrigen konnte, irgend ein Geräthschaft oder Möbelstück auszubessern und dergleichen mehr. Mit besonderer Erlaubniss des Bauern durfte er sich dann bisweilen wohl noch ein Weilchen zu den Knechten und Mägden, die alle den heiteren Burschen gern hatten, gesellen und diese, welche in der Dämmerung

oder beim Scheine eines Wachtfeuers der abendlichen Kühle nach der Hitze des Tages im Schatten des mächtigen Kastanienbaumes genossen, mit seinen lustigen Schwänken und seinen Couplets unterhalten. Letztere richtete er, wenn Dolores an Feliciana's Seite oder mit ihrem Vater auf der vor der Hausthüre stehenden Bank sass, von der aus man eine bezaubernde Aussicht auf Granada und die Vega hatte, mehr und mehr an die Dame seines Herzens, deren Reize und Vorzüge in glühenden, echt orientalischen Ausdrücken und Bildern preisend. Obwohl der Sänger den Namen seiner Angebeteten verschwieg und seine begeisterten Strophen nur an ein ideales Phantasiegebilde zu richten schien, fühlte Dolores sehr wohl, dass jene Couplets ihr galten. Bisweilen stimmte Diego, der die Guitarre meisterhaft zu spielen verstand, wohl auch die Melodie der feurigen Cachucha oder Jota aragonesa an, wo dann Knechte und Mägde nicht widerstehen konnten, sich paarweis zum Tanze zu vereinen, welcher von den Zuschauern mit lautem, taktweisen Händeklatschen begleitet wurde. Noch niemals war es auf dem Kastanienhofe zur Erntezeit so lustig hergegangen, wie diesmal. Selbst der misstrauische und mürrische Hausherr lächelte nicht selten über die witzigen Bemerkungen Diego's, wie er auch nicht umhin konnte, die Tänze mit beifälligen Kopfnicken zu begleiten. Ja, einigemale liess sich Ramon so weit fortreissen, dass er Diego, der dies niemals gewagt haben würde, aufforderte, mit seiner Tochter zu tanzen, indem einer der Knechte die Jota ebenfalls auf der Guitarre zu spielen verstand. Ein schöneres Paar als Dolores und Diego konnte man sich nicht denken und einem aufmerksamen Beobachter musste es sofort klar werden,

dass die beiden jungen Leute in einem innigen Verhältnisse zu einander standen und in jenem Tanze, welcher ja überhaupt nichts anderes als eine pantomimische Liebeserklärung ist, ihre stumme Neigung sich gegenseitig zu erkennen gaben. Diese Bemerkung machte denn auch sofort die Señora Feliciana, welche den jungen Morisco vom ersten Augenblicke an mit misstrauischen Augen betrachtet hatte. Sie sagte ihrem Neffen kein Wort, beschloss aber, die beiden jungen Leute und besonders Dolores auf das Genaueste zu beobachten. Bald fanden die Liebenden Gelegenheit, sich ihre Liebe zu gestehen und überglücklich, ohne an die Hindernisse zu denken, welche sich der Erfüllung ihrer Wünsche entgegenstellen mussten, schwuren sie sich, den Eingebungen des Augenblicks folgend, ewige Treue. Seit jenem Tage war Dolores heiterer denn je, aber auch oft, wenn sie sich allein wähnte, sinnig in sich versunken, ja nicht selten stahlen sich dann schwere Thränen aus ihren schönen Augen. Alles dieses war Feliciana nicht entgangen und diese verschärfte seitdem ihre Aufmerksamkeit. So nahte das Ende des Juni und damit auch der Schluss der Getreideernte herbei. Am Abend des 30. Juni zahlte Ramon die Löhne an die Moriscos und entliess dieselben; auch Diego verabschiedete sich um acht Uhr und schlug, wie gewöhnlich, den Weg nach Granada ein. Gleich darauf bestieg Ramon sein Pferd, um in das Gebirge hinauf zu reiten und die dort ihm gehörigen, weit von einander entfernt liegenden Hatos und Heerden, um welche er sich während der vergangenen zwei Monate nicht hatte kümmern können, einer unerwarteten Revision zu unterziehen. Feliciana sah ihren Neffen

ungern scheiden, da sie wusste, dass derselbe vor Ablauf mehrerer Tage nicht zurückkehren konnte.

Es war ein wunderschöner Sommerabend. Der am azurnen Himmel schwebende Vollmond übergoss die duftigen Fluren der weiten Vega und das graue Häusermeer Granadas mit seinem milden Schein und wob silberne Lichtguirlanden um die Zinnen und Thürme der in der dunkeln Tiefe ruhenden Alhambra. Gleich weissen Marmortafeln leuchteten die zahllosen, in der Vega umher zerstreuten Häuser, wo sie ganz und voll vom Mondlicht getroffen wurden. Süsse Arome stiegen aus allen Schluchten empor und erfüllten die Atmosphäre mit berückendem Wohlgeruch. Sanft fächelte der laue West von der Vega herüber und trug die Töne der Glocken der benachbarten Kirchdörfer bis herauf zum Kastanienhofe, dessen schön gerundete Baumkronen jetzt ebenfalls von dem Silberlicht des Mondes übergossen wurden, das sich in einzelnen Strahlen zwischen den breiten, glitzernden Kastanienblättern bis auf den Boden hinabstahl. Nichts unterbrach die feierliche Stille der zauberisch schönen Nacht, als das melodische Plätschern des über die Gartenterrasse nach der dunkeln waldigen Tiefe hinabschäumenden Baches. Deutlich hörte man jetzt die Glockenschläge der Campana la vela auf der Alhambra heraufschallen. In regelmässigen Abständen von je fünf Minuten ertönten drei Glockenschläge, d. h. es war zehn Uhr vorüber. Da bemerkte Feliciana, welche Dolores schon vor einer halben Stunde gute Nacht gewünscht, sich aber, anstatt zu Bette zu gehen, im oberen Stockwerke des Hauses an ein im Schatten liegendes Fenster gestellt hatte, von dem aus sie unbemerkt Hof und Garten überschauen konnte, dass Dolores das Haus verliess



und den nach der Gartenterrasse führenden Pfad einschlug. Geräuschlos stieg Feliciana hinab und folgte dem Mädchen, streckenweise auf allen Vieren kriechend, gleich einer Katze. Dolores eilte behenden Schrittes bis auf die unterste, noch im Waldesschatten liegende Terrasse hinab, wo der Bach einen kleinen Wasserfall bildete, um dann im ruhigen Laufe durch den Wiesengrund nach dem unteren Kastanienhain hinabzurauschen. Bei diesem Wasserfall verschwand das Mädchen hinter einem dichtbelaubten, klafterhohen Myrtenbusch. Unhörbar kroch Feliciana von der anderen Seite heran bis unter den Strauch, wo sie ungesehen Alles beobachten und hören konnte. Sie hatte sich nicht getäuscht. Hinter dem eine natürliche Laube bildenden Busch sassen auf einem moosigen Felsblock Diego und Dolores, sich gegenseitig umschlungen haltend. Die Jungfrau hatte ihr Haupt an die breite Brust des Morisco gelehnt und liess ihren Thränen freien Lauf, welche unaufhaltsam über die bleichen Wangen herabperlten und in den ruhelos wogenden Busen fielen.

„O mein Diego, wann werden wir uns wiedersehen, ich fürchte, niemals!“ rief Dolores endlich aus, ihre vollen, weichen Arme enger um den stämmigen Nacken des Geliebten schlingend. „Sei getrost, Tochter meiner Seele,“ erwiderte Diego, „und vertraue auf Gott, der uns nicht verlassen wird. Siehe, süsses Herz, schon habe ich ein artiges Sümmchen erspart; während des Winters will ich recht fleissig arbeiten, und so hoffe ich, in zwei bis drei Jahren — wir sind ja noch Beide jung — soviel verdient zu haben, um in irgend einer kleinen Stadt des Königreichs eine eigene Werkstatt gründen zu können und so reichlichen Verdienst zu haben, dass wir ohne Sorgen zu leben vermögen. Jeden Sommer

komme ich herauf auf den Kastanienhof als Ernte-arbeiter und auch in der Zwischenzeit werde ich dafür sorgen, dass Du sichere Nachricht von mir erhältst. Sobald unsere Zukunft gesichert ist, werde ich Deine Hand von Deinem Vater fordern und zweifle ich nicht, dass er mir dieselbe zusagen wird." — „O hoffe das nicht, mein Vater wird das nie zugeben, denn er hasst Dein Volk und hält Dich, wie alle Moriscos, für einen Ketzer!" — „Und dennoch, Dolores, kann und wird sich das mit der Zeit ändern. Lass' erst die jetzigen Unruhen vorüber sein und die Ueberzeugung Platz greifen, dass die Moriscos ebenso gute Christen wie die Spanier und die getreuesten Unterthanen des Königs sind, und auch Dein Vater wird seine Ansicht ändern. Und im schlimmsten Falle entführe ich Dich, mein Täubchen, denn keine Macht der Erde kann mich zwingen, Dir, Du Wonne meiner Augen, zu entsagen und ein anderes Weib als Dich zur Gattin zu wählen!" — „O Diego, auf meine Treue kannst Du felsenfest bauen, auch ich will keinem anderen Manne angehören als nur Dir allein; eher gebe ich mir selbst den Tod!" — „Dann ist ja Alles gut und können wir getrost der Zukunft entgegensehen. Aber es ist Zeit, dass wir scheiden. Dein Aussenbleiben könnte Verdacht erregen und erführe Deine Grosstante etwas von dieser nächtlichen Zusammenkunft, dann wehe uns!" — „So gehe mit Gott, mein Diego, und gieb mir bald Nachricht!" — „Das soll geschehen; Gott segne Deine schönen Augen; leb' wohl, Geliebte, auf baldiges Wiedersehen!"

Noch eine Umarmung und der Morisco riss sich los und verschwand bald im Schatten des Waldes. Dolores blieb noch eine Weile sitzen, heisse Thränen vergiessend, die Blicke auf das im Mondschein glitzernde

Wasser des Baches gerichtet. Sowie der Morisco aufgebrochen war, hatte auch Feliciana ihren Lauscherposten verlassen. Sie wusste nun genug, schlich sich leise nach dem Cortijo hinauf und begab sich zur Ruhe. Ein triumphirendes boshaftes Lächeln umspielte ihren eingesunkenen Mund, als sie, nachdem sie noch den Rosenkranz gebetet, ihre Lagerstatt suchte. Bald darauf kehrte auch Dolores in das Haus zurück.

Feliciana liess sich dem Mädchen gegenüber nicht das Geringste merken, verwünschte aber im Stillen das lange Ausbleiben ihres Neffen. Als dieser endlich am vierten Abend nach jenem Nachtidyll aus dem Gebirge zurückkehrte, bat sie denselben sofort um eine geheime Unterredung. Sowie das Abendbrod verzehrt war, wurde Dolores beauftragt, verschiedene Anordnungen für den folgenden Morgen zu treffen, worauf Feliciana, ihrem Neffen einen Wink gebend, nach dem Garten ging und über die Terrassen hinabstieg. Ramon folgte ihr nach einer Weile und war verwundert, sie erst an dem Wasserfall neben dem Myrtenbusch zu treffen. Feliciana erzählte ihm hier Alles, was sie belauscht und überhaupt während Diego's Aufenthalt im Kastanienhofe beobachtet hatte. Ramon schäumte vor Wuth und wollte sofort zu seiner Tochter eilen, um diese zur Rede zu setzen. „Gemach, gemach, mein Neffe,“ warf Feliciana ein, „das hiesse Oel in's Feuer giessen! So dürfen wir nicht handeln.“ — „Aber was soll geschehen?“ brauste Ramon auf; „die Schande, dass meine Tochter, mein einziges Kind, eine Liebschaft mit einem Ketzer angeknüpft hat, könnte mich wahnsinnig machen und mich reizen, sie mit eigener Hand zu erdolchen!“ — „Das ist nicht nöthig,“ versetzte Feliciana mit überlegenem Lächeln. „Meines Erachtens muss zweierlei geschehen,

um möglichem Unheil vorzubeugen. Zunächst muss der unbequeme Liebhaber für immer beseitigt und sodann Dolores so bald wie möglich verheiratet werden.« — Ramon versank eine Weile in tiefes Nachsinnen; dann sprach er ruhig: „Du hast Recht; es bleibt kein anderer Ausweg übrig. Nun,“ setzte er mit boshaftem Lächeln hinzu, „was den ersten Punkt betrifft, so ist nichts leichter, als den Burschen unschädlich zu machen; das soll gleich morgen geschehen. Bezüglich des zweiten Punktes, so habe ich mir schon längst einen Schwiegersohn ausersehen in dem einzigen Sohne meines Nachbars, des Weidenhofbauers. Mateo ist ein braver Bursch und ein guter Christ, sein Vater nicht unbemittelt, unsere Besitzungen grenzen aneinander. Ich habe keinen männlichen Erben, so mag Mateo dereinst beide Güter in seiner Hand vereinigen. Es wäre da nur der Widerstand des Mädchens zu brechen, und wenn Dolores weiss, dass ihr Geliebter für sie unrettbar verloren, vielleicht — todt ist, dann wird sie sich schliesslich meinem Willen fügen.“ — Feliciana war mit diesem Plane ganz einverstanden. Beide kamen überein, dem Mädchen nichts zu sagen, bis Diego unschädlich gemacht worden sei.

Dolores war nicht wenig überrascht, als ihr Vater am folgenden Morgen sich anschickte, nach Granada zu reiten. Schmeichelnd bat sie ihn, doch einige Tage zu Hause zu bleiben und seine Kräfte zu schonen. Ramon mass seine Tochter mit einem durchbohrenden Blick, vor dem diese ängstlich die Augen zu Boden senkte, und sagte ihr dann freundlich, dass unaufschiebbare Geschäfte ihn nach Granada riefen, er auch unter einigen Tagen schwerlich von dort zurückkehren werde. Hierauf bestieg er das vorgeführte Pferd, winkte

noch einmal grüssend mit der Hand und ritt zum Thore hinaus. „Gehe mit Gott, Vater!“ rief ihm Dolores nach, aber eine unnennbare Angst, welche ihr die Brust zusammenschnürte, sagte ihr, dass der Vater nicht mit Gott gehe und nichts Gutes im Sinne habe. Sobald Ramon den Blicken des Mädchens entschwunden war, spornte er sein Pferd zu grösserer Eile und erreichte schon nach einer Stunde die Vorstadt von Elvira, wo er in einer der zahlreichen Posaden sein Pferd einstellte. Hierauf begab er sich nach dem nahen Inquisitionspalast und wurde, da er dort gut bekannt war, auf sein Verlangen sofort zu einem der Inquisitoren geführt. Ramon denuncirte den alten Jusuf nebst dessen ganzer Familie als der Ketzerei verdächtig und war nicht wenig befriedigt, als der Inquisitor die sofortige Aufhebung jener Familie in der nächsten Nacht anordnete. In der That umstellten Schergen der heiligen Hermandad nach Einbruch der Nacht das Haus des unglücklichen Morisco, worauf ein Beamter des heiligen Gerichtes sich in das Haus begab und sämmtliche anwesende Familienmitglieder verhaftete. Allein Derjenige, auf den vorzugsweise gefahndet wurde, Diego, war nicht zugegen. Ramon, welcher die Expedition mitgemacht hatte, packte roh den alten Jusuf an der Kehle, ihm mit vor Wuth halberstickter Stimme zurufend, er solle augenblicklich bekennen, wo sein Sohn sei. Jusuf wusste nur anzugeben, dass derselbe Abends zuvor mit mehreren ihm unbekannten jungen Leuten fortgegangen und seitdem nicht wieder nach Hause gekommen sei. Jusuf wurde hierauf gefesselt und sammt seiner vor Schrecken ganz starren Frau und dem weinenden Mädchen in den schon bereitstehenden Karren gehoben und nach dem Inquisitionspalast ge-

bracht. Trotzdem, dass der schwache Greis bei Gott und allen Heiligen betheuerte, den Aufenthalt seines Sohnes nicht zu wissen, wurde er sofort der Folter unterworfen. Da er während derselben bekannte, dass sein Häuschen seit einiger Zeit von ihm unbekannten Moriscos wiederholt zu nächtlichen Versammlungen benützt worden sei, sein Sohn an der letzten, vorigen Abend stattgefundenen, ebenfalls theilgenommen und nach derselben ihm gesagt habe, er müsse Granada auf längere Zeit verlassen, dass daher sein Sohn vermuthlich zu den Monfis in die Sierra gegangen sei: so wurde er von dem geistlichen Gericht als Hochverräther der weltlichen Obrigkeit übergeben und in die Kerker der Audiencia geworfen, wo bereits viele der Verschwörung verdächtigen oder überwiesenen Moriscos schmachteten. Seiner Frau und Tochter aber wurde der Process wegen Ketzerei gemacht. Sie deren zu überführen war sehr leicht, da die nach der Verhaftung der Familie sofort vorgenommene Haussuchung die gewünschten Resultate ergeben hatte. Wie bei jedem Morisco, so fand man auch hier einige arabische Gebetbücher, arabische Rosenkränze und Amulette, maurische Kleidungsstücke und Schmuckgegenstände u. dgl. m., hinreichende corpora delicti, um die unglücklichen Bewohner zu Ketzern zu stempeln. Ramon blieb noch mehrere Tage in der Hauptstadt, bis die Audiencia die Acht über Diego ausgesprochen und denselben als Rebellen und Landesverräther in contumaciam zum Tode verurtheilt hatte.

Befriedigt mit diesem Resultat ritt Ramon am Abend des achten Tages seiner Anwesenheit in Granada wieder nach Hause. Er traf seine Tante in grosser Aufregung an. Sie nahm ihn sofort auf die Seite, auf

die Erzählung seiner Erlebnisse in Granada nur mit halbem Ohre hörend. Feliciana erzählte nun, dass gestern Nachmittag, während Dolores am Brunnen mit Wäschespülen beschäftigt gewesen, eine jener andalusischen Tabuletkrämerinnen, welche von Zeit zu Zeit die Dörfer und Gehöfte der Sierra heimzusuchen pflegen, in den Kastanienhof gekommen sei und den Leuten ihre aus allerhand Schmuckgegenständen, Putzsachen und Spielereien bestehende Waare zum Kauf angeboten habe. Während Dolores in den Sachen herumgekramt, um sich etwas auszusuchen, habe sie bemerkt, dass die Frau dem Mädchen heimlich einige Worte in's Ohr geraunt und ihr etwas zugesteckt habe, was von Dolores eiligst in dem Busen verborgen worden sei. Die Händlerin sei hierauf, augenscheinlich sehr befriedigt, wieder fortgegangen. Von Sorgen und Unruhe gepeinigt, habe sie, Feliciana, nachdem sie zu Bett gegangen, kein Auge schliessen können. Endlich um Mitternacht habe sie eifrig zur heiligen Jungfrau gebetet, ihr auf dem schweren Gange, den zu thun sie für ihre Pflicht erachtet, beizustehen, und sich hierauf nach Dolores' Kammer, deren Thür bekanntlich von innen nicht verriegelt werden könne, geschlichen. Da dieselbe in festem Schlafe gelegen, so sei es ihr bald gelungen, ohne dass sie erwacht, einen an ihrem Busen verborgenen Zettel zu finden. Damit übergab sie ihrem Neffen ein kleines, zusammengefaltetes Papier. Es enthielt blos die Worte: „Unvorhergesehene Umstände zwingen mich, Granada auf längere Zeit zu verlassen. Sei unbesorgt. Du wirst bald von mir hören!" — Nunmehr war es aus mit der Geduld des jähzornigen und rachsüchtigen Bauers. Er befahl sofort seine Tochter herbeizuholen und diesmal wagte Feliciana keinen Einspruch zu erheben. Bei dem

Anblick des von Zorn gerötheten Gesichtes und der geschwollenen Stirnader ihres Vaters erzitterte Dolores am ganzen Körper und wagte nicht die Augen vom Boden zu erheben. „Von wem ist dieser Zettel? Sprich, oder ich erwürge Dich auf der Stelle!“ brüllte ihr der Vater, dem die bisher mühsam unterdrückte Wuth fast die Sinne raubte, in die Ohren. Schluchzend sank Dolores vor dem Vater auf die Knie und bat flehentlich, ihres Lebens zu schonen. „Ja, Vater,“ rief sie, „ich will es eingestehen, der Zettel ist von Diego, den ich mit aller Gluth meines Herzens liebe. Auch er liebt mich und will und kann nicht von mir lassen. O Vater, gieb uns Deinen Segen, Diego ist ja ein so guter Mensch und ein ebenso frommer Christ wie ich und Du!“ — „Und diese Beleidigung, ungerathene Dirne, wagst Du mir, Deinem Vater, in's Gesicht zu schleudern? Ist es schon so weit gekommen, dass Du Dich Deiner Liebe zu einem Ketzer nicht einmal mehr schämst? Diego ein Christ wie ich? Ein Ketzer ist er, wie alle die vermaledeiten Moriscos, ja noch mehr, ein Rebell, ein Landesverräther!“ Und ohne seines am Boden wimmernden Kindes im Geringsten zu schonen, erzählte nun der grausame Vater ausführlich, was er in Granada gethan, was mit Jusuf und dessen Familie geschehen und dass Diego als Rebell und Hochverräther in die Acht erklärt und zum Tode verurtheilt worden sei. Bei letzterer Kunde sank Dolores mit einem lauten Schrei ohnmächtig zu Boden. Nachdem sie wieder zu sich gekommen war, ergriff Ramon, diesmal in gütigerem Tone, das Wort.

„Du siehst, meine Tochter, dass Diego für Dich auf immer verloren ist. Wird er ergriffen, so entgeht er dem Tode durch Henkershand nicht, und geschieht dies

nicht, so bleibt ihm nichts Anderes übrig, als nach Afrika zu flüchten und niemals zurückzukehren. Auch wirst Du mir die Schande nicht anthun, ferner an einen Ketzer zu denken. Du weisst, dass unsere Familie von Christen unvermischten Blutes abstammt. Die schwere Sünde, welche Du begangen, kannst Du nur dadurch sühnen, dass Du Dich unbedingt meinem Willen unterwirfst. Du bist mein einziges Kind und meine Erbin, ich meine es gut mit Dir. Um jeden Verdacht, dass Du mit einem Ketzer in Verbindung gestanden, von Dir und mir abzuwenden, wirst Du noch vor Weihnachten die Gattin des Mannes werden, den ich mir zum Schwiegersohn auserkoren habe. Du kennst ihn; es ist Mateo, der Erbe des Weidenhofes, ein braver Sohn und wirklich ein ebenso guter Christ wie ich und Du. Und nun gehe in Deine Kammer und bitte die heilige Jungfrau auf Deinen Knien, dass sie die bösen, unheiligen Gedanken, welche der Verkehr mit dem heuchlerischen Ketzer in Deinem Herzen geweckt hat, aus demselben verbannen und an Dir Gnade für Recht ergehen lassen möge. Geh', Kind, gute Nacht!"

Willenlos liess sich das vor Schmerz stumme Mädchen von Feliciana in seine Kammer führen, welche ihre Grosstante von aussen her verriegelte, während Ramon draussen eine Leiter anlegte und eigenhändig ein eisernes Gitter vor das einzige Fenster des Schlafgemaches seiner unglücklichen Tochter nagelte.

3.

Die Verhandlungen, welche der Marques von Mondejar mit König Philipp II. zu Gunsten der Moriscos eingeleitet hatte, dauerten viele Monate, führten aber,

wie vorauszusehen gewesen, nicht zu dem gewünschten Resultat. Der König blieb unerbittlich und drang ungestüm auf die sofortige Durchführung seiner Pragmatica. Als dies den Moriscos von Granada bekannt geworden war, begannen die Verschwörungen von Neuem, worauf in der Nacht vom 30. zum 31. September in einem wenige Schritte vom Inquisitionspalast entfernten Hause der Elvira-Vorstadt ein junger, thatkräftiger und intelligenter Morisco, angeblich der letzte Spross des erlauchten Kalifengeschlechts der Ommayaden, der Alguazil von Cadiar, Don Fernando de Valor, wie er mit seinem christlichen Namen hiess, unter dem Namen: „Muley Abdallah Mohammed Aben-Ommayah“ zum König von Granada gewählt wurde. Gleichzeitig kamen die Verschworenen überein, sich in der Weihnachtsnacht durch einen kühnen Handstreich der Alhambra zu bemächtigen. Der Abencerrage Farax, ein längst bekannter und gefürchteter Monfisführer, sollte nämlich in dieser Nacht mit 1000 Monfis nach dem Albayicin kommen, dessen Thore er geöffnet finden würde, und, während die Christen in den Kirchen zur Anhörung der Missa del gallo versammelt wären, die Wälle der Alhambra mittelst Strickleitern ersteigen und die schwache spanische Besatzung überrumpeln. Dieser kühne Plan misslang jedoch, indem ein Maurer, welcher das Maass zu den Strickleitern geben sollte, denselben der spanischen Behörde verrieth. Farax kam zwar in der Weihnachtsnacht nach dem Albayicin, jedoch nur mit 200 Mann, und zog sich auf die Kunde von dem Verrath zurück, ohne die Stadt zu betreten. Aben-Ommayah hatte bereits am 23. December Granada verlassen, um in die Sierra zu flüchten, wo er mit Farax zusammentraf und hier erfuhr, dass mittlerweile

der Aufstand in den Alpujarras bereits ausgebrochen sei, in Folge von Gewaltthätigkeiten, die sich ein spanischer Officier in Ujijar gegen maurische Frauen erlaubt hatte. Aben-Ommayah ernannte nun Farax zu seinem Grossvezier und sandte ihn nach Ujijar, um von dort aus den Aufstand der östlichen Alpujarras zu organisiren, während er selbst sich in die westlichen begab. Farax entledigte sich zwar seines Auftrages, compromittirte aber gleich in den ersten Tagen die Insurrection durch ein schauerliches Blutbad, welches er ohne alle Veranlassung in Ujijar in Scene setzte, woselbst er in den Tagen vom 25. bis 29. December gegen 3000 Christen durch seine entmenschten Monfis mit kaltem Blute ermorden liess.

Die blutigen Vorgänge jenseits der Sierra Nevada öffneten endlich den spanischen Machthabern die Augen. Philipp II. befahl die augenblickliche Unterdrückung des Aufstandes und beauftragte die Generalcapitäne von Granada und Murcia, seine Befehle zu vollziehen. Das war aber leichter befohlen als gethan. Nichtsdestoweniger wusste der Marques von Mondejar, welcher über Lanjaron in die westlichen Alpujarras eindrang, so geschickt gegen Aben-Ommayah zu operiren, dass dieser sich genöthigt sah, in die Sierra zu flüchten und der grösste Theil der Bewohner der westlichen Alpujarras gegen Mitte Februar 1569 um Gnade flehend die Unterwerfung anbot. Allein der Generalcapitän von Murcia, der Marques de los Velez, verdarb durch seine und seiner Soltadeska Grausamkeit und Habsucht Alles. Die scheussliche Plünderung und Verbrennung des Dorfes Laróles bei Ujijar am 20. Februar 1569, wo der Marques die sämmtliche maurische Bevölkerung bis zum Säugling über die Klinge springen

liess, und die in der Nacht des 17. März in Granada selbst in Folge eines ein paar Nächte früher vorgekommenen kühnen Einbruchs einer berittenen Monfisschaar, welche einige Gefangene befreit hatte, anbefohlene und ausgeführte erbarmungslose Ermordung aller dort in den Kerkern schmachtenden Gefangenen reizte die kriegerischen Alpujarreños zum verzweifeltsten Widerstande. Allenthalben loderte der Aufstand von Neuem empor und beschlossen die wuthentbrannten Moriscos, entweder zu siegen oder zu sterben. Sie schaarten sich zu Tausenden im Verein mit aus Afrika herübergekommenen Türken um den geächteten Aben-Ommayah, welcher nun ein ungewöhnliches Feldherrntalent und ein unglaubliches Geschick in der Organisation des Aufstandes bewies. Vergeblich drangen neue spanische Heersäulen in die Wildnisse der Alpujarras ein; obwohl das Blut in Strömen floss, wurden die Spanier doch an allen Punkten zurückgeschlagen, so dass sich Aben-Ommayah's fanatische Schaaren bis Ende April der gesammten Alpujarras bemächtigten, mit Ausnahme weniger fester Plätze, welche der König der Moriscos belagern liess. Mittlerweile hatte König Philipp seinen nachmals so berühmt gewordenen Halbbruder, den Infant Don Juan de Austria zum Oberbefehlshaber der Truppen von Granada ernannt, mit dem Befehl, die Rebellion der Moriscos um jeden Preis niederzuwerfen. Bekanntlich gelang dies auch dem Prinzen im folgenden Jahre; anfangs und Monate lang vermochte derselbe aber nichts auszurichten, da er seiner Jugend wegen unter die Vormundschaft seines Mayordomo, Don Luis Quijada, eines greisen Dieners des verstorbenen Kaisers, gestellt war. Dieser, jederzeit blos auf die Sicherheit des jungen Prinzen bedacht,



leistete durch seine Unentschlossenheit dem thatkräftigen Aben-Ommayah und dessen kühnen Bandenführern gegenüber, der Insurrection nur Vorschub. Diese gewann bereits die Provinzen von Almeria und Malaga und Aben-Ommayah ward der Schrecken der Spanier.

Unter den Gefangenen, welche durch die erwähnte kühne Reiterschaar Mitte Februar in Granada befreit worden waren, befand sich auch der alte Jusuf. Ramon, der gerade nach Granada gekommen war, knirschte vor Wuth, als er diese Kunde vernahm. Es lag auf der Hand, dass dabei Jusuf's Sohn die Hand im Spiele gehabt habe; ja es war ihm sehr wahrscheinlich, dass der junge kühne Führer jener Monfisbande, Abdallah geheissen, mit Diego identisch sei. Eine kleine Befriedigung gewährte seinem rachedürstenden Herzen ein im März zu Granada stattfindendes Auto de fé, bei welchem auch die unglückliche Frau des Jusuf und sein schuldloses Töchterlein den Flammentod erlitten. Diese grausame Freude sollte ihm aber schon am folgenden Morgen durch eine Hiobspost versalzen werden, die auf ihn und auf alle christlichen Bewohner der westlichen Sierra Nevada einen um so grösseren Eindruck machte, je unerwarteter und unvermittelter das Ereigniss, das sie verkündete, sich vollzogen hatte. Am Morgen nach Ramon's Rückkehr von Granada kamen nämlich flüchtende Christen aus der Gegend von Guejar-Sierra nach dem Kastanienhofe, welche die kaum glaubliche Kunde brachten, dass in der vergangenen Nacht der Bandenführer Abdallah mit einer grossen Schaar von Monfis jenes fast ganz von Moriscos bewohnte Dorf überfallen, die Einwohner bewaffnet und hierauf das jenseits des Jenil auf steilem Felsen thronende, für uneinnehmbar geltende Castell

erstiegen, die spanische Besatzung theils niedergehauen, theils gefangen genommen habe und dass seit heute Morgen an Stelle der königlichen Flagge von Castilien das blutrothe, mit dem goldenen Granatapfel gezierte Banner der Könige von Granada von der Zinne des Thurmes wehe. Spätere um Mittag eintreffende Flüchtlinge bestätigten nicht allein diese Schreckenskunde, sondern wussten noch Genaueres zu erzählen. Am Morgen nach der blutigen Erstürmung der Veste hatte Abdallah sämmtliche christliche Einwohner sammt der Geistlichkeit, wie auch die im Castell gefangen genommenen spanischen Soldaten und Officiere auf dem grossen Platze vor der Kirche zusammenbringen lassen. Der Platz war an allen vier Seiten von 400 bis an die Zähne bewaffneten Monfis umstellt. Um acht Uhr verkündeten Trommelwirbel und Trompetenstösse die Ankunft des Befehlshabers. Abdallah, ein schöner junger Mann, sei in glänzender maurischer Tracht auf einem prachtvollen arabischen Rappenhengste, gefolgt von einer Anzahl ebenfalls berittener Officiere auf den Platz hereingesprengt. Eine stählerne, mit dem goldenen Halbmond gezierte Sturmhaube, von einem weissen Turban umwunden, habe sein von einem grossen schwarzen Vollbart umrahmtes Haupt bedeckt, über dem reich mit Gold gestickten blausammtenen Wams habe er einen blank polirten Brust- und Rückenharnisch getragen und an der linken Seite von der mit einer breiten rothseidenen Schärpe umwundenen Taille habe ein blitzender Alfange (maurischer Säbel) an goldener Kette herabgehängt. Abdallah habe hierauf allein mitten auf dem Platze Posto gefasst und eine Handbewegung gemacht, worauf eine Todtenstille eingetreten sei. Nun habe er mit weithin schallender Stimme eine Ansprache

erst in arabischer, dann in castilianischer Sprache an die Versammelten gehalten, zunächst die Moriscos und Monfis zu unbedingtem Gehorsam gegen seine Befehle und zu strengster Mannszucht aufgefordert, die Todesstrafe für die geringste Ausschreitung androhend, hierauf begütigend sich an die Christen gewendet, ihnen Leben und Freiheit garantirt, ihnen gestattet, wer da wolle, mit aller beweglichen Habe nach Granada auszuwandern, auch versprochen, dass ihre Häuser nicht geplündert, ihre Besitzungen nicht verheert werden sollten. Zur Geistlichkeit sich wendend habe Abdallah denselben sicheres Geleit bis gegen Granada hin versprochen, denselben auch gestattet, die Kirchengeräthe und Kirchenschätze und all' ihre Habe mitnehmen zu dürfen, endlich gelobt, dass die Kirche nicht in eine Moschee umgewandelt, sondern dem christlichen Cultus erhalten bleiben solle. Auf ein gegebenes Signal sei hierauf ein Trupp berittener Monfis auf dem Platze erschienen und habe Abdallah, sich an die Gefangenen, welche nicht gefesselt gewesen, wendend, denselben angekündigt, dass ihnen zwar kein Leid widerfahren solle, sie aber bis zu Ende des Krieges als Kriegsgefangene sich betrachten müssten und er sie demgemäss nach der Residenz seines Königs werde abführen lassen. Die berittenen Monfis hätten sofort die Gefangenen umringt und mit denselben auf dem nach Süden führenden Wege das Dorf verlassen. Hierauf sei Abdallah vom Pferde gestiegen, in die Kirche gegangen und, nachdem deren Thüre auf seinen Befehl verschlossen und versiegelt worden sei, mit seinen Officieren wieder zur Burg hinaufgestiegen. Bei der ganzen Affaire sei kein unbewaffneter Christ erschlagen und kein einziges Haus geplündert worden.

Zähneknirschend und vor Wuth zitternd schritt Ramon während dieser Mittheilungen im Wohnraume auf und nieder, während Dolores mit stolzer Befriedigung die Erzählung von der glänzenden Waffenthat und dem menschenfreundlichen und edlen Benehmen des jungen Abdallah vernommen hatte; denn sie zweifelte keinen Augenblick, dass dieser kühne Bandenführer mit ihrem geliebten Diego identisch sei.

Der kühne Handstreich Abdallah's hatte Folgen von unberechenbarer Tragweite. Binnen zwei Tagen erhob sich die ganze maurische mehrere tausend waffenfähige Männer stellende Bevölkerung des Jenilthales und der östlich davon gelegenen Thäler der Sierra Nevada und mit unglaublicher Schnelligkeit und Umsicht wusste Abdallah diese neue Insurrection zu organisiren. Guejar-Sierra wurde der Mittelpunkt des Aufstandes der Nevada-Moriscos. Von hier unterhielt Abdallah einen regen Verkehr mit den Befehlshabern der Alpujarras und mit Aben-Ommayah selbst, der ihm das vollste Vertrauen schenkte. Zugleich entsendete Abdallah Banden seiner gefürchteten Moriscos, welche raubend und plündernd in die christlichen, längs des Nordrandes der östlichen Sierra gelegenen Dörfer einbrachen, ja selbst bis an die Thore von Granada ihre Streifereien ausdehnten, überall Geld und Waffen wegnehmend und das Vieh forttreibend. Vergeblich entsendete der Generalcapitän von Granada starke Truppenabtheilungen durch das Jenilthal, welches den einzigen Zugang nach Guejar bildete, da alle Gebirgspässe durch Verhaue unzugänglich gemacht und mit starken Abtheilungen wohlbewaffneter Moriscos besetzt waren; aber selten drangen die spanischen Heersäulen über den Engpass von Pinos del Jenil hinaus, indem

sie hier von den die Berge besetzt haltenden Moriscos durch hinabgewälzte Steinblöcke und wohlgezielte Büchsenschüsse so decimirt wurden, dass sie sich zur Umkehr entschliessen mussten. Erst im December gelang es dem Infanten Don Juan de Austria, sich des Castells von Guejar zu bemächtigen. Doch davon später.

Aber nicht allein in politischer Beziehung war die Waffenthat Abdallah's von grösster Bedeutung; ihre Folgen sollten sich auch sehr bald den im westlichen Theile der Sierra Nevada wohnenden Christen fühlbar machen. Wieder stand eine reiche Ernte in Aussicht, aber es fehlte absolut an Arbeitern. Kein Morisco war aufzutreiben, denn die verhältnissmässig wenigen, welche jenen Theil der Sierra bewohnten, hatten ihre Wohnsitze verlassen, um sich den Insurgenten anzuschliessen. Selbst die gesammten in der Vega lebenden Moriscos, von denen ebenfalls Tausende in die Sierra gegangen waren, wo sie bewaffnet und in neue Bataillone geformt wurden, waren nicht zu bewegen, als Erntearbeiter bei den christlichen Bauern der Sierra in Dienst zu treten. Die christliche Bevölkerung dieser Gegend hatte panischer Schrecken ergriffen, viele Familien deshalb das Gebirge verlassen, um nach Granada oder Alhama zu flüchten. Jede Nacht fürchtete man Einfälle der Moriscos, aber, wunderbar, obwohl Guejar-Sierra vom Kastanienhofe auf geradem Wege nur sechs Stunden, vom Weidenhofe sogar blos vier Stunden entfernt ist, deutete nichts darauf hin, dass Abdallah diese Gehöfte und die weiter westlich gelegenen Cortijos und Dörfer überfallen oder beunruhigen wolle. Allabendlich konnte man von den benachbarten Bergkuppen die Wachtfeuer der mau-

rischen Vorposten jenseits und diesseits des Jenilthales erblicken, aber kein bewaffneter Morisco liess sich in der Nähe der genannten Höfe sehen. Anfang Mai begannen sich jedoch die Verhältnisse auch in diesem Theile der Sierra drohender zu gestalten. Eine Bande berittener Monfis war aus dem oberen Jenilthal durch eine seiner Seitenschluchten eines Abends bis auf die unterhalb des Dornajo sich ausbreitenden Weideplätze vorgedrungen und hatte hier zwei dem Besitzer des Weidenhofes gehörige Ziegenheerden weggetrieben und die sie beaufsichtigenden Hirten mit fortgeschleppt. Ramon, nicht ohne Grund fürchtend, dass jeden Tag das nämliche mit seinen an den Hängen des oberen Monachilthales und in den Umgebungen des Dilarthales weidenden Heerden geschehen könnte, beschloss, die Hirtenstationen für diesen Sommer aufzugeben und befahl daher den Hirtenmayorals, die erst vor zwei Wochen jene Hatos bezogen hatten, mit den sämmtlichen Heerden und Knechten nach dem Kastanienhofe herabzukommen. Er musste sich auch deshalb zu dieser Massnahme entschliessen, um Arbeitskräfte für die bevorstehende Ernte zu gewinnen. Freilich war er gezwungen, fast sämmtliche Heerden für einen Spottpreis zu verkaufen, ein schweres Opfer für den habsüchtigen und geizigen Mann. Durch die Einziehung der Hirtenstationen hatte Ramon die Zahl seiner Knechte auf 35 Mann gebracht, immerhin eine ungenügende Menge für die Bewältigung der in Aussicht stehenden Ernte. Allein auch auf diese Leute, obwohl sämmtlich Christen, war nicht zu rechnen, denn ein panischer Schrecken vor Abdallah's Schaaren hatte dieselben ergriffen. Obwohl Ramon seinen Knechten viel wohlwollender als früher begegnete und deren Löhne verdoppelte, ja verdreifachte, so verging doch fast keine



Woche, wo nicht der eine oder andere Knecht davon lief und nicht wieder kam, so dass, als die eigentliche Erntezeit herannahte, Ramon kaum über mehr als 20 Arbeiter zu verfügen hatte.

Es war Anfang des Juni. Einem glühend heissen Tage war ein milder Abend gefolgt. Die Knechte hatten eben ihre Mahlzeit eingenommen und sich hierauf theils zur Ruhe, theils auf ihre Wachposten begeben. Denn seit der Einnahme von Guejar stellte Ramon jeden Abend bewaffnete Knechte an verschiedene Punkte in den Umgebungen seines Hofes auf, um von dem Herannahen etwaiger Banden rechtzeitig benachrichtigt werden zu können. Feliciana war im Hause beschäftigt, Dolores sass am Brunnen und besserte Wäsche aus, welche in einem grossen Korbe neben ihr stand. Ramon selbst sass still und in sich versunken auf der Thür vor seinem Hause, wie geistesabwesend auf die Vega starrend, deren zerstreute Häuser von den letzten Strahlen der scheidenden Sonne mit purpurner Glut übergossen wurden. Bald erloschen diese Flammen, nur die Kuppen der drei gerade gegenüber jenseits Granada's aufragenden schwarz-violetten Kegel der Sierra de Elvira erschienen noch wie mit blutigen Diademen geschmückt. Jetzt erbleichten auch diese, nächtliche Dämmerung lagerte sich über die weite Ebene, während zahllose Sterne am ätherreinen azurblauen Himmelsgewölbe aufleuchteten. Doch nicht lange dauerte das nächtliche Dunkel, denn bald stieg der Vollmond empor, dessen Anblick jedoch durch den Wald den Bewohnern des Kastanienhofes noch entzogen wurde, und bald lag die Vega in ein schimmerndes bläuliches Lichtmeer gehüllt vor den Blicken des Bauern. Bei der grossen Klarheit der Luft konnte man am licht-

blauen nördlichen Horizont deutlich die zackigen Umrisse der Felsengebirge von Jaen erkennen. Eine feierliche, blos vom Plätschern des Baches und dem Gesang der Nachtigallen im benachbarten Garten unterbrochene Stille lagerte sich über die scheinbar so friedliche Landschaft. Da ertönten schnell hinter einander drei helle Glockenschläge vom Pinos del Jenil herauf, denen bald andere folgten. Dolores legte die Wäsche bei Seite, trat zum Vater und sank mit den Worten: „las ánimas“ betend auf die Knie. Auch Ramon stand auf, entblösste sein Haupt und faltete die Hände zum Gebete. Beide sprachen die von der Kirche Abends neun Uhr vorgeschriebenen Gebete für die Erlösung der im Fegefeuer schmachtenden Seelen, bis die Glockenschläge verstummt waren. „Buenas noches“, sagte nun Ramon, „geh' hinein und zünde die Lampe an“. Er wandte sich selbst der Thür zu und Dolores wollte seinem Beispiel folgen, hatte aber noch einen Blick auf die schimmernde Landschaft geworfen. „Vater“, rief sie plötzlich, „da kommt ein Mönch auf dem Wege von Monachil her und gerade auf unseren Hof zu. Er scheint sehr müde zu sein.“ Ramon wandte sich um und sah in der That durch die nächtliche Dämmerung eine hohe schwarze Mönchsgestalt gebückt an einem langen Stabe langsam dem Hofe zuwanken. Theilnahmsvoll ging er dem Mönche bis an das Hofthor entgegen. „Gelobt sei Jesus Christus“, ertönte eine dumpfe Bassstimme. „In Ewigkeit, Amen! Tretet herein, ehrwürdiger Vater, erquickt Euch bei mir mit Speise und Trank und ruhet Euch aus unter meinem Dache. Ihr scheint sehr müde zu sein.“ Der Mönch blieb stehen, richtete sich an seinem Stabe mühsam in die Höhe, schöpfte tief keuchend Athem und er-

widerte dann mit schwacher, zitternder Stimme: »Wohl, edler Herr, bin ich müde. Ich wollte eigentlich noch höher hinauf in das Gebirge, aber meine alten Füsse wollen mich nicht mehr weiter tragen. Ich bitte um einen Trunk frischen Wassers und um ein paar Stunden Rast unter Eurem gastlichen Dache.« — »Mein Haus steht zu Eurer Verfügung, ehrwürdiger Vater; es wird mir eine grosse Ehre sein, einen Mann Gottes unter meinem Dache zu beherbergen. Kommt und folgt mir in's Haus.« Ramon schritt voraus, der Mönch folgte langsamen Schrittes. Als er aber bei dem Brunnen vorüberschritt, wo Dolores neugierig forschend stand und sein Blick auf die glitzernde Wasserfläche fiel, blieb er wieder stehen und sprach zu dem Mädchen gewendet: »Welch' herrliches Wasser! O Jungfrau, gebt mir einen Trunk davon!« Dolores beeilte sich, ein Trinkgefäss zu holen, während Ramon in das Haus trat um seiner Tante zu befehlen, sofort ein Abendessen zu rüsten. Es war gut, dass der Bauer dem Brunnen den Rücken kehrte, sonst würde er ohne Zweifel bemerkt haben, wie seine Tochter zusammenfuhr, als sie dem Mönch den Trinkbecher reichte und ihre Augen den seinigen begegneten. Eben trat ihr Vater wieder aus der Thür und hörte wie der Mönch zu Dolores sprach: »Habe Dank, liebe Tochter, Du hast mich erquickt! Die heilige Jungfrau segne Dich dafür.« — Hierauf betrat der Mönch das Wohnhaus, wo, wie in allen andalusischen Cortijos, der Küchenraum, in den man unmittelbar durch die Hausthüre tritt, zugleich als Wohn- und Familienzimmer diente. Die messingene, vierschnäblige Oellampe, deren vier Dochte alle angezündet waren, verbreitete ein helles Licht durch den ganzen Raum. Neben dem Herde, wo Feliciana mit

der Bereitung des Abendessens für den späten Gast beschäftigt war, stand ein niedriger Tisch, mit blendend weissem Linnentuch bedeckt; darauf befanden sich zwei Teller mit Messer und Gabel und neben jedem ein kunstvoll gearbeiteter Becher von getriebenem Silber. Ramon rückte zwei der niedrigen, mit Espartogeflecht bedeckten Lehnsessel an den Tisch und bedeutete seinem Gast, es sich bequem zu machen. Dieser liess sich wie kraftlos auf den einen Sessel nieder und schob nun die bisher über den Kopf gezogene Kapuze zurück.

Erst jetzt sahen die Bewohner des Hofes, wer ihr Gast war. Ramon hatte draussen im nächtlichen Dunkel gemeint, er sei ein Franciskaner aus La Zúbia; jetzt aber sah er, dass er einen steinalten Kapuziner vor sich habe. Der fast ganz kahle Schädel war von einem spärlichen Kranz weisser Locken umgeben, das braune, runzlige Gesicht dagegen von einem grossen, wohlgepflegten, schneeweissen Bart umrahmt, welcher bis über die Mitte der Brust auf die schwarze, weite Mönchskutte, die von einer weissen Geisselschnur zusammengehalten wurde, herabwallte und dem Greise ein ungemein ehrwürdiges Ansehen verlieh. Seltsam contrastirten mit diesem weissen Bart die tief unter buschigen weissen Brauen liegenden schwarzen Augen, in denen ein fast jugendliches Feuer glühte. Die nackten braunen Füsse steckten in rohen, aus Esparto geflochtenen Sandalen. Mittlerweile hatte Feliciana das aus grossen in Oel gebratenen Schinkenschnitten und mit Knoblauch gewürzten Spiegeleiern bestehende Abendbrod auf den Tisch gestellt, während Dolores einen Teller voll des weissesten Weizenbrodes und eine kunstvoll durchbrochene silberne Schale mit frisch

gepflückten „Brebas“ (Frühfeigen) nebst einem Krug frischen Wassers und einer weitbauchigen Krystallflasche voll edlen Weines herbeitrug. „Nun, langt zu, ehrwürdiger Vater,“ sprach Ramon, sich auf dem anderen Sessel niederlassend, „und lasst es Euch schmecken; ich meine, Ihr werdet Hunger haben.“ — „Ihr habt Recht, edler Herr, Gott segne Euch für dieses Abendbrod.“ Mit diesen Worten faltete der Greis die Hände und murmelte ein lateinisches Gebet, worauf er dem Beispiel seines Wirthes folgend tüchtig zulangte und bald einen Appetit entwickelte, der Ramon mit sichtlicher Befriedigung erfüllte. Auch dem Weine sprach der fromme Mönch weidlich zu und mehrmals musste Dolores seinen silbernen Becher bis zum Rande füllen. „Ist das Mädchen Euer einziges Kind?“ — „Ja wohl, ehrwürdiger Vater, mein einziges Kind und meine Erbin.“ Der Mönch erhob den frisch gefüllten Becher und sprach: „Gott erhalte Euch, Eure Tochter und segne ihre frommen Augen! Möget Ihr viel Freude an ihr erleben und sie immer eingedenk bleiben des schönen Spruches, dass des Vaters Segen den Kindern Häuser baut“. — „Amen!“ sagte gerührt Ramon, stiess mit dem Mönche an, und beide leerten ihren Becher mit einem Zuge bis zur Neige. Dolores aber schlug erröthend die Augen nieder, als bei jenem Trinkspruch der Mönch seine feurigen Blicke auf sie heftete.

Nachdem das Essen beendet war, hub Ramon an: „Verzeiht, ehrwürdiger Vater, wenn ich Euch frage, was Euch in diesen bösen Zeitläuften in unsere Gegend führt?“ — „Wie Ihr seht, lieber Herr,“ entgegnete der Mönch, „bin ich Kapuziner. Ich komme von Alhama, wo, wie Ihr wisst, ein Haus unseres Ordens sich be-

findet.“ Ramon nickte bestätigend mit dem Kopfe. „Unser hochwürdiger Prior, fuhr der Greis fort, hat mich mit einer Botschaft an die Frau des Weidenhofbesitzers geschickt, welche, wie Euch wohl auch bekannt sein wird, da dieser Hof hier herum liegen muss, eine Nichte des hochwürdigen Herrn ist.“ Abermals nickte der Bauer bejahend. „Aber wie kommt es,“ fiel er ein, „dass, wenn Ihr nach dem Weidenhof wolltet, Ihr zu mir nach dem Kastanienhofe gekommen seid? Seid Ihr das erste Mal in dieser Gegend?“ — „Wohl, lieber Herr; noch niemals hat mein Fuss die Sierra Nevada betreten. Heute früh bin ich von Cacin, wo ich bei dem hochwürdigen Pfarrer die Nacht zugebracht hatte, aufgebrochen und schon war die Sonne untergegangen, als ich nach dem Dorfe Monachil gelangte. Da keine Zeit mehr war, um den hochwürdigen Pfarrer aufzusuchen, bei dem ich ja hätte bleiben können, und mir die Leute sagten, der Cortijo de las mimbres sei blos noch zwei kurze Wegstunden entfernt, so machte ich mich wieder auf die Füsse, verfehlte aber hinter dem Dorfe in der Dunkelheit den rechten Weg, indem ich links, statt rechts ging und so bin ich zu Euch hinaufgekommen!“ — „Ja, da ist es erklärlich,“ entgegnete Ramon lächelnd. „Nun, ich glaube, Ihr werdet es nicht bereuen, in meinen Hof gekommen zu sein, denn, mich deucht,“ fügte er hochmüthig hinzu, — „ein solches Abendessen und eine solche Lagerstatt würdet Ihr im Weidenhofe nicht gefunden haben. Aber, darf ich wissen, welche Botschaft Ihr der Señora Juana bringen sollt?“ — „Auch das dürft Ihr erfahren,“ versetzte der Mönch. „Der hochwürdige Prior lässt ihr sagen, sie solle eilends mit all' ihrer beweglichen Habe und allem baaren Gelde nach

Alhama kommen, wo möglich gleich morgen in meiner Begleitung, da, wie er vernommen, diese Gegend durch die Monfis des vermaledeiten Abdallah (verflucht sei seine ketzerische Seele!) unsicher gemacht werde." — „Da hat der hochwürdige Prior sehr recht; ich selbst habe schon längst der Frau meines Nachbarn denselben Rath ertheilt." — „Und was hört man von Guejar-Sierra und von Abdallah?" fragte der Mönch. „Verflucht sei dieser Schandbube, der mich um Ehre und Gut gebracht," brauste Ramon auf, während Dolores sich rasch in den dunkelsten Winkel des Gemaches zurückzog; — „bekäme ich ihn oder seinen zum Tode verurtheilten Vater in meine Gewalt, so wahr Gott lebt, ich würde beide mit meinen eigenen Händen erwürgen!" — „Kennt Ihr ihn denn?" fragte der Mönch aufmerksam. „Ob ich ihn kenne," entgegnete Ramon mit einem tiefen Seufzer; „der Beschreibung seiner Person und seinem kecken Auftreten nach kann dieser Bandenführer kein anderer sein, als ein Morisco, welcher im vorigen Jahr während der Ernte sechs Wochen lang bei mir im Dienste gestanden und sich mit seinem Taufnamen Diego nannte. O, es ist zum Rasendwerden!" — „Glaub's gerne," erwiderte sanft der Mönch, „doch der Herr spricht: Die Rache ist mein, ich will vergelten! Auch Abdallah's Tage werden gezählt sein und wird er der ewigen Verdammniss verfallen, wenn die Schale seiner Missethaten voll sein wird!" — „Amen," sprach der Bauer, „das walte Gott!" — Der Mönch versank eine Weile in tiefes Sinnen, zog hierauf ein lateinisches Gebetbuch aus der Tasche seiner Kutte und begann mit leiser Stimme Gebete zu murmeln, wobei ihm wiederholt die Augen vor Müdigkeit zufielen. Auf einen Wink

Ramon's bereiteten Feliciana und Dolores auf der breiten Bank neben dem Herde ein bequemes Lager aus Fellen und wollenen Decken, worüber sie einen weissen Laken breiteten und dann ein reinliches, weissüberzogenes, mit roher Baumwolle gestopftes Kopfkissen darauflegten. „Ihr seid müde, ehrwürdiger Vater, begebt Euch zur Ruhe. Dieser Raum ist am kühlsten, wir wollen Euch nicht stören. Nur mag meine Tochter in Eurer Nähe bleiben, um Euch morgen früh, da Ihr zeitig aufbrechen wollt, einen Imbiss zu bereiten.“ — Dank murmelnd erhob sich der Greis, kniete am Lager nochmals nieder, betete, bekreuzigte sich und streckte sich dann, die Kapuze über den Kopf ziehend, auf das weiche Lager nieder, wo er sogleich in einen tiefen Schlaf versank. „Der arme alte Mann, wie müde mag er sein“, sagte mitleidig Feliciana, die sich bisher ganz schweigsam verhalten hatte. „Glaub's wohl,“ erwiderte Ramon, „von Cacin bis hierher ist ein sehr starker Tagemarsch, der einen jungen Mann ermüden kann, geschweige denn einen 70—80jährigen Greis.“ Geräuschlos räumten die Frauen den Tisch ab. Dolores löschte die Flammen der Lampe bis auf eine und stellte die Lampe so, dass der auf der einen Seite angebrachte Messingschirm seinen Schatten auf die Lagerstatt des Mönches werfen musste, worauf sie noch einen Krug mit frischem Wasser auf den Tisch stellte und hierauf den Wohnraum verliess, um sich in dem gegenüberliegenden Gemach, dessen Thür sie offen liess, ein Lager zurecht zu machen, während ihr Vater und ihre Grosstante, ihr eine gute Nacht wünschend, die Treppe hinauf stiegen, um sich in ihre Schlafgemächer zu begeben.

Aber Dolores vermochte nicht zu schlafen. Eine



unnennbare Unruhe schnürte ihr das Herz zusammen und benahm ihr fast den Athem. Mehrmals schlich sie an das Lager des Mönches, sich leise über ihn beugend; der Greis lag mit fest geschlossenen Augen regungslos da, nur seine breite Brust hob und senkte sich in regelmässigen Athemzügen. Dolores trat an die offenstehende Thür, durch welche die kühle Nachtluft hereinfächelte und starrte hinaus in die mondbeleuchtete Landschaft. Mittlerweile war der Mond über den Wald emporgestiegen und verbreitete auch über den Kastanienhof und seine Gärten einen taghellen Schimmer. „Nein, es kann nicht sein, es ist nicht möglich! murmelte das Mädchen, — und dennoch, was für Augen!“ Wieder blickte sie in die Nacht hinaus, deren Stille blos von dem Rauschen des Baches, von dem Gesang der Nachtigallen und in gemessenen Zwischenräumen von den dumpf heraufttönenden Glockenschlägen der Campana la vela unterbrochen wurde. An ihrer Zahl erkannte Dolores, dass es zwischen elf und zwölf Uhr sei. Sie schloss die Thür, damit keine Zugluft den schlafenden Mönch treffen möge und setzte sich auf die Bank am Tische neben die Lampe. Es wurde ihr aber so heiss in dem Gemache, dass sie wieder aufstand und ein Fenster öffnete, durch welches der süsse Duft des Gaisblattes und Jasmins, welche Gewächse an dieser Seite das Haus von aussen in üppigen Guirlanden überrankten, hereinströmte. Wieder blickte sie auf die friedliche Mondscheinlandschaft hinaus. Da verkündete die Seigerschelle von Pinos die Mitternachtsstunde. Mit dem Glockenschlag zwölf fuhr der Mönch plötzlich in die Höhe; Dolores aber, welche am Fenster stehend hinausblickte, hatte dies nicht bemerkt. „Dolores!“ rief jetzt eine ganz andere, ihr

wohlbekannte Stimme. Wie von einer Natter gestochen drehte sich das Mädchen am ganzen Körper zitternd um; der Mönch stand hochaufgerichtet vor ihr und hatte den Schirm von der Lampe entfernt, so dass der volle Lichtschein ihn beleuchten musste. „Dolores, kennst Du mich nicht?“ ertönte abermals dieselbe Stimme. An allen Gliedern bebend, vermochte das Mädchen keinen Laut von sich zu geben. Da riss der Mönch mit der linken Hand an seinem langen Bart, die kunstvolle täuschende Maske glitt vom Haupte und enthüllte ein jugendliches, von einem glänzendschwarzen Vollbart umrahmtes Gesicht. Der Pseudomönch lüftete hierauf die Geiselschnur: die schwarze Kutte sank zu Boden und vor den erstaunten Augen des Mädchens stand ein schlanker junger Mann in prachtvollem maurischen Costüm, an der linken Seite der von einer breiten rothseidenen Schärpe, worin der gekrümmte maurische Dolch steckte, umwundenen Taille einen blitzenden Alfange tragend. Die reiche Goldstickerei an den Achselstücken seiner blausammtnen Jacke kennzeichnete ihn als einen hohen Officier Aben-Ommayah's. Ja, das war der schöne maurische Prinz, den Dolores im vergangenen Jahre, als Diego auf dem Kastanienhofe weilte, so oft im Traume gesehen hatte! Mit einem jubelnden: „Diego, mein Diego!“ warf sich das Mädchen in leidenschaftlicher Gluth an die Brust des schönen Morisco, welcher sie zärtlich in seine Arme schloss und ihre Wangen und Lippen mit glühenden Küssen bedeckte. „Aber, welche Verwegenheit!“ sagte nun Dolores mit sanftem Vorwurf, „Dich allein in das Haus Deines Todfeindes zu wagen!“ — „Unter dieser Maske,“ entgegnete Diego lächelnd, auf das am Boden liegende Mönchsgewand deutend, „vermuthet



selbst eine Feliciana keinen Morisco!« — »Ach, wie schön, wie prächtig Du ausschaust,« rief Dolores in kindlicher Freude, die kleinen Hände bewundernd zusammenschlagend, so solltest Du Dich immer tragen! Aber sprich, »ich beschwöre Dich, bist Du jener kühne Abdallah, der Guejar erstürmt hat?« — »Ich bin es, aber nichtsdestoweniger bin ich Christ geblieben und will auch fernerhin ein solcher bleiben. Nur meiner Stammesgenossen wegen habe ich meinen ursprünglichen arabischen Namen wieder angenommen und maurische Kleidung angelegt. Ach, könnte ich sie bald wieder mit der spanischen vertauschen und Dich, Geliebte meiner Seele, als meine Gattin heimführen!« — »Ich danke Dir für Deine Liebe und Treue,« versetzte das Mädchen, tief aufathmend, als ob eine Centnerlast von ihrem Herzen genommen, »ich wusste ja, dass mein Diego keiner Schandthat fähig sei!« — „Aber, Geliebte,“ warf Diego ein und zog das Mädchen enger an seine Brust, »wir haben keine Zeit zu verlieren. Ich bin nicht blos deshalb gekommen, um Dich nach langer Zeit einmal zu sehen und zu sprechen, sondern um Dich zu entführen. In geringer Entfernung harrt ein Trupp mir treu ergebener berittener Monfis. Wir haben einen Zelter für Dich mitgebracht. Noch vor Tagesanbruch können wir in Guejar sein, von wo ich Dich, wenn Du es wünschest, unter sicherem Geleit entweder nach Laujar an den Hof unseres Königs, oder zu entfernten Verwandten in einem der höchsten Alpujarrasdörfer, wohin noch kein spanischer Soldat gedrungen ist, noch ferner dringen wird, bringen lassen werde.« — Schwer athmend hatte Dolores die Rede ihres Geliebten angehört. Als er geendet, sagte sie sanft: »Nein, mein Diego, das geht nicht, mit Dir zu

entfliehen verbietet mir meine Kindespflicht. Hast Du doch selbst gestern Abend zu mir gesagt, ich solle eine gute Tochter bleiben und eingedenk des Bibelspruches, dass des Vaters Segen den Kindern Häuser baue! Ich vertraue fest auf Deine Liebe und Treue, verspreche Dir auch, niemals einem andern Manne angehören zu wollen, aber meinen Vater kann, darf ich nicht verlassen. Ich sehe voraus, dass binnen Kurzem alle unsere Knechte und Mägde diesen Hof verlassen haben werden. Dann steht der Vater ganz allein und hat Niemand auf der weiten Welt, als sein einziges Kind!« — Laut schluchzend verbarg das Mädchen ihr Haupt an der Brust des Geliebten und schwere Thränen rollten über ihre Wangen hinab. „So bleibe,« sprach Diego nach einer Pause, »ich sehe ein, dass Du nicht anders handeln kannst und ehre und liebe Dich deshalb nur noch mehr. Aber sprich, ist es wahr, dass Dein Vater Dich verheiraten will?« — Dolores nickte tief seufzend mit dem Kopfe. »Mit wem?« forschte der Morisco weiter. »Mit dem Erben des Weidenhofes; noch vor der Kastanienernte soll die Hochzeit sein.« — »Das werde ich zu verhindern wissen,« warf Diego trotzig ein; »auch wenn Dein Vater Dich wo anders hinbringen lassen wollte, werde ich seine Pläne durchkreuzen, denn ich werde durch meine Kundschafter von Allem unterrichtet, was auf diesen Höfen vorgeht.« — »O, Diego, ich beschwöre Dich, nur kein Blutvergiessen.« — »Sei ruhig, Mädchen meiner Seele; ich gebe Dir mein ritterliches Ehrenwort, dass weder Deinem Vater noch den Bewohnern des Weidenhofes ein Haar gekrümmt werden soll. Zwar hätte ich das vollste Recht,« fügte der Morisco finster hinzu, »mit Deinem Vater strenge Abrechnung zu halten. Hat er



doch — seine Stimme zitterte vor tiefem Schmerz und aufwallendem Zorne — meine arme Mutter und mein schuldloses Schwesterchen dem grausamen Flammentod, meinen alten Vater der Folter überantwortet, mich selbst in die Verzweiflung gejagt und zum Rebellen gemacht! Aber Deinetwegen, meine süsse Braut, sei ihm vergeben; ich will nicht, dass ein Tropfen Bluts zwischen mir und meiner reinen Dolores liege!« — »Und wo befindet sich Dein Vater?« — »Bei mir in Sicherheit, denn ich selbst war der Bandenführer, welcher in der Nacht des 15. Februar mit blos fünfzig Monfis nach Granada hineinsprengte und die Kerker der Audiencia erbrach.“ — »Und glaubst Du an den Sieg Eurer Sache?« fragte Dolores zögernd. Achselzuckend erwiderte Diego: »Wenn die afrikanischen Fürsten und der Grosssultan ihre Schuldigkeit thun, dann wohl; wenn nicht — nun, so wird das maurische Volk zu sterben wissen! Doch nun lebe wohl, meine Dolores, gute Nacht!« — Der Morisco griff nach dem Mönchsgewand, Dolores stürzte aber an seine Brust und bat ihn schmeichelnd, doch noch bei ihr zu bleiben, es sei ihr so angst, im ganzen Hause schliefen Alle, Niemand habe eine Ahnung, wer bei ihr sei; es wäre ihr, als müsse diese Zusammenkunft die letzte sein, als solle sie ihn nie, niemals wiedersehen! — »Du hast Recht, liebes Herz, sagte Diego nach einigem Zögern, ich bleibe. Meine Monfis haben Ordre, bis gegen Sonnenaufgang zu warten und erst dann, wenn ich bis dahin nicht zurückgekehrt sein sollte, den Kastanienhof zu besetzen. Es ist erst gegen ein Uhr. Wir können noch zwei Stunden beisammen bleiben.“ Und der Morisco zog das Mädchen, welches zärtlich seinen Arm um seinen Nacken schlang, enger an seine

Brust und das Gespräch verlor sich in ein leises Liebesgeflüster. Zum Fenster aber fluthete das Arom des Gaisblatts und Jasmins herein und draussen in den Myrtenbüschen des Gartens sangen die Nachtigallen ihre süssesten Lieder! — — —

Schon graute der Tag, als Diego, in sein schützendes Mönchsgewand gehüllt, den Kastanienhof verliess und den Weg nach dem Weidenhofe einschlug. An der Thüre stehend schaute ihm Dolores mit glühenden Wangen und hochwogendem Busen nach, bis seine hohe dunkle Gestalt im Schatten des Waldes verschwunden war. Dann kehrte sie in das Haus zurück, sank auf ihre Knie und betete lange, worauf sie sich auf ihr Lager streckte, denn es überkam sie plötzlich eine grosse Müdigkeit, und rasch in einen festen traumlosen Schlaf versank. So fand sie ihr Vater, als dieser um fünf Uhr in die Hausflur trat, um nach den Knechten zu sehen. Erschrocken fuhr sie in die Höhe und sprach „Verzeihe, Vater, dass ich so lange geschlafen, ich war so müde!“ — „Glaub's wohl, bleib' nur liegen, wo ist der Mönch?“ — „Er hat schon vor zwei Stunden das Haus verlassen, weil er zeitig im Weidenhof sein wollte. Er lässt Euch für die bewiesene Gastfreiheit herzlich danken. Sieh' nur, was er mir geschenkt hat.“ Und damit zeigte sie dem Vater einige kleine vergoldete Heiligenbilder mit frommen Sprüchen, wie dergleichen umherwandernde Mönche bei sich zu führen pflegen. „Es ist gut,“ sagte Ramon, zufrieden lächelnd, „ich freue mich, dass Du so heiter bist. O, es ist immer gut, einen Mann Gottes in seinem Hause zu beherbergen. Vergiss nicht die Worte, die er gestern Abend an Dich gerichtet hat.“ — Purpurgluth übergoss bei dieser Rede die bleichen Wangen der schönen Dolores.



Sie eilte hinaus an den Brunnen, um sich Gesicht, Hände und Arme in dem frischen Wasser zu kühlen, worauf sie heiter und ruhig an ihre gewohnte Arbeit ging.

Am Nachmittage desselben Tages kam der Weidenhofwirth mit seinem Sohn in den Kastanienhof herab. Er erzählte, dass der Kapuziner am frühen Morgen bei ihm gewesen und die Botschaft seines Priors an seine Frau ausgerichtet, diese aber sich nicht sofort zur Abreise entschlossen habe, sondern erst in etwa acht Tagen der Einladung ihres Onkels Folge zu leisten, vorher aber noch selbst den Kastanienhof zu besuchen gedenke. Nach kurzem Aufenthalt und Einnahme eines Morgenimbisses habe sich sodann der Mönch verabschiedet und den Weg nach Monachil eingeschlagen. Der Nachmittag verging nun unter weitläufigen Auseinandersetzungen der beiden Bauern wegen der Vermählung ihrer Kinder, welche auf den September festgesetzt wurde, bis wohin man hoffen durfte, dass der Aufstand der Moriscos wenigstens an der Nordseite der Sierra Nevada gedämpft sein werde. Auch Feliciana nahm an diesen Berathungen lebhaften Antheil, während Dolores, welcher Mateo, ein hoch aufgeschossener, bartloser, etwa 20-jähriger Bursch von sehr linkischem Benehmen, seine plumpen Huldigungen darzubringen vergeblich sich abmühte, sich vollkommen theilnahmlos verhielt und auf alle Fragen, ob ihr das oder jenes so recht sei, blos wiederholt bemerkte: „Es ist alles so gut!" Ramon und Feliciana lächelten zufrieden, in der Meinung, das Mädchen habe sich nunmehr in ihr Schicksal ergeben und denke nicht mehr an Diego.

Am fünften Tage nach dieser Unterredung sass Ramon spät Abends, noch in der Mitternachtsstunde,

allein bei der Lampe an dem schweren eichenen Tische des Wohnraumes, in alten Pergamenten, Rechnungen, Briefen und andern Schriftstücken lesend, welche er einer vor ihm geöffnet stehenden eisernen Schatulle entnommen hatte. Alle Bewohner, mit Ausnahme der Wache haltenden Knechte schliefen; es herrschte tiefe Stille im ganzen Hofe. Da, gegen Mitternacht, trat auf einmal einer der auf Posten gestandenen Knechte sehr erregt in das Gemach und meldete dem Bauer, dass ein Feuerschein am Himmel bemerkbar sei und der Richtung nach zu schliessen der Weidenhof in Flammen stehen müsse. „Da sei Gott vor!“ rief Ramon, erschrocken aufspringend und die Papiere zusammenraffend und in die Schatulle legend, die er rasch verschloss — „das wäre ein entsetzliches Unglück!“ Er griff nach seinem Hut, eilte in den Hof hinaus und bestieg einen niedrigen, gegenüber liegenden Felsen. Richtig, der ganze südliche Himmel war von einer Feuersbrunst geröthet und über den dunkeln Kastanienwald, der den südwärts sich hinanziehenden Abhang bedeckte, sprühten dann und wann hohe Feuergarben zu dem sternenklaren Himmel empor. Es war kein Zweifel, der Weidenhof brannte. Rasch weckte der Bauer seine Tante, bedeutete diese, Dolores ruhig schlafen zu lassen, berief hierauf durch ein schon längst verabredetes Signal seine Knechte und vertheilte achtzehn derselben gut bewaffnet an verschiedene Punkte zum Schutze des Gehöftes, befehlend, dass in den Hof zwei mit Frauensätteln versehene Maulthiere und mehrere gesattelte Pferde gebracht werden sollten und verliess sodann mit zwei bewaffneten Knechten den Hof, um sich nach dem Cortijo de las mimbres zu begeben. Als sie nach einstündigem Emporsteigen durch den



dunkeln Wald die öde Hochebene el Puche erreicht hatten, von welcher der Weidenhof noch eine kleine Stunde weiter entfernt liegt, erblickten sie bald das in vollen Flammen stehende Gehöft. Eben stürzte der Schornstein zusammen, als sie zur Brandstätte gelangten; eine riesige Feuergarbe stieg empor und warf grelle Schlaglichter auf die Schneefelder des Hochgebirges, welches sich hier in imponirender Grossartigkeit entrollt. Von den Gebäuden waren blos noch die Umfassungsmauern übrig, alles Andere ein glühender Schutt- und Kohlenhaufen, aus welchem ab und zu eine klafterhohe Lohe emporzuckte. Ringsherum war Alles wie ausgestorben, keine Spur von den Bewohnern des Weidenhofes zu sehen. Eben wollten sie sich zur Rückkehr anschicken, als ein Mann hinter einem Busche auftauchte und auf sie zukam. Ramon riss seine Büchse an die Backe empor, der Mann rief aber: „Gnade, Herr, schiesst nicht, ich bin ein guter Christ und ein Knecht des Weidenhofes!“ — „So erzähle, was ist hier geschehen?“

„Es mochte elf Uhr sein,“ hub der noch an allen Gliedern zitternde Knecht an, „Alles lag in ruhigem Schlafe, nur ich hielt auf Befehl meines Herrn im Wohngemach beim Schein einer Laterne Wache. Da vernahm ich ein eigenthümliches Geräusch, fast wie von Pferden mit unbeschlagenen Hufen. Gleichzeitig schlugen mehrere draussen vor dem Hofe liegende Wolfshunde an, verstummten aber bald wieder. Ich sah zum Fenster hinaus in den Hof; es war Alles ruhig. Aber kaum waren weitere fünf Minuten verstrichen, als sich dasselbe Geräusch, diesmal scheinbar im Hofe selbst vernehmen liess und gleichzeitig wurde heftig an die Hausthür geschlagen und eine befehlende

Bassstimme heischte sofortigen Einlass. Ich weckte sogleich meinen Herrn und dessen Sohn; beide kamen schlaftrunken in den Wohnraum, als eben zum zweiten Male, diesmal noch heftiger, gepocht und von derselben Stimme die Oeffnung der Thür verlangt wurde. Ich schob nun den Riegel zurück. Jesus Maria! was erblickten meine Augen. Ein hochgewachsener Mann, vom Kopf bis zu den Füssen in einen weissen Burnus gehüllt, einen entblössten Alfange in der Rechten haltend, trat in das Haus, gefolgt von zwei fackeltragenden, bis an die Zähne bewaffneten Monfis. Ich wollte hinaus. „Bleib, herrschte mich der Führer an, wenn Dir Dein Leben lieb ist, und wecke sämmtliche Knechte und Mägde!“ Ich gehorchte, sah nur noch, wie der Räuber seinen Burnus fallen liess und erkannte nun in ihm den gefürchteten Abdallah. Feuerschein schlug an die Fenster des obern Stockwerkes, wo die Bäuerin und die Mägde schliefen, und ich sah nun, dass das ganze Gehöft von einer grossen Schaar berittener Monfis umstellt war, von denen einige Fackeln trugen, und dass an ein Entkommen nicht zu denken sei. Laut jammernd gingen die Bäuerin und die Mägde hinab, während die Knechte fluchend folgten. Jeder Widerstand war vergeblich. Abdallah befahl nun, die Knechte zu binden und in den Hofraum zu bringen. Was unterdessen im Hause geschehen sein mag, weiss ich nicht. Genug, nach etwa einer Viertelstunde trat Abdallah aus der Thür, gefolgt von dem Bauer und dessen Sohn, denen beiden die Hände auf dem Rücken gefesselt waren. Dann folgten die Bäuerin mit den fünf Mägden. Im Hofe waren unterdessen drei gesattelte Maulthiere, von denen das eine einen Frauensattel trug, vorgeführt worden. Auf diese wurden mein Herr,

sein Sohn und die Bäuerin hinaufgehoben und fest an den Sätteln angebunden. Dahinter mussten die Knechte und Mägde sich in einen Zug ordnen, welcher sofort von zwanzig Monfis umgeben und in der Richtung nach Guejar escortirt wurde. Abdallah bestieg hierauf sein Pferd, mir beim Fortsprengen zurufend: „Du bleibst hier, damit Du erzählen kannst, was geschehen ist!“ Nachdem die zurückgebliebenen Monfis noch alle Pferde und Maulthiere aus den Ställen gezogen und das gesammte Vieh nebst den Wolfshunden, von denen zwei erstochen worden waren, zusammengetrieben hatten, verliessen auch sie den Hof, in derselben Richtung ihrem Gebieter nacheilend und das Vieh vor sich hertreibend. Kaum waren sie fort, als die zwei Monfis, welche mit Abdallah in's Haus getreten waren, aber ohne Fackeln, wieder herauskamen und ohne mich zu beachten, ihre bereit stehenden Pferde bestiegen und ebenfalls davonsprengten. Eben wollte ich in das Haus gehen, als dessen obere Fenster von einem hellen Feuerschein erleuchtet wurden und gleich darauf brachen die Flammen züngelnd heraus. Die beiden Monfis hatten offenbar das Haus in Brand gesteckt. Das Uebrige wisst Ihr, Herr, selbst!“

Während dieses Berichtes hatte Ramon, auf seine Büchse gestützt, sich schweigend verhalten. Jetzt aber fuhr er mit einem fürchterlichen Fluche in die Höhe. „Wieder eine Grossthat dieses Abdallah! Der verfluchte Bube macht alle meine Pläne zu Schanden. O, dass ich ihn oder seinen Vater in meine Hände bekäme; mit Wollust wollte ich sie erwürgen!“

Es war schon heller Morgen, als die vier Männer nach dem Kastanienhof zurückkehrten. Dolores war aufgestanden und hatte bereits erfahren, was in der

Nacht geschehen sei. Dicke Thränen rollten über ihre bleichen Wangen, sie befand sich in einer furchtbaren Angst und Aufregung. Ohne sie eines Blickes zu würdigen, setzte sich Ramon zum Morgenimbiss an den Tisch, den mitgebrachten Knecht auffordernd, nochmals zu erzählen, was sich im Weidenhof zugetragen. Mit angstvoller Spannung lauschte Dolores den Worten des Erzählers; als sie aber vernahm, dass den Bewohnern des Weidenhofes kein Leid geschehen, sondern nur Menschen und Vieh als Gefangene nach Guejar abgeführt worden seien, da jubelte ihr Herz im Busen und sie sprach still zu sich selber: »Mein Diego hat Wort gehalten. Es soll kein Tropfen Blutes zwischen ihm und mir liegen!«

4.

Der Juni war zu Ende und noch immer vermochten die spanischen Truppen nichts gegen Guejar-Sierra auszurichten, während Aben-Ommayah in den Alpujarras seine Herrschaft mehr und mehr befestigte und die Spanier in hundert Gefechten an den Grenzen seines Gebietes blutig heimzahlte. Da entledigte Don Juan de Austria sich der unbequemen Vormundschaft seines Majordomo, stellte sich an die Spitze einer starken, mit Geschützen versehenen Heeressäule und drang durch das Jenilthal gegen Guejar vor, jeden Widerstand niederwerfend. Bei den steilen felsigen Höhen, welche unmittelbar vor Guejar am Wege nach Granada sich erheben, das Jenilthal fast ganz und gar versperrend, und auf denen Abdallah Verschanzungen errichtet und dieselben mit einigen Kanonen des Castells armirt hatte, kam es zu einem erbitterten Kampfe.

Aber obwohl die Moriscos unter Abdallah's Führung wie die Löwen fochten und drei Angriffe der Spanier mit grossen Verlusten derselben nacheinander zurückschlugen, vermochten sie doch der Uebermacht der königlichen Truppen und der Taktik Don Juan's auf die Länge nicht zu widerstehen. Nach mehrstündigem, überaus blutigem Gefecht erstürmten die Spanier unter des Infanten persönlicher Führung die so hartnäckig vertheidigten Höhen und zwangen die Moriscos zur Flucht. Abdallah entkam mit 200 Monfis, mit denen er sich in das unzugängliche Castell rettete, während die übrigen Moriscos um Gnade flehend die Waffen streckten. Don Juan schenkte ihnen das Leben und besetzte mit seinen Truppen das Dorf und alle umliegenden strategisch wichtigen Punkte. Er liess hierauf Abdallah auffordern, die Veste zu übergeben, verlangte aber Unterwerfung auf Gnade und Ungnade. Abdallah verweigerte die Uebergabe und liess dem Prinzen melden, er und seine Monfis seien bereit zu sterben, von einer Unterwerfung könne aber keine Rede sein. Da gebot Don Juan die Burg zu stürmen, aber alle während einer Woche wiederholt unternommenen Stürme wurden blutig zurückgeschlagen. Und während die Belagerten dabei fast keinen Mann verloren, kostete jeder Sturm dem Prinzen Hunderte von Soldaten, welche durch herabgeschleuderte Felsstücke zerschmettert oder durch die selten fehlenden Büchsenschüsse der Monfis getödtet wurden. Nun liess Don Juan auf den der Burg gegenüberliegenden Abhängen des Thales oberhalb des Dorfes Batterien errichten und schweres Belagerungsgeschütz von Granada kommen. Allein die Entfernung war zu gross, die gewaltigen Stückkugeln prallten machtlos von den Felsenwällen der Veste ab oder

machten nur unbedeutende Löcher in die Mauern, welche von der tapfern Besatzung in der Nacht wieder ausgebessert wurden. Drei Wochen dauerte die Berennung der Veste; auf dem Kastanienhofe konnte man deutlich die Kanonenschüsse der Belagerer und Belagerten vernehmen. Letztere schossen übrigens nur selten. Blos wenn sich eine Abtheilung spanischer Truppen auf dem Dorfplatz oder in der Nähe der Burg sehen liess, sendeten die Geschütze des Castells wohlgezielte Kugeln in ihre Reihen. Endlich gewann der Infant die Ueberzeugung, dass mit Gewalt nicht zum Ziele zu kommen sei. Er beschloss daher, das Castell, von dessen Zinnen noch immer das blutigrothe Banner Aben-Ommayah's wehte, auszuhungern, obwohl ihm bekannt war, dass sie auf lange Zeit verproviantirt worden sei, auch ihr das Wasser nicht abgeschnitten werden könne, da sie einen eigenen Brunnen besass. Er liess daher alle Zugänge des Jenilthales, dessen Pacification binnen wenigen Tagen nach der Einnahme von Guejar beendet worden war, besetzen, legte starke Heereshaufen auf die das Thal einschliessenden Höhen, um etwaige Entsatztruppen, welche Aben-Ommayah auch mehrmals entsendete, zurückzuschlagen und Proviantsendungen abzufangen und cernirte endlich die Veste so eng, dass es ihrer Besatzung unmöglich gemacht wurde, Boten zu entsenden oder zu empfangen. Allein trotz alledem verrieth die todesmuthige Besatzung der Burg keine Neigung, zu capituliren. So standen die Verhältnisse zu Guejar gegen Mitte des August.

Obwohl die Niederwerfung des Aufstandes im Jenilthal beruhigend auf die christlichen Bewohner der westlichen Sierra eingewirkt hatte, so verbreiteten doch die kühnen Streifzüge der Monfis an anderen Orten immer noch Furcht und Entsetzen auch in jenem Theile des Gebirges. So kam es, dass ein Knecht nach dem andern den Kastanienhof verliess, wie Dolores vorausgesehen, so dass Ende des Juli ihrem Vater im Ganzen nur noch acht Knechte mit einem alten Mayoral, der schon bei Ramon's Vater gedient hatte, verblieben, nebst vier Mägden. Die reiche Ernte war zur Hälfte zu Grunde gegangen, auf den Terrassen des Gartens wucherte das Unkraut wegen Mangels an Arbeitskräften; Mais, Gemüse und Hülsenfrüchte wuchsen hier wirr durcheinander und erstickten sich gegenseitig, die abgemähten oder mit verdorrten und körnerlosen Weizenhalmen bedeckten Felder hatten weder umgepflügt noch mit Gemüse, wie sonst, bepflanzt werden können.

Es war am Mittag eines Augusttages. Die Sonne brannte glühend heiss von dem wolkenlosen, von einem dünnen, bleigrauen Dunst überzogenen Himmelsgewölbe hernieder, die Knechte hatten sich eben im Hofe zum Mittagsmahle niedergesetzt, welches Feliciana, die unter der Hausthüre stand, bereitet hatte und jetzt von Dolores und den Mägden herbeigetragen wurde. Der Bauer war im Hause beschäftigt. Da trat ein Bettler, ein gebeugter, hochbejahrter Greis mit langem weissen Bart in das Hofthor, nahm demüthig seine Fellmütze ab und bat um ein Almosen und einen Trunk frischen Wassers. Dolores führte mitleidig und gutmüthig den alten Mann in den Schatten des Kastanienbaumes, hiess ihn freundlich sich auf den Stein am Brunnen

niedersetzen, holte ihm sodann einen Teller mit Essen und schöpfte ein irdenes Gefäss voll Wasser, um es dem Greise zu reichen. Dies Alles hatte Feliciana gleichgiltig mit angesehen; jetzt aber bemerkte sie, wie der Alte, dessen Gesichtsschnitt den orientalischen Typus nicht verkennen liess, dem Mädchen, als dieses ihm das Trinkgefäss reichte, etwas zusteckte, was dieses sofort in der Tasche ihres faltigen Rockes verbarg. Wie ein Blitz verschwand Feliciaña, eilte zu ihrem Neffen und erzählte ihm, was sie gesehen. Ramon gebot, Dolores sofort hereinzurufen. Nichts Böses ahnend, trat das Mädchen unbefangen in das Wohngemach. „Was ist das für ein Bettler und was hat er mit Dir gesprochen?“ herrschte es Feliciana an; in demselben Augenblicke erfasste der hinter Dolores stehende Bauer deren Arme, dieselben rückwärts ziehend und die heftig Widerstrebende festhaltend, während seine Tante die Taschen des Mädchens durchsuchte und bald einen zusammengefalteten Zettel hervorzog. Halb ohnmächtig sank Dolores um Erbarmen flehend auf die Knie. Der Zettel enthielt die Worte: „Meine Burg ist umzingelt, doch hoffe ich auf Entsatz. Ich habe, nachdem alle meine seit acht Tagen abgeschickten Boten aufgefangen worden sind, keinen andern mehr zu senden, als meinen eigenen Vater, den ich heute Nacht an einem Stricke über die Felsen hinablassen will. Möge er sich glücklich durchschleichen. Sobald die Burg entsetzt ist, hole ich Dich ab. Bis dahin traue auf Gott und auf die Liebe Deines Diego.“

Eine satanische Freude leuchtete aus den hässlichen Zügen des rachedürstenden Bauern. Endlich war sein Wunsch erfüllt, Abdallah's Vater war in seiner Gewalt. Dieser sollte ihm für die Frevelthaten



seines Sohnes büssen. Mit heiserer Stimme gebot er, seine Tochter in ihre Kammer einzusperren und deren Thür zu verriegeln. Gewaltsam wurde die Widerstrebende von ihrem Vater und Feliciana die Treppe hinaufgeschleppt und in ihr Schlafgemach eingeschlossen, worauf Ramon seiner Tante bedeutete, vor dessen Thür Wache zu halten. Hierauf eilte er in den Hof hinab. Eben hatte Jusuf sein Mahl beendet und schickte sich zum Fortgehen an. „Halt! elender Hund von einem Morisco," donnerte ihm Ramon entgegen, „nicht von der Stelle! Du bist kein Bettler, Du bist Jusuf, der zum Tode verurtheilte Hochverräther und des Rebellen Abdallah Vater!" — „Wenn Ihr das wisst oder mich wieder erkennt," entgegnete der Morisco ruhig, „so fällt es mir nicht ein, es zu leugnen. Ja, fügte er mit einem tiefen Seufzer und einem Blicke voll der tiefsten moralischen Entrüstung auf Ramon hinzu, ja, ich bin Jusuf, den Ihr ohne Grund dem Gefängniss und der Folter überliefert habt; ich bin Jusuf, dessen armes Weib und schuldloses Kind Ihr auf den Scheiterhaufen gebracht habt; ich bin Jusuf, der Vater Abdallah's, Eures — Eidams!" — „Das lügst Du, verruchter Hund, ich werde Dir Dein ketzerisches Lügenmaul stopfen! Du sollst mir für die Schmach büssen, welche Dein Sohn über mich und mein Haus gebracht hat. Heda! ihr Knechte, herbei und bindet diesen Halunken! Transportirt ihn nach Granada, es ist Jusuf, des Schurken Abdallah Vater. Ihr werdet königlich belohnt werden. Nun, wird's bald?" — Vier von den Knechten waren aufgestanden und hatten ein paar Schritte vorwärts gethan. Dann blieben sie aber, mürrisch auf ihren Herrn blickend, zögernd stehen. Da trat der alte Mayoral vor Ramon

und sagte zu ihm in ruhigem, aber vorwurfsvollem Tone: »Herr, der alte Mann da und sein Sohn haben uns Allen nie etwas zu Leide gethan. Auch ist es männiglich bekannt, dass Abdallah, der ein Christ geblieben, sich nie mit dem Blute wehrloser Christen befleckt hat, so wenig wie dieser gebrechliche Greis. Er hat Euern Hof verschont und wird, sollte er wieder freie Hand bekommen, dies auch fernerhin thun; wir wissen alle, weshalb. Lasst den alten Mann, der nicht mehr lange zu leben hat und Niemanden Schaden thun kann, laufen und befleckt Euch nicht mit seinem Blute. Wir legen nicht Hand an ihn, denn wir wollen keinen Theil haben an einer Blutschuld.« Damit wandte der Mayoral seinem wuthschnaubenden Herrn den Rücken zu und schritt nach dem Garten hinab, gefolgt von den vier Knechten, während die übrigen vier, welche sich ebenfalls erhoben hatten, noch zögernd und gaffend dastanden. »Nun, so geht Alle zum Teufel« brüllte Ramon. »Was gafft Ihr hier? Fort, an Eure Arbeit, auf Eure Posten!« Die Knechte verliessen den Hof, Ramon war mit dem alten Morisco allein oder glaubte es wenigstens zu sein, denn der Mayoral war im Garten umgekehrt und auf allen Vieren von der obersten Terrasse bis hinter einen grossen am Hofrande stehenden Haselbusch gekrochen, von wo er den ganzen Hof übersehen und Alles, was da vorging, beobachten konnte.

Wüthend fasste Ramon jetzt den alten Jusuf an der Kehle. »Verfluchter Hund, — weshalb bist Du in meinen Hof gekommen?« — »Im Auftrage meines Sohnes, um Eurer Tochter Nachricht von ihm zu bringen. Thut mit mir nach Eurem Belieben, Herr, mir liegt nichts mehr am Leben, aber schont Eure Tochter!« — »Wie kannst Du Dich erfrechen, ver-

maledeiter Ketzer, von meiner Tochter zu sprechen?« keuchte Ramon mit hochgeröthetem Gesicht und stark angeschwollener Stirnader. »Noch ein Wort und ich reisse Dir Deine Lästerzunge heraus!« — »Und dennoch, Herr, muss ich Euch nochmals zurufen: schont Eure Tochter. Wisst« — und der Greis erhob sich von seinem Sitz und näherte seinen Mund dem Ohre des Bauers, — »wisst, Eure Tochter ist« — — Unhörbar blieb das Wort, welches der Morisco, der erschöpft wieder auf den Stein niedersank, dem Herrn des Kastanienhofes in das Ohr geflüstert hatte. Dasselbe brachte eine entsetzliche Wirkung hervor. Blutroth vor Zorn, seiner Sinne kaum mehr mächtig, riss Ramon den Morisco an seinem langen Bart in die Höhe, zog einen Dolch aus seiner Leibbinde und stiess denselben mit den Worten: »So büsse Du für die Schandthat Deines Sohnes, verfluchter Ketzerhund!« dem Greise bis an das Heft in die rechte Seite. In demselben Augenblicke erscholl ein gellender, markerschütternder Schrei aus dem oberen Stockwerk des Hauses, dann war Alles still. Der tödtlich getroffene Greis taumelte ein paar Schritte zurück und kam aufrecht stehend an den Stamm der alten Kastanie zu liegen. Hier raffte er seine letzten Kräfte zusammen, streckte die rechte Hand gegen den in vollem Sonnenschein mit schlotternden Knien, vorgebeugtem Körper und stieren Augen dastehenden Bauer, dessen rechte Hand noch den blutigen Stahl hielt, und rief, während ein breiter Blutstrom aus seiner Seite hervorquoll, mit laut vernehmbarer Stimme:

»Verflucht sei'st Du, feiger, dreifacher Mörder, der Du Deine eigene Tochter der Hölle überantworten willst; verflucht sei Deine Seele in alle Ewigkeit!

Möge Dein Geist rastlos umherirren an diesem Orte Deiner Schandthaten, bis zum jüngsten Tage, gebannt zwischen Mittag und Mitternacht! Verflucht sei Dein Haus! Möge es die Erde verschlingen und mit Dir in den Höllenschlund versinken! Verflucht seien Deine Wälder, Felder und Gärten auf ewige Zeiten! Dornen und Disteln sollen darauf wachsen, kein Saatkorn mehr dem Boden entspriessen, kein Vogel mehr hier rasten, ausser Raben und Geiern! Verflucht sei das Wasser, welches Du trinkst! In Höllengluth soll es sich für Dich verwandeln, die Quelle soll versumpfen und giftiges Gewürm beherbergen! Ja, sei verflucht Du feiger Mörder, in alle Ewigkeit! Allah, erhöre mich! Allah akbar!“ — — — Die letzten Worte erstickten unter dem Röcheln des Sterbenden. Langsam glitt der Körper zur Erde nieder: Jusuf war todt.

Grässlich war der Mörder anzuschauen. Von den Gluthstrahlen der Sonne übergossen, schüttelte seine Glieder dennoch ein Fieberfrost, kalter Schweiss rann von seiner bleichen Stirn; sein Haar sträubte sich, seine Augen quollen stier aus ihren Höhlen hervor: der entsetzliche Fluch des sterbenden Moslem gellte ihm ununterbrochen in die Ohren. Scheu sah er sich endlich um und als er gewahrte, dass er ganz allein sei, sprang er mit einem Satze wie ein Tiger nach einer in der Nähe liegenden Hacke, lief hinter den benachbarten Schuppen, wo der grosse Düngerhaufen lag, machte schnell ein grosses Loch, schleppte dann den noch warmen Leichnam seines Opfers dahin, warf ihn in die Grube und deckte sie mit Dünger zu. Hierauf reinigte er am Bache seinen Dolch und sich selbst vom Blute, vertilgte überhaupt sorgsam alle Blutspuren, trat alsdann, noch an allen Gliedern

bebend, in das Haus und stieg keuchend die Treppe hinan. „Was macht Dolores?“ fragte er seine vor der Kammerthür am Boden hockende Tante, welche von dem Vorgefallenen keine Ahnung hatte. „Vor einer halben Stunde stiess sie einen gellenden Schrei aus, seitdem ist da drinnen Alles still!“ — „Oeffne!“ befahl Ramon mit heiserer Stimme. Da lag das arme Mädchen ohnmächtig, scheinbar todt, neben dem Fenster am Boden. Feliciana besprengte sein Gesicht mit Wasser. Endlich schlug Dolores die Augen auf. Allein ihre Blicke waren stier, ihre Sinne verwirrt, ihre Wangen begannen zu glühen und sie sprach unzusammenhängende Worte. Mit Hilfe zweier Mägde, die mittlerweile aus dem Garten zurückgekehrt waren, brachte Feliciana das fiebernde Mädchen zu Bett, worauf Ramon, da kein einziger Knecht zugegen war, eine der Mägde mit einem gesattelten Maulthier nach Granada schickte, um den berühmtesten Arzt zu holen. Dieser kam auch noch vor Sonnenuntergang, schüttelte aber bedenklich den Kopf, nachdem er die Kranke gesehen und untersucht hatte. „Es ist da ein hitziges Fieber ausgebrochen, wie es scheint, infolge eines jähen Schreckes.“ Er verordnete blos kühlende Getränke und möglichste Ruhe und Schonung, bestieg sein Maulthier wieder und versprach, am nächsten Tage wiederzukommen.

Abends kehrten die Knechte in den Hof zurück, aber anstatt nach dem Essen zu fragen, standen sie truppweise zusammen und flüsterten leise untereinander und mit dem alten Mayoral. Ramon trat in den Hof. Niemand achtete seiner. Endlich trat der Mayoral auf ihn zu und fragte ihn, einen durchbohrenden Blick auf ihn heftend, wo der alte Morisco hingekommen sei? Scheu dem Blicke des Alten ausweichend ent-

gegnete Ramon mit ungewisser Stimme, er habe Jusuf laufen lassen und dieser sei auf dem Wege nach Dilar fortgegangen. Die Knechte warfen sich verstohlen zweifelnde Blicke zu. Zwei traten vor Ramon und sprachen: „Herr, unsere Weiber und Kinder verlangen nach uns, wir können Euch nicht länger dienen.“ Und ohne abzuwarten, dass Ramon ihnen den noch rückständigen Lohn auszahle, lüfteten sie ihre durchlöcherten Hüte und wendeten ihm mit einem mürrischen: „Dios os guarde“ den Rücken. Am folgenden Morgen verliessen noch zwei andere Knechte den Kastanienhof, ohne wieder zurückzukehren, und ehe eine Woche verging, war Ramon's Dienstpersonal auf den alten Mayoral und noch einen andern Knecht und auf zwei Mägde zusammengeschmolzen, und auch diese vermieden es möglichst, mit dem Herrn des Hofes, der fort und fort eine grosse Unruhe verrieth, in nähere Berührung zu kommen.

Drei Wochen lang raste Dolores im Fieber, zwischen Tod und Leben schwebend. Dann siegte die kräftige Natur des Mädchens und vierzehn Tage später war es so weit hergestellt, dass es das Zimmer verlassen konnte. Aber nicht allein sah Dolores todtenbleich aus, sie war auch ihrem Vater gegenüber vollkommen stumm. Auch mit Feliciana und den Mägden wechselte sie nur die nothwendigsten Worte. Wo ihr Vater ihr entgegentrat, wich sie ihm zusammenschauernd aus, ihn mit ihren grossen thränenlosen, beinahe irren Augen durchbohrend. Sie war völlig theilnahmslos geworden, kümmerte sich nicht mehr im Geringsten um die Wirthschaft und verbrachte den grössten Theil des Tages auf dem Stein am Brunnen sitzend, wo der alte Jusuf gesessen, ihre heissen Hände in den kühlen Fluthen badend.

5.

Seit vielen Jahren war der September nicht so heiss und trocken gewesen. Wochenlang war kein Thau mehr gefallen, die Quellen, mit Ausnahme der starken Nacimientos, versiegten, alles Grün verschwand, ausser längs der auf schmale Wasserfäden zusammengeschrumpften Bäche, das Laub fiel vertrocknet von den Bäumen, dicker Staub bedeckte die Fluren und Wege. Ein bleigrauer Dunst überzog das wolkenlose Himmelsgewölbe, gegen den Horizont hin in einen fahlröthlichen Damm übergehend, durch den die auf- und untergehende Sonne als eine blutigrothe Scheibe hindurchschimmerte. Sehnsüchtig warteten die Landwirthe auf die in der zweiten Hälfte des September gewöhnlich eintretenden Gewitter, welche der herbstlichen Regenzeit voranzugehen pflegen; allein der September neigte sich seinem Ende zu, ohne dass eine Gewitterwolke sich bildete. Endlich, in den letzten Tagen des Monats, schien sich ein Umschwung in der Witterung vollziehen zu wollen, indem einzelne Wolken am Morgen sich bildeten, freilich im Laufe des Tages wieder zerflossen. Erst nach einer furchtbar schwülen Nacht zeigte sich der ganze Horizont schon vor Sonnenaufgang von dicht zusammengeballten weissen Wolken umlagert. Mit blutigrothem Schein durchbrach das Tagesgestirn diesen Wolkendamm und sendete seine Glutstrahlen noch versengender als in den vergangenen Tagen auf die verschmachtenden Fluren hernieder. Rasch hob sich nun auch der Wolkendamm, sich zu mächtigen, dräuenden, weissen Gewitterwolken emporthürmend. Bevor die Mittagsstunde herannahte, war bereits das ganze Himmelsgewölbe mit einer dicken Schicht schwarzer und fahlgelber Wolkenmassen be-

deckt, welche die Sonne verhüllten und sich immer tiefer herabsenkend das bisher helle Tageslicht in eine unheimliche Dämmerung verwandelten. Dabei herrschte aber vollkommene Windstille, kein Blättchen bewegte sich und die Hitze erreichte einen erstickenden Grad. Angstvoll erhoben die Bewohner der einsamen Gehöfte der Sierra Nevada ihre Augen zum Himmel empor; es bereitete sich offenbar eine furchtbare Katastrophe vor.

Ramon hatte schon am Morgen den alten Mayoral nach Granada geschickt mit dem Auftrag, neue Knechte für die bevorstehenden Herbstarbeiten um jeden Preis zu miethen. Der andere Knecht war in das Gebirge gegen Dilar zu entsendet worden, wo die einzige kleine Ziegenheerde, die dem Besitzer des Kastanienhofes geblieben, unter der Obhut einiger Knaben aus dem genannten Dorfe weidete. Mit dem Mayoral war auch die eine Magd nach Granada gegangen, um in Feliciana's Auftrag einige nothwendige Einkäufe für die Wirthschaft zu machen. Die zweite Magd wurde nach der Mittagsmahlzeit nach Monachil gesendet zu dem dortigen Pfarrer, zu dessen Sprengel der Kastanienhof gehörte, mit dem Ersuchen, so bald wie möglich nach dem Kastanienhofe heraufzukommen, um der in Trübsinn versunkenen und gänzlich theilnahmslosen Dolores geistlichen Zuspruch zu gewähren und ihr in's Gewissen zu reden. So befanden sich die drei Familienmitglieder des Nachmittags ganz allein in dem einsamen Gehöfte unter dem immer dräuender sich gestaltenden Gewitterhimmel. Es war fünf Uhr Nachmittags; noch immer regte sich kein Blatt, doch zuckte bisweilen in der Ferne ein bläulicher Blitz und rollte dann ein dumpfer, unheimlicher, allmälig näher kommender Donner. Feliciana war im Hause beschäftigt,



Dolores sass, wie gewöhnlich, unthätig auf dem Steine am Brunnen. Der entsetzlichen Hitze wegen hatte sie das Kleid abgestreift und war nur mit dem Hemd und einem weissen faltigen Unterrock bekleidet. Die breiten Flechten waren ihr aufgegangen und das rabenschwarze Haar floss gleich glänzend schwarzen Schlangen über Schultern und Busen hinab. Da trat Ramon, welcher einen Gang durch den verwilderten Garten gemacht hatte, wieder in den Hof, als eben die ersten grossen Regentropfen niederfielen. Er sah seine Tochter sitzen und rief ihr zu, sie solle in das Haus gehen, es sei ein arges Wetter im Anzuge. Dolores machte kopfschüttelnd eine abwehrende Handbewegung. Ihr Vater trat zu ihr und wollte ihr die Hand reichen, um sie in das Haus zu führen. Da öffneten sich zum ersten Male dem Vater gegenüber die Lippen des Mädchens. „Zurück — rief Dolores mit vor Angst und Abscheu bebender Stimme — rühr' mich nicht an, an Deinen Händen klebt Blut!“ Wie von dem Donner gerührt, der so eben in Folge eines das Gewölk zerreissenden Blitzes erscholl, blieb Ramon mit offenem Munde und stieren Augen stehen. „Ja, Vater — fuhr Dolores fort — ich habe es mit angesehen, wie Du mit eigener Hand den alten Jusuf ermordet hast, hörst Du? Jusuf, den Vater meines — Gatten!“ — „Ha! Vermaledeite, was sagst Du da?“ — schrie Ramon mit heiserem Lachen, seine Fäuste gegen die Tochter ballend, welche in flehentlicher Stellung auf dem hart neben dem Brunnen befindlichen Steine auf die Knie gesunken war, während ein zweiter blutigrother Blitz Hof und Gebäude grell beleuchtete und ein betäubender Donnerschlag nachfolgte. „Ja, Vater, antwortete Dolores ruhig, es ist so, wie ich sage und ich bin mir keiner Schuld

bewusst, das sagt mir mein Herz und mein Gewissen. Seit drei Monaten bin ich vor Gott die Gattin von des ermordeten Jusuf Sohn; jener Mönch, den Du beherbergt hast, war Diego!« — »Nun, so fahre auch Du zur Hölle, unverbesserliche Ketzerin!« schrie der entmenschte Bauer und gab seiner Tochter einen Stoss vor die Brust, dass diese rücklings umsank und kopfüber in den Brunnen hinabstürzte, dessen Fluthen sich lautlos über ihr schlossen. In demselben Augenblick erbebte die Erde und krachend stürzte der uralte Kastanienbaum zusammen, in seinem Falle in tausend Stücke zersplitternd und den Brunnen und den Hof mit seinen Trümmern bedeckend. Von den Furien des Gewissens gejagt, von den rothflammenden Blitzen wie von höllischer Gluth umlodert und unter dem betäubenden Gebrüll des Donners stürzte der an allen Gliedern zitternde Kindesmörder in sein Haus; aber kaum hatte er dasselbe betreten, als ein zweiter, viel furchtbarerer Erdstoss erfolgte. Prasselnd stürzten die Gebäude des Kastanienhofes zusammen und begruben den Missethäter sammt seiner Helfershelferin unter ihren Trümmern. Ein dritter Erdstoss spaltete die Felsen des Brunnens, dieser stürzte ein und daneben öffnete sich eine tiefe Kluft, aus welcher Feuerschein und Schwefeldampf emporstieg. Nochmals bebte die Erde und unter donnerartigem Getöse rollten die Trümmer des Hauptgebäudes in den offenen Höllenrachen hinab, der sich dann wieder schloss. Gleichzeitig brach ein furchtbarer Wirbelsturm los, welcher die hundertjährigen Kastanienstämme gleich Strohhalmen knickte und rauschte ein Wolkenbruch hernieder, die Umgebungen des Hofes weit und breit mit verheerenden Fluthen bedeckend, während fast

ununterbrochen flammende Blitze herniederzuckten und betäubender Donner sich in das Geheul des Sturmes und das Brausen der Wässer mischte. Bis nach Mitternacht rasten die entfesselten Elemente; erst dann legte sich der Sturm, der Regen liess nach und die Fluthen verliefen sich. Auf die entsetzliche Nacht folgte ein klarer frischer Morgen. Die aufgehende Sonne beleuchtete aber ein Bild der grauenvollsten Verwüstung. Die hohen Stämme der herrlichen Kastanienhaine lagen geborsten oder entwurzelt wirr durcheinander, zu haushohen Haufen über einander gethürmt, zum Theil auch von den wüthenden Fluthen weit gegen das Jenilthal hinweggespült. Die prächtigen Gartenterrassen und blumigen Wiesen waren verschwunden, an ihrer Stelle zog sich ein mächtiger Streifen von bläulichem Schlamm, Sand, Gerölle und Felsblöcken thalabwärts. Die Ackerkrume war von den fruchtbaren Weizenfeldern hinweggespült, so dass stellenweise das nackte Felsgestein zum Vorschein gekommen war. Von den Gebäuden des Kastanienhofes selbst war bis auf einige Trümmerhaufen nichts mehr zu bemerken, nur eine Mauer von ein paar Ellen Höhe ragte aus den Schutt- und Schlammmassen hervor. Der Brunnen war verschüttet und mit den Aesten der umgestürzten Kastanien bedeckt.

Gegen zehn Uhr erschien der Mayoral mit einer grossen Anzahl von Männern aus den nächsten Dörfern, welche sich mit Schaufeln und Hacken versehen hatten, an dem Schauplatz der Zerstörung. Ihnen hatten sich auch viele Weiber und Kinder angeschlossen, auch bemerkte man unter der Menge einige Franciskaner aus La Zúbia, den Pfarrer von Monachil und einige Gerichtspersonen. Die aufrecht stehende Mauer erregte die Aufmerksamkeit des Mayoral, denn er er-

kannte in ihr eine Mauer des Schuppens, neben welchem der grosse Düngerhaufen gelegen hatte. Er liess hier nachgraben und bald stiess man auf die halbverweste Leiche des ermordeten Jusuf. Sie wurde in einen bereit gehaltenen Sarg gelegt und von den Franciskanern im Klostergarten von La Zúbia still beerdigt. Hierauf schritt man zur Räumung des Brunnens, welche lange Zeit erforderte. Nachdem man die Aeste der Kastanie, Schutt und Felstrümmer hinweggeräumt hatte, bemerkte man, dass zwei Felswände sich wie ein Dach gegen einander gelehnt hatten. Darunter war ein weites Wasserbassin sichtbar und auf dem Grunde desselben, auf reinlichen weissen Sand gebettet, ruhte die Leiche der schönen Dolores, deren elfenbeinbleiches Gesicht ein holdes Lächeln und ein himmlischer Frieden verklärte. Dieser Gesichtsausdruck überzeugte alle Anwesenden, dass das unglückliche Mädchen sich nicht selbst den Tod gegeben habe, sondern von ihrem Vater in den Brunnen gestürzt worden sei. Vorsichtig wurde der zarte Körper heraus gehoben, in einen Sarg gebettet, nach Monachil hinabgebracht und am folgenden Tage unter ungeheurem Zulauf mit grossem Gepränge feierlichst zur Erde bestattet. Von dem Bauer und seiner Tante war keine Spur aufzufinden. Der noch weit klaffende Erdspalt in der Nähe des Brunnens, dem noch immer Schwefeldämpfe entstiegen, verrieth, dass sich hier ein Schlund aufgethan habe, in welchen wahrscheinlich die Trümmer der Gebäude und mit ihnen die Leichname des Mörders und seiner Tante hinabgerollt seien. Zugleich wurde aber auch festgestellt, dass sowohl das Erdbeben, als der Sturm und der Wolkenbruch sich nur auf das Gebiet des Kastanienhofes beschränkt hatte.

Rings herum, im Umkreis mehrerer Meilen, hatte es unter unaufhörlichem Blitzen und Donnern wohl sehr stark geregnet, aber nirgends hatte das Unwetter einen nennenswerthen Schaden angerichtet. Auch die Wässer des Wolkenbruches hatten nur eine unbedeutende, vorübergehende Anschwellung des Jenil verursacht. Tief erschüttert bekreuzigten sich alle Anwesenden und sanken betend auf die Kniee. Der Fluch des sterbenden Jusuf hatte sich überraschend schnell in grauenvollster Weise erfüllt.

Der October war herangekommen, aber noch immer zeigte die Besatzung der eng cernirten Veste von Guejar keine Neigung, zu capituliren. Die Kunde von der furchtbaren Katastrophe auf dem Kastanienhofe war bald auch nach Guejar gedrungen, und als Don Juan de Austria vernahm, dass die schöne Dolores die Braut Abdallah's gewesen, liess er diesem selbst ausführliche Kunde von allem Vorgefallenen überbringen, ihn zugleich abermals auffordernd, die Burg zu übergeben. Abdallah verbrachte drei Tage in dumpfem Hinbrüten, versammelte dann seine durch die Kämpfe und durch Krankheiten bereits stark zusammengeschmolzene Schaar und überliess derselben, zu beschliessen, welche Antwort dem Infanten ertheilt werden sollte. Die todesmuthigen Monfis beschlossen einstimmig, wenn ihr Führer einverstanden sei, zu sterben, niemals aber sich den Unterdrückern ihrer Nation zu ergeben. Abdallah war damit einverstanden. Allein der Proviant ging allmälig zu Ende und im November stellte sich der längst gefürchtete Gast, der Hunger, ein. Aber obwohl von nun an wöchentlich

mehr und mehr Monfis Hungers starben, dachten die Ueberlebenden doch nicht an die Uebergabe des Castells. Allnächtlich wurden die Leichen der am Tage Gestorbenen von der Ringmauer in die Tiefe hinabgeworfen. So verging Woche auf Woche, bis Mitte des December nur noch etwa dreissig Mann von der Besatzung übrig waren, deren ausgemergelte Gestalten und hohläugige Gesichter ihrem selbst hungernden Führer das Herz brachen. Er rieth ihnen nun selbst, nicht länger den unnützen Widerstand fortzusetzen und mit Don Juan wegen der Uebergabe der Burg in Verhandlung zu treten; er selbst wolle sich dabei nicht betheiligen. Darauf entfaltete sich des einen Morgens an der Stelle des rothen Banners von Granada die weisse Fahne. Am 22. December kamen zwei Abgesandte von der Burg hinab in das Dorf und boten dem Infanten deren Uebergabe und die Unterwerfung der Besatzung an. Don Juan schenkte letzterer das Leben. Als aber am folgenden Tage der erste spanische Soldat das geöffnete Burgthor durchschritt, da erschien Abdallah auf der höchsten Zinne der Ringmauer und stürzte sich, in seiner Rechten noch einmal das Banner der Könige von Granada entfaltend, mit einem kühnen Sprung in die grausige Tiefe. Erst Tags darauf gelang es, seinen zerschmetterten Leichnam zu finden. Noch gegenwärtig wird diese Stelle gezeigt. Da Abdallah ein Christ gewesen und als solcher gestorben war, so liess ihn Don Juan mit allen einem Officiere zukommenden militärischen Ehren beerdigen.

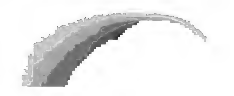
Mittlerweile hatten sich die Verhältnisse auch in den Alpujarras wesentlich und zu Ungunsten der Moriscos geändert. Der thatkräftige Aben-Ommayah war schon im October das Opfer einer Haremsintrigue

geworden, indem eine seiner Frauen ihn aus Eifersucht bei Nacht in seinem eigenen Bett erdrosseln liess. Sein Oheim, Aben-Abu, ergriff die Zügel der Regierung; aber obwohl derselbe den Spaniern die letzten festen Plätze, welche diese noch immer in den Alpujarras besassen, entriss, so war er doch schon zu alt und besass auch nicht die Taktik und Umsicht seines Neffen. Kurz, mit dessen Hinscheiden war auch die eigentliche Seele des Aufstandes entwichen. Nach der Einnahme von Guejar, welche Don Juan's erste Waffenthat in dem Kriege gegen die Moriscos war, zog dieser mit einem grossen Heere im Januar 1570 gegen die Rebellen der Provinz von Almeria. Die mit grossem Geschick in Scene gesetzte Belagerung der für uneinnehmbar geltenden Felsenstadt Galera, welche er nach verzweifelter Gegenwehr erstürmte, begründete ebenso seinen Feldherrnruhm, als die erbarmungslose Ermordung sämmtlicher Einwohner dieser Stadt Angst und Entsetzen unter den Moriscos verbreitete. Drei starke Heeressäulen drangen nun von drei Seiten in die Alpujarras ein, deren blühende, volkreiche Thäler systematisch verwüstend. Die Moriscos kämpften an allen Punkten mit dem Muthe der Verzweiflung; allein es ging ihnen bald die Munition aus, indem Don Juan die Küste eng blockiren liess und jede Einschmuggelung von Waffen und Munition von Afrika her zu verhindern wusste. Der Mittel zur Fortsetzung des ungleichen Kampfes beraubt, streckten die Bewohner eines Thales nach dem andern die Waffen und bald sah sich Aben-Abu, der in die Acht erklärt und auf dessen Kopf ein hoher Preis gesetzt war, von den Moriscos verlassen. Er flüchtete in die höchsten unzugänglichen Alpujarrasthäler. Aber auch dahin

folgten ihm die spanischen Soldaten, welche nun den Geächteten wie ein wildes Thier mit Bluthunden von einer Schlucht oder Höhle in die andere hetzten, bis der Unglückliche in der Nacht des 15. März 1571 in einer Höhle bei Trevélez durch die Hand eines gedungenen Banditen meuchlings ermordet wurde. Schon lange zuvor hatte sich die Pacification der Alpujarras vollzogen.

So endete die grosse Rebellion der Moriscos, welche Don Juan in Strömen von Blut erstickt hatte. Der Wunsch Philipps II. war erfüllt, die Ketzerei ausgerottet. Fortan herrschte Ruhe im Königreich von Granada, wenn auch die Stille eines Kirchhofs. Eine Grabesnacht ruhte auf den paradiesischen Gefilden, grell und schrecklich beleuchtet von den zuckenden Flammen der Scheiterhaufen der nun bald in rascher Folge sich vollziehenden Autos de fé.

Seitdem sind mehr als 300 Jahre verflossen. In Trümmer liegen die zahlreichen maurischen Burgen in den Thälern der Alpujarras und Sierra Nevada, aber jeder Trümmerhaufen, jede Brücke, jeder Engpass, jede Schlucht, jede Felskuppe, jede Höhle jenes Gebirgslandes erinnert noch heutzutage an den todesmuthigen Verzweiflungskampf eines dem Untergang geweihten Volks. An der Stelle des Kastanienhofes hat sich aber die schon geschilderte Wüstenei ausgebreitet. Niemand mochte das Grundstück, an dem der Fluch des ermordeten Morisco haftete, erwerben und so ist es herrenloses Eigenthum geblieben bis zum heutigen Tage. Nach langer Zeit begann im Grunde der beckenförmigen Vertiefung, welche die Stelle des ehemaligen Brunnens



bezeichnet, ein spärlicher Quell zu sprudeln, die jetzige Kastanienquelle, deren Wasser zwischen Dornen und Disteln in den von Molchen, Schlangen und giftigem Gewürm bewohnten Sumpf sickert. Und noch immer wollen die Neveros, sowohl inmitten der Nacht als am Tage um die Mittagszeit oft ein klägliches Stöhnen bald hier bald dort in jener Wüstenei vernehmen, welches, wie sie meinen, von dem ruhelos umherirrenden, „zwischen Mittag und Mitternacht“ gebannten Geiste des fluchbeladenen Mörders herrührt. In hellen milden Mondnächten aber haben die aus der Sierra zurückkehrenden Männer um die Mitternachtsstunde bisweilen eine zarte weisse Frauengestalt neben der Quelle sitzen sehen: den Schatten der schuldlos gemordeten Dolores.

II.

Der Schatzberg.

Märchen aus der Sierra Nevada.

Vor vielen hundert Jahren, als noch der grösste Theil Andalusiens der Herrschaft des Halbmondes unterworfen war, kam ein arabischer Scheich, Namens Abu Kazar mit zahlreichem Gefolge nach Granada und bat den dortigen Statthalter des Sultans von Cordova, ihm zu erlauben, sich in der Sierra Nevada ansiedeln zu dürfen. Der Statthalter gewährte ihm gern diese Bitte, da Abu Kazar ein reicher und angesehener Mann war; aber die Thäler der Sierra waren schon so bevölkert, dass dem Scheich nur die obere Hälfte des Monachilthales zur Niederlassung angewiesen werden konnte. Dieser war damit zufrieden und erbaute sich auf einem hohen, fast am Ufer des Flusses sich erhebenden Felsenberge eine Burg, während seine Verwandten und Dienstleute sich in einem nahe gelegenen Seitengrunde des Monachilthales ansiedelten. Unter der weisen und väterlichen Leitung Abu Kazar's gedieh die Niederlassung vortrefflich und gelangten seine Untergebenen durch Viehzucht und Gartenbau bald zu grossem Wohlstande. Als er endlich in hohem Alter starb, hinterliess er seinen Söhnen nicht nur grossen Reichthum, sondern auch einen hochgeachteten

Namen. So wurde es denselben leicht, Zutritt am Hofe des Statthalters zu erhalten und in die Reihen der granadinischen Ritterschaft aufgenommen zu werden. Sie und ihre Söhne lebten daher bald mehr in Granada, als auf ihrer einsam gelegenen Burg, zumal ihre Frauen, die sie stets aus den ersten Adelsgeschlechtern zu wählen bemüht waren, wenig Neigung verspürten, ihr Leben in den Einöden der Sierra zu vertrauern. Nur der älteste Sohn, der nach der letztwilligen Verfügung Abu Kazar's das Oberhaupt der Familie und der Niederlassung sein sollte, musste wenigstens zeitweilig auf der Burg residiren.

Es mochte ungefähr ein Jahrhundert seit deren Gründung verflossen sein, als Ismail, ein Urenkel Abu Kazar's das Erbe seiner Väter übernahm und das Haupt seiner Familie und der Beni-al-Kazar wurde, wie sich seine Unterthanen nannten. Während seine Vorgänger sich sämmtlich durch weise Sparsamkeit, Mässigkeit, Gerechtigkeit und Leutseligkeit ausgezeichnet hatten, war Ismail ein der Ueppigkeit und dem Wohlleben ergebener, verschwenderischer, habsüchtiger und hochfahrender Mann, übrigens der letzte seines Stammes, da seine Brüder theils im zarten Alter gestorben, theils in den Kämpfen mit den Christen gefallen waren. Sein Vater, ein braver, aber schwacher Mann, hatte ihm, der sein Liebling gewesen, von Kindheit an allen Willen gelassen, ihn in Granada, welches mittlerweile die Hauptstadt eines unabhängigen Königreichs geworden war, ohne strenge Aufsicht erziehen lassen und ihn noch vor seinem Tode mit einer reichen Erbin aus einer der angesehensten Familien des Reiches vermählt. Aber während sein Vater gleich allen früheren Stammeshäuptern sich mit einer Gattin begnügt hatte,

gelüstete es Ismail trotz der Schönheit seiner Gemahlin nach einem Harem, und da für einen solchen auf seiner Stammburg kein Raum vorhanden war, so kaufte er in der Hauptstadt ein Grundstück und liess darauf einen Palast erbauen, den er mit verschwenderischer Pracht ausstattete. Freilich verzehrte dieser Bau und die Unterhaltung des Harems sein ganzes Vermögen. Nicht gewöhnt, sich einzuschränken oder zu sparen, begann nun Ismail seine Unterthanen in der Sierra mit Steuern heimzusuchen, die für diese bald unerträglich wurden. Da er niemals nach seiner Burg kam, ausser wenn er Geld brauchte, das er dann durch seinen, ihm in blindem Gehorsam ergebenen Vogt, einen schlauen, ränkevollen und gewissenlosen Mann, der ebenso habsüchtig war, wie er selbst, mit rücksichtsloser Härte von seinen Unterthanen erpressen liess, so war er bei diesen bald ebenso gefürchtet und gehasst, als seine Vorgänger, die einen grossen Theil des Jahres in ihrer Mitte gelebt und sie in echt patriarchalischer Weise regiert und berathen hatten, geachtet und geliebt gewesen waren. Allein das den Beni-al-Kazar erpresste Geld reichte lange nicht hin zur Bestreitung von Ismail's Bedürfnissen und so gerieth dieser mehr und mehr in Schulden und in die Hände von Wucherern.

Da starb nach mehrjähriger kinderloser Ehe seine Gemahlin, nachdem sie ihn zuvor mit einem Töchterlein beschenkt hatte. Das bedeutende Vermögen, welches jetzt Ismail zufiel, reichte zwar hin, seine Gläubiger zu befriedigen, nicht aber, um das bisher geführte verschwenderische Leben noch lange Zeit fortzusetzen. Wohlmeinende Freunde riethen Ismail, seinen Palast zu verkaufen, seinen Harem aufzulösen und in den

Dienst des Königs einzutreten; aber Ismail war viel zu sehr dem Wohlleben und der Trägheit ergeben und viel zu energielos, um sich entschliessen zu können, diesen weisen Rathschlägen zu folgen. So kam es, wie es nicht anders kommen konnte. Nachdem Ismail den Rest des Vermögens seiner Gattin verprasst hatte, gerieth er von Neuem in Schulden und war schiesslich gezwungen, sein Haus zu verkaufen, seinen Harem aufzulösen und sich mit seiner etwa zwölfjährigen Tochter Fatime auf die Burg seiner Väter zurückzuziehen. Das selbst verschuldete Unglück hatte ihn aber nicht gebessert. Anstatt durch ehrliche Arbeit seine und seiner Unterthanen Lage zu verbessern, grübelte er Tag für Tag darüber nach, wie er ohne Mühe und Anstrengung zu neuem Reichthum gelangen könne. Trotz alles Kopfzerbrechens vermochte er jedoch keinen Ausweg zu finden, weshalb er immer missmuthiger, zugleich auch immer hartherziger gegen seine Unterthanen wurde, welche er durch seinen Vogt in jeder Beziehung ausbeuten liess. Das Einzige, was ihn noch eine Erfüllung seiner eitlen Wünsche hoffen liess, war die sich immer mehr entfaltende Schönheit seiner Tochter. Diese gedachte er zu benutzen, um sich neue Reichthümer zu erwerben.

Als daher Fatime das fünfzehnte Lebensjahr vollendet hatte, wo sie bereits zu einer wunderschönen Jungfrau erblüht war, raffte Ismail alles Geld, dessen er habhaft werden konnte, zusammen, um die Gemächer seiner Burg restauriren und herausputzen zu lassen, seine Tochter schön zu kleiden und sich selbst den Schein eines reichen Mannes zu geben, und begab sich hierauf zu einer Zeit, wo auf der Alhambra ein grosses Hoffest stattfinden sollte, mit Fatime nach

Granada. Da Ismail von früher her bei Hofe gut bekannt war, so gelang es ihm leicht, die Erlaubniss zu erhalten, an dem Feste theilnehmen, ja seine Tochter dem König und der Königin vorstellen zu dürfen. Die ausserordentliche Schönheit des jungen Mädchens verdunkelte diejenige aller Hofdamen und erregte so grosses Aufsehen, dass die Hofcavaliere Tage lang von nichts Anderem sprachen, als von der schönen Rose aus der Sierra Nevada. Ismail hätte Fatimen leicht als Hoffräulein im Dienste der Königin unterbringen können; er hatte aber andere Absichten mit ihr, die ihm sein gewissenloser Vogt eingegeben und kehrte daher schon am dritten Tage mit seiner Tochter nach seiner Stammburg zurück. Es dauerte nicht lange, so zog ein junger Ritter nach dem andern auf reich geschirrtem Rosse durch das Monachilthal zur Burg Ismail's, um die schöne Fatime zu sehen und um deren Hand zu werben. Allein Ismail hatte sich vorgenommen, seine Tochter nur einem Freier zu geben, welcher sehr, sehr reich sei und sich ganz und gar ihm zu eigen gäbe. So musste einer nach dem andern unverrichteter Sache wieder fortreiten, aber nicht alle kamen heim. Denn solche, die sich als reich ausgewiesen hatten, wurden regelmässig in dem einsamen, wilden Kalkgebirge, das der Monachil durchströmte, von Räubern überfallen und ausgeplündert oder, trugen sie keine grossen Kostbarkeiten bei sich, in eine versteckte Höhle geschleppt und dort so lange festgehalten, bis ein hohes Lösegeld für sie bezahlt worden war. Einer oder der andere kam in dem ungleichen Kampfe mit den gut bewaffneten Räubern wohl auch um sein Leben. Es bedarf keiner Erwähnung, dass der Führer jener Räuberschaar niemand anders war, als der Burgvogt

Ismail's. Letzterem flossen auf diesem unredlichen Wege bedeutende Geldsummen zu, wie er auch dadurch in den Besitz vieler Juwelen und Kostbarkeiten kam. Er begann nun wieder in Saus und Braus zu leben, in der Meinung, dass er dieses Raubgeschäft noch lange werde fortsetzen können. Allein bald trafen die Freier spärlicher ein und die wenigen, welche es noch nicht aufgaben, um Fatime's Hand zu werben, waren von einer hinreichenden Zahl bewaffneter Diener begleitet, so dass diese zu überfallen ein Wagniss war. Trotzdem stand Ismail von seinen Räubereien nicht ab. Nachdem nun in einem im Kampfe mit einem solchen Ritter gefallenen Räuber ein ehemaliger Knappe Ismail's erkannt worden war, hörten die Freierbesuche nicht nur ganz auf, sondern begannen auch allerhand unheimliche Gerüchte sich zu verbreiten, welche der Sicherheit und Freiheit Ismail's gefährlich zu werden drohten. Dieser hätte daher gerne die Burg und das Königreich verlassen, aber dazu gebrach es ihm wieder an Mitteln.

Von Neuem versank Ismail in Trübsinn, den diesmal auch die Reize seiner Tochter nicht zu zerstreuen vermochten. Da meldete eines Tages der Thurmwächter, dass wieder ein Ritter, und zwar ganz allein sich der Burg nähere. In der That dauerte es nicht lange, so begehrte ein, auf einem prächtig aufgezäumten Schimmel sitzender, vom Kopf bis zum Fuss in einen weissen Burnus gehüllter Reiter am Burgthor Einlass. Wie sehr erstaunte aber Ismail, als der vermeintliche Ritter sich seiner Hülle entledigte und nun ein steinalter Mann mit langem, weissem Bart vor ihm stand, der sich durch sein mit kabbalistischen Zeichen verziertes Gewand als einen Magier verrieth.

Seinen Argwohn verbergend führte der Burgherr den unbekannten Gast freundlich in das Prunkgemach der Burg, liess ihm Speise und Trank vorsetzen und fragte ihn sodann nach seiner Herkunft und seinem Begehr.

„Ich bin, erwiderte der Greis, aus Damascus, habe die ganze Welt bereist und bin vor Kurzem nach Granada gekommen, um nur mir bekannte heilsame und Zauberkräuter, welche, wie ich von früheren Reisen her weiss, einzig und allein in diesem Gebirge wachsen, zu sammeln, denn durch langjährige Studien in Indien und Egypten habe ich die geheimnissvollen Kräfte aller Pflanzen kennen gelernt. Da hörte ich von der Schönheit Deiner Tochter und von Deiner Noth, und komme jetzt, Dir meine Dienste anzubieten. Zunächst aber bitte ich Dich, mich Fatimen sehen zu lassen."

Hocherfreut über dieses Anerbieten führte Ismail den wunderlichen Fremdling in das Frauengemach. Erröthend senkte Fatime die schönen Augen vor dem feurigen Blick des alten Magiers. Dieser war so entzückt von der Jungfrau Schönheit und Anmuth, dass er bei Ismail um deren Hand warb, ihm das Versprechen gebend, er wolle ihn um diesen Preis zum reichsten Mann des Reiches machen. Auf Ismail's Frage, wie er dies zu Wege zu bringen gedenke, theilte ihm der Magier mit, dass hoch oben im Gebirge ein Kraut wachse, das die wunderbare Kraft besitze, verborgene Schätze zu heben und alle Felsen zu öffnen, in denen Gold, Silber und Edelsteine enthalten seien. Dieses Kraut müsse aber in der Nacht der Sommersonnenwende aufgesucht werden, denn nur da, und zwar um Mitternacht, entfalte sich seine Blume und nur dieser wohne jene Zaubermacht inne. — Mit

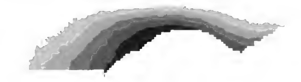


steigendem Entzücken hatte Ismail, dem die Geldgier aus den Augen leuchtete, den Eröffnungen des Magiers gelauscht. Ohne den geringsten Anstand an der grossen Verschiedenheit des Alters von Fatime und dem Magier zu nehmen, rief er, sowie dieser geendet hatte:

„Gut denn, ich verspreche Dir die Hand und den Besitz meiner Tochter, wenn Du mir die Schätze dieses Gebirges erschliessest. Uebermorgen ist der Tag der Sonnenwende. Du wirst also schon Morgen mir beweisen, ob Du die Wahrheit gesprochen und im Stande bist, jene Wunderblume zu finden. Wehe Dir, wenn Du mich belogen hättest; Du würdest die Burg nicht lebend verlassen!“

Ueberlegen und verächtlich lächelnd erwiderte der Greis, dass Ismail über ihn keine Gewalt habe, denselben zugleich auffordernd, er möge ihn am folgenden Abend in das Gebirge hinauf begleiten, um selbst bei der Auffindung der Wunderblume zugegen zu sein. Ungeduldig zählte Ismail, den seine ausschweifende Phantasie schon im Voraus in den Genüssen schwelgen liess, die er sich zu verschaffen gedachte, wenn er wieder ein reicher Mann geworden sein würde, die Stunden bis zum Abend des nächsten Tages. Als endlich die Sonne sich zum Untergange neigte, schickte der Magier sich zum Aufbruch an und gebot Ismail, ihm eine Hacke und Schaufel, sowie Säcke zu bringen, die er selbst unter seinen weiten Burnus verbarg. Nach mehrstündiger Wanderung auf nur dem Magier bekannten Pfaden erreichten sie gegen Mitternacht eine von mächtigen Schneefeldern umgebene Felsschlucht, deren Sohle und Wände mit mancherlei fremdartigen Kräutern, die Ismail noch nie gesehen hatte, bedeckt waren. Hier zog der Magier mit seinem Stabe

einen Kreis und gebot seinem Begleiter, sich innerhalb desselben auf einen Stein zu setzen. Obwohl Ismail vor Begierde brannte, Alles, was da kommen sollte, genau mit anzusehen, überfiel ihn doch plötzlich, wohl in Folge der ungewohnten Anstrengung, eine grosse Müdigkeit und als ihn jetzt der Magier mit seinem Stabe berührte, fielen ihm die Augen zu und versank er in tiefen, traumlosen Schlaf. Als er wieder erwachte, stand der Magier vor ihm, eine rothe Blume von eigenthümlicher Form und wunderbarer Schönheit in seiner Hand haltend. Er bedeutete ihn, ihm zu folgen und kein Wort zu sprechen. Abwärts steigend erreichten sie bald eine gewaltige Felsenkuppe, bei welcher der Magier Halt machte. Plötzlich neigte sich die in seiner Hand befindliche Blume nach einer Seite, während derselben gleichzeitig ein heller, blitzartiger Schein entströmte. Der Magier berührte in der angedeuteten Richtung den Felsen mit der Blume, dieser that sich auf und dem erstaunten und entzückten Ismail blickten in dem röthlichen Lichte, das jetzt die weitgeöffnete Blume ausstrahlte, grosse Klumpen gediegenen Goldes und blitzende Edelsteinkrystalle entgegen, welche aus dem gespaltenen Gestein hervorragten. Begierig löste Ismail mit seiner Hacke einen Goldklumpen und Edelsteinkrystall nach dem andern aus dem Gestein. Der Schweiss troff ihm in dicken Perlen von der Stirne, aber er arbeitete unverdrossen fort, bis beim Morgengrauen der Magier ihm Einhalt gebot. Kaum hatte Ismail drei mit Gold und Edelsteinen gefüllte Säcke mühsam aus der Felsenkluft herausgeschafft, so berührte der Magier mit der jetzt zusammengefalteten Blume den Felsen wieder, und sofort schloss sich die Spalte lautlos, keine Spur ihres Vorhandengewesenseins



zurücklassend. Die Säcke wurden in einer benachbarten Höhle untergebracht und in der folgenden Nacht von Ismail und seinem Vogte unter Beihilfe des Magiers nach der Burg geschafft.

Ismail war zwar hoch erfreut, aber sein habgieriges Herz verlangte nach noch mehr Schätzen. Ausserdem sann er hin und her, wie er den Magier wieder los werden und sich in den Besitz der Blume setzen könne; denn daran, sein Versprechen zu halten und ihm seine Tochter zur Frau zu geben, dachte er nicht im Entferntesten. Als daher der Magier, nachdem er Ismail mit seiner Zauberblume in verschiedenen Nächten noch zu mehr Gold, Silber und Edelsteinen verholfen, ja ihm einen ganzen vergrabenen Schatz, aus Truhen voll Gold, kostbaren Schmuckgegenständen, goldenem und silbernem Geschirr bestehend, verschafft hatte, den Burgherrn an sein Versprechen erinnerte, verlangte dieser zunächst, der Magier solle ihm die Zauberblume überlassen, sonst könne er ihm seine Tochter nicht geben. Lächelnd zog der Greis die noch ganz frische, aber geschlossene Blume aus seinem Gewande und reichte sie dem habgierigen Manne. Kaum aber hatte dieser sie in die Hand genommen, so verwandelte sie sich in eine braune Viper, welche ihn mit boshaft funkelnden Augen anstierte und ihren giftschwangeren Rachen wie zum Biss öffnete. Entsetzt schleuderte Ismail die Schlange von sich, die, vom Stabe des Magiers berührt, sofort wieder zu einer schlummernden Blume wurde. Wüthend sprang jetzt Ismail auf den Greis los, ihn einen betrügerischen, heimtückischen Zauberer nennend und ihn an der Kehle packend; allein der Magier, der dies vorausgesehen haben mochte, hatte rasch die Blume vom

Boden aufgerafft und damit den Rasenden berührt. Augenblicklich erlahmte dessen Kraft, seine Arme fielen schlaff herab und es überkam ihn das Gefühl einer Ohnmacht.

„Gemach, mein Sohn," sprach der Greis ruhig, seinen Gegner mit dem Stabe berührend, worauf derselbe des Gebrauchs seiner Glieder wieder mächtig wurde — „Du hast keine Gewalt über mich und bist selbst an der Verwandlung der Blume schuld. Du musst Dich schwer gegen Allah's Gebote vergangen haben, denn in der Hand eines Menschen mit reinem Gewissen bleibt diese Blume unverändert. Auch vermag nur ein solcher Mensch die Blume in jener Sommernacht zu finden und nur in der Hand eines Schuldlosen behält und übt sie ihre Zaubermacht. Rufe Deine Tochter herbei. Ist dieselbe eine reine und schuldlose Jungfrau, so wird die Blume in ihrer Hand sich nicht nur nicht verwandeln, sondern aufblühen, wie in jenen Nächten, wo sie Dir die in den Eingeweiden der Erde verborgenen Schätze verrieth. Geh' und hole Fatime; ich erwarte Dich in der Schatzkammer."

Und hoch aufgerichtet schritt der Magier zur Halle hinaus und die enge Wendeltreppe hinab in das unterste Gemach, dessen Boden aus dem Marmorgesteine des Berges bestand, der die Burg trug. Hier lagen die der Erde entnommenen Schätze in einem grossen schimmernden Haufen aufgeschichtet. Sinnend blieb der Greis, auf seinen Zauberstab gelehnt, neben dem Schatze stehen. Bald vernahm er herabkommende Tritte auf der Treppe und es erschien Ismail, Fatimen an der Hand führend. Stumm betrachtete der Magier die wunderschöne Jungfrau eine Zeit lang mit stolzem Blicke; dann beschrieb er mit seinem Stabe einen

Kreis um den Schatzhaufen und gebot nun Fatimen, mit ihm in diesen Kreis zu treten, Ismail bedeutend, draussen zu bleiben. Hierauf zog er die Blume hervor und reichte sie dem Mädchen. Zitternd und erröthend ergreift Fatime die Blume und siehe da, dieselbe öffnet sich, ein helles röthliches Licht verbreitend, welches das dunkle Verlies magisch erleuchtet. „Willst Du mir jetzt Deine Tochter geben?“ fragt der Greis, der des Mädchens zweite Hand ergriffen, streng, Ismail mit einem durchbohrenden Blick messend. „Nein!“ schreit dieser wüthend, einen Dolch hervorziehend, im Begriff, sich auf den Magier zu stürzen. Allein in demselben Augenblick hatte dieser den Felsboden mit seinem Stabe berührt, derselbe spaltete weit auf — und vor den Augen des erstarrten Burgherrn versinkt der Magier mit der schönen Fatime und mit allen Schätzen in eine sich öffnende Höhle, deren Decke sich sofort wieder schliesst.

Vergeblich rief Ismail, sich die Haare raufend, seine Tochter mit den zärtlichsten Ausdrücken, vergeblich beschwor er den verschwundenen Zauberer, wiederzukommen, ihm alle möglichen Versprechungen machend, vergeblich versuchte er, durch seine Diener und Unterthanen einen Schacht durch das Gestein treiben zu lassen: dasselbe erwies sich so fest, dass selbst der härteste Stahl nicht einzudringen vermochte. Der Magier war und blieb verschwunden sammt Fatime und dem Schatze. Da versank Ismail in stumme Verzweiflung, und als wenige Tage später der Vogt schreckensbleich in sein Gemach stürzte, ihm verkündend, es zöge eine grosse Anzahl Bewaffneter heran, an deren Spitze ein Kadi ritte, begab er sich, wohl wissend, dass man käme, um ihn seiner Schandthaten

wegen gefangen zu nehmen, in die leere Schatzkammer hinab und erhenkte sich hier, in demselben Augenblicke, als der Kadi am Burgthore Einlass heischte. Wenige Tage später wurde die Burg, deren Vogt und Diener als Gefangene nach Granada abgeführt worden waren, in Folge eines Blitzstrahles ein Raub der Flammen.

Jahrhunderte sind vergangen, seitdem die Beni-al-Kazar mit den übrigen Mauren der Sierra Nevada vertrieben worden und verschollen sind. Keine Spur ist von ihren Wohnsitzen und von der Burg ihrer Häuptlinge übrig geblieben, aber noch immer führt der Berg, der sie trug, den Namen: „Cerro del tesoro“ (Berg des Schatzes) und noch immer glauben die Bewohner des Monachilthales, dass in demselben eine Höhle sich befindet, in welcher die versunkenen Schätze sammt der schönen Maurin von einem Zauberer bewacht ruhen und dass ein reiner unbescholtener Jüngling in der Johannisnacht mit jener Zauberblume versehen, den Berg aufschliessen, den Schatz heben und die schöne Jungfrau erlösen und heimführen könne. Allein obwohl seit der Vertreibung der Mauren die Johannisnacht mehrere hundert Male wiedergekehrt ist, so hat doch bisher kein noch so unbescholtener Hirtenknabe jene Blume finden können. Wohl ist das Kraut vorhanden, dem sie entspriesst; denn nicht selten geschieht es, dass, wenn die Neveros in die Sierra hinaufwandern, um Schnee zu holen, plötzlich einem ihrer Maulthiere ein Hufeisen mitten entzweispringt. Dann hat das Thier auf dieses Kraut getreten; allein dasselbe ist in selbem Augenblick zur Unkenntlichkeit zusammen-

geschrumpft. Kein Mensch kennt deshalb die „Yerba de las herraduras“ (das Hufeisenkraut), wie die Pflanze genannt wird, wohl aber ein Vogel, der „Pito real“ (königlicher Specht), welcher daraus sein Nest baut, aber immer nur an unzugänglichen Stellen des alten maurischen Königspalastes auf der Alhambra. Und noch ist es Niemandem gelungen, diesen Vogel zu belauschen, wenn er das Kraut holt.

III.

Der Fels der Liebenden.

Volkssage von Antequera.

Nahe bei Antequera, im Nordosten der Stadt, erhebt sich aus der breiten Thalmulde des Guadalhorce völlig isolirt ein kahler Felsenberg, dessen östliche Seite in einer gigantischen senkrechten Wand abstürzt. An diesen malerisch geformten, weithin sichtbaren Berg, den jetzt die von Granada nach Bobadilla führende Eisenbahn umkreist, knüpft sich eine rührende Volkssage.

Während der romantischen Kämpfe, die dem Kriege von Granada vorausgingen, fiel bei einer „algara“ (Streifzuge), den die castilianische Ritterschaft von Antequera (welche Stadt schon 1410 in den Besitz der Spanier gekommen war) gegen die Vega von Granada hin unternommen hatte, ein junger Ritter, den wir Fernando nennen wollen, in die Hände der Mauren. Gleich allen übrigen Gefangenen wurde derselbe als Sclave verkauft und kam als solcher in den Besitz eines der vornehmsten und angesehensten Cavaliere aus dem mächtigen Geschlechte der Zegries. Dieser besass ein einziges Kind, eine junge bildschöne

Tochter, Namens Zoráida, welche bereits mit einem jungen maurischen Ritter verlobt worden war, ohne dass sie denselben jemals gesehen hatte, weshalb sie ihm auch nicht in Liebe zugethan sein konnte. Die heisse Jahreszeit verbrachte der Zegri mit seinem Harem in einem in der Vega gelegenen Landhaus, das von prächtigen Gärten umgeben war. Dahin wurde auch Fernando gebracht und dem Gärtner als Gehilfe zugetheilt. Eines Tages, wo er ohne Aufsicht unter den mit zierlichem Gitterwerk verschlossenen Fenstern eines vorspringenden Erkers des Hauses im Garten arbeitete, hörte er die Klänge einer Mandoline von oben herabtönen und bald begann eine süsse, glockenreine Frauenstimme ein arabisches Lied zu singen, in dem sich die Sehnsucht eines gefangenen Mädchens nach dem fernen Geliebten aussprach. Unwillkürlich schlug dem jungen Castilier, dem die arabische Sprache geläufig war, bei diesem lieblichen Gesange das Herz höher; er stellte seine Arbeit ein und blickte, auf seinen Spaten gelehnt, aufhorchend zu dem Erker empor. Da öffnete sich ein Fensterlein, ein weisser Schleier und ein paar dunkle Augensterne wurden sichtbar und herab fiel eine rothe Nelke, eine Blume, welche noch heutzutage in Andalusien für ein Symbol der Liebe gilt und, wenn sie von einem Mädchen einem Manne geschenkt wird, diesem dessen Neigung offenbart. Fernando zweifelte keinen Augenblick, dass die Blume für ihn bestimmt sei und dass dieselbe aus der Hand der Sängerin stamme, die niemand anders als Zoráida sein konnte, von deren ausserordentlicher Schönheit und Anmuth er schon oft hatte erzählen hören. Denn die maurischen Damen verbrachten ja nicht die ganze Zeit in den Räumen des Harems, sondern durften sich

bei Festen auch öffentlich zeigen, und zwar unverschleiert. Offenbar hatte das Mädchen den jungen Ritter, durch die Jalousien lugend, schon oft beobachtet und eine Neigung zu ihm gefasst, was nicht Wunder nehmen konnte, da Zoráida ihren Verlobten nicht kannte und Fernando ein schöner Mann von einnehmenden Manieren war. Bald fand dieser Gelegenheit, sich der schönen Maurin zu nähern, indem dieselbe eines Tages im Garten promenirte, während er dort beschäftigt war. Sie befahl ihm, ihr einen Blumenstrauss zu binden und versäumte er nicht, dazu solche Blumen zu wählen, welche Zoráida verkündeten, dass er ihre Neigung erwidere. In der That war Fernando beim Anblick dieser Jungfrau von heisser Liebe zu ihr entbrannt. Jener ersten Begegnung folgte bald eine heimliche Zusammenkunft der Liebenden, welche Zoráida zu bewerkstelligen wusste, und diese gelobte dem überglücklichen Castilier, Christin und seine Gattin werden zu wollen. Da dies aber Zoráida's stolzer und fanatischer Vater niemals zugegeben haben würde, so beschlossen die Liebenden, heimlich zu entfliehen. Fernando gedachte seine Braut nach Antequera zu bringen, nicht nur, weil dort seine Familie lebte, sondern auch deshalb, weil Antequera die nächstgelegene spanische Stadt war.

Durch Bestechung einer Dienerin war es Zoráida gelungen, sich aus dem Marstall ihres Vaters ein gesatteltes Pferd, wie auch maurische Kleidung und Waffen für Fernando zu verschaffen. Das Pferd wurde durch einen ebenfalls bestochenen Diener an ein Ausgangspförtchen des Parkes gebracht, dessen Schlüssel Fernando dem Gärtner zu entwenden gewusst hatte. Klüglicherweise hatten die Liebenden eine Nacht

gewählt, wo kein Mondschein und der Hausherr in Granada war. Beim Pförtchen trafen sich die beiden jungen Leute. Fernando, der einen Alfange umgürtet und einen Dolch in seine Leibbinde gesteckt hatte, schwang sich auf das feurige Ross, das ungeduldig den Boden stampfte, nahm die Geliebte hinter sich auf den Sattel, wie dies noch gegenwärtig die andalusischen Majos zu thun pflegen, wenn sie mit ihrer Geliebten bei Festlichkeiten sich zu Pferde zeigen, und sprengte mit seiner schönen Beute davon. Da den Flüchtlingen daran gelegen sein musste, noch vor Tagesanbruch die Grenze zu überschreiten, so war Fernando gezwungen, den geradesten Weg, d. h. die nach Antequera führende Strasse zu wählen, welche viele Ortschaften passirte, denn der westlich an die Vega von Granada sich anschliessende Landstrich war damals viel bevölkerter als gegenwärtig. So konnte es nicht fehlen, dass die Flüchtenden bemerkt wurden; und wenn auch die Bauern der Vega, welche die ganze Nacht hindurch bei der Bewässerung ihrer Felder thätig waren, oder die Bewohner der Dörfer, die durch den Hufschlag des eiligst dahintrabenden Rosses aus dem Schlafe geweckt, verwundert auf die in der Nacht sonst so stillen Gassen hinausblickten, keine Vermuthung haben konnten, dass der nächtliche Reiter ein entsprungener christlicher Sclave und das hinter ihm sitzende und ihn umschlungen haltende Mädchen die schöne Zoráida sei, so musste doch der nächtliche Ritt eines solchen Paares auffallend erscheinen. Dennoch würden die Liebenden unaufgehalten nach Antequera entkommen sein, wäre ihre Flucht nicht noch eher, als sie stattgefunden, dem Verlobten des Mädchens verrathen worden, und zwar durch den Gärtner, welcher

schon seit längerer Zeit Verdacht gegen Fernando und Zoráida geschöpft hatte und dem es am Tage vor der Flucht aufgefallen war, dass in seiner Wohnung der Schlüssel zu jenem Pförtchen von dem Orte, wo derselbe bisher aufbewahrt worden war, verschwunden sei. Ohne weiter nachzuforschen, hatte der Gärtner jenen jungen Cavalier, welcher in der Nähe wohnte, benachrichtigt, dass seine Braut ein Liebesverhältniss mit dem gefangenen Ritter angeknüpft und dieser wohl die Absicht habe, mit ihr zu entfliehen. Der eifersüchtige Liebhaber ritt sofort nach Granada, um seinen zukünftigen Schwiegervater von der Untreue seiner Tochter zu benachrichtigen und kam mit dem wuthschnaubenden Zegri noch in derselben Nacht, wo die Liebenden entflohen waren und kaum eine Stunde später, als dies geschehen, nach dem Landhause zurück, wo sofort alle Diener bewaffnet und zur Verfolgung der Flüchtlinge aufgeboten wurden.

Der Tag war angebrochen. Die aufgehende Sonne vergoldete die schroffen Felsenmauern der Sierra de Antequera und bald auch die Zinnen der Thürme der hoch thronenden Burg dieser noch im Schatten ruhenden Stadt. Bei ihren Anblick brach Fernando in einen Jubelruf aus, der Geliebten bedeutend, dass sie bereits auf spanischem Boden und aller Gefahr entronnen seien. Aber was ist das? Auf der nach Granada führenden Strasse steigt in einiger Entfernung eine Staubwolke zwischen den Kronen der sie einfassenden Bäume empor und bald lässt sich Pferdegetrappel vernehmen. Fernando, nichts Gutes ahnend, spornt sein durch den langen scharfen Ritt und die doppelte Last bereits ermüdetes Pferd zu eiligerem Lauf an: doch vergeblich, das Thier vermag nicht mehr zu galoppiren. Einige

angstvolle Minuten vergehen. Da erscheint, kaum tausend Schritt entfernt, eine berittene Schaar bewaffneter Mauren, in deren Führer Zoráida ihren eigenen Vater erkennt. Laut aufschreiend umklammert sie enger ihren Geliebten, ihn beschwörend, sie vor der Rache ihres jähzornigen Vaters zu retten. Auch ist Antequera schon nahe, die weissen Häuserreihen der Stadt werden soeben von den Sonnenstrahlen getroffen, ein galoppirendes Pferd kann in zehn Minuten das Stadtthor erreichen! Mit grösster Anstrengung bringt Fernando sein keuchendes, schweisstriefendes Ross nochmals zum Galopp — da sprengt von links her, auf der von Malaga kommenden Strasse, ein zweiter Reitertrupp heran, geführt von dem Bräutigam Zoráida's und verlegt ihm den Weg. Entsetzt hält Fernando sein Pferd an und laut jammernd und schluchzend fleht Zoráida ihren herbeisprengenden Vater um Gnade und Erbarmen an, den Boden mit heissen Thränen benetzend. Der alte Zegri will aber davon nichts wissen und eilt zornglühend mit hochgeschwungenem Säbel herbei, um sich seiner Tochter und ihres Entführers zu bemächtigen, während der andere Reitertrupp den Liebenden den Weg nach Antequera abschneidet. Da, in der höchsten Noth, fällt Fernando's Blick auf den steilen Felsenberg, der sich in geringer Entfernung über dem Ufer des Guadalhorce erhebt und rasch entschlossen sprengt er querfeldein durch die Thalsenkung diesem Berge zu, in dessen ihm wohlbekannten Schluchten oder Grotten er ein sicheres Versteck für sich und seine Geliebte so lange finden zu können meint, bis ihnen Hilfe aus der Stadt kommt; denn von deren Burg mussten die maurischen Reiterschaaren bemerkt werden. Unauf-

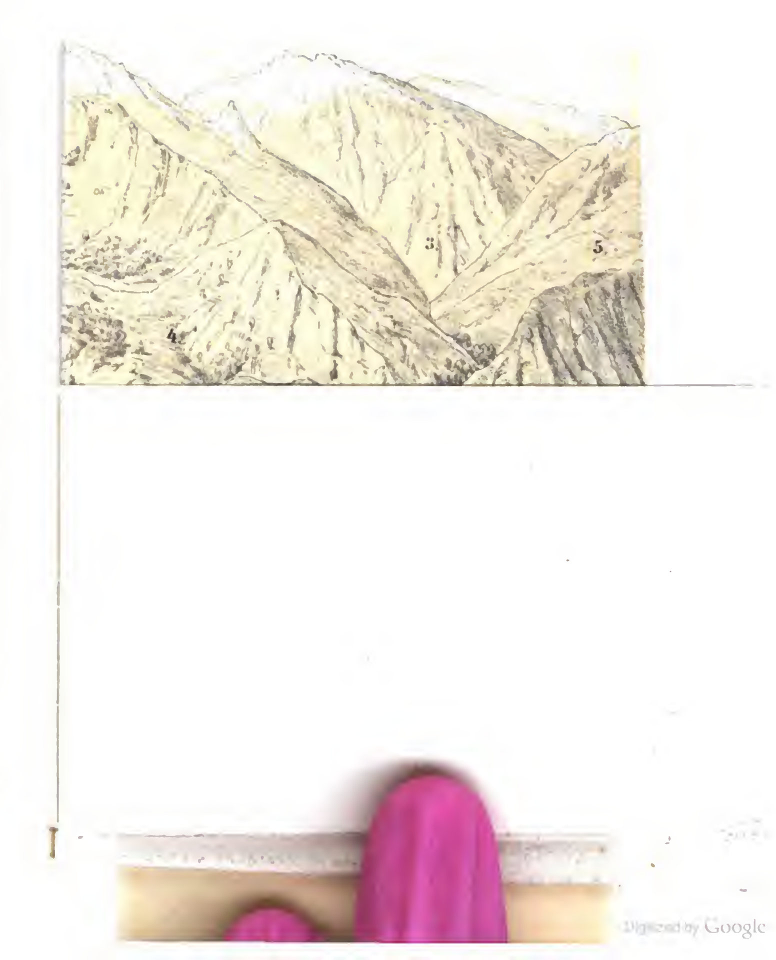
gehalten erreicht er den Fuss des Berges, springt von dem zusammenbrechenden Ross, hebt die Geliebte vom Sattel und klimmt mit ihr an dem schwer zugänglichen, schluchtendurchfurchten Berge hinan, während die Verfolger wuthentbrannt an dessen Fusse Halt machen. Bald verlieren die Flüchtenden diese aus den Augen und schon hofft Fernando in einer nahen, unterhalb des Gipfels gelegenen Höhle sich und das Mädchen verbergen zu können, als der weisse Turban des Zegri hinter einer Felsenecke auftaucht und gleich darauf dieser selbst, begleitet von dem Verlobten Zoráida's und mehreren Bewaffneten dem Liebespaar gegenüber steht. Entschlossen zieht der Castilier seinen Säbel, um die Geliebte zu schützen und deren Besitz zu vertheidigen, aber auch die Gegner, denen noch viele andere folgen, haben bereits ihre blitzenden Alfanges entblösst. „Um Gottes Willen, beflecke Dich nicht mit dem Blute meines Vaters!“ ruft in diesem Augenblick Zoráida und läuft behenden Schrittes zum Gipfel des Berges hinan. Fernando, das Vergebliche jedes Widerstandes einsehend, eilt ihr nach, verfolgt von den rachedürstenden Mauren, die fast gleichzeitig mit den Liebenden auf der höchsten, nur einen kleinen Raum darbietenden Kuppe des Berges eintreffen. Schon glaubt der erzürnte Vater seine Tochter ergreifen zu können, da — umarmen sich die Liebenden und stürzen sich, während ein Schrei des Entsetzens aus den Kehlen der heranstürmenden Mauren ertönt, mit raschem Sprunge über die Felsenwand hinab!

Seitdem führt jener Berg den Namen: la Peña de los Enamorados, d. h. der Fels der Liebenden; an jener Stelle aber, wo das Liebespaar eingeholt wurde

und Zoráida unter Thränen ihren grausamen Vater um Gnade und Erbarmen anflehte, sprudelt jetzt eine schöne klare Quelle, die, der Sage nach aus den Thränen des Mädchens entstanden, noch heut zu Tage »Fuente de la Mora«, d. h. Quelle der Maurin, genannt wird.

Inhaltsverzeichniss.

I.



II.







